pedocs
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Deindl, Raphael [Hrsg.]; Binner, Kristina [Hrsg.]; Atzmüller, Roland [Hrsg.]; Kreissl, Katharina [Hrsg.]; Grubner, Johanna [Hrsg.]; Décieux, Fabienne [Hrsg.]

Gesellschaft in Transformation. Sorge, Kämpfe und Kapitalismus

Weinheim ; Basel : Beltz Juventa 2024, 360 S. - (Arbeitsgesellschaft im Wandel)

Quellenangabe/ Reference:
Deindl, Raphael [Hrsg.]; Binner, Kristina [Hrsg.]; Atzmüller, Roland [Hrsg.]; Kreissl, Katharina [Hrsg.]; Grubner, Johanna [Hrsg.]; Décieux, Fabienne [Hrsg.]: Gesellschaft in Transformation. Sorge, Kämpfe und Kapitalismus. Weinheim ; Basel : Beltz Juventa 2024, 360 S. - (Arbeitsgesellschaft im Wandel) - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-302225 - DOI: 10.25656/01:30222

https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-302225
https://doi.org/10.25656/01:30222

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

http://www.juventa.de

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Arbeitsgesellschaft im Wandel

Roland Atzmüller | Kristina Binner |
Fabienne Décieux | Raphael Deindl |
Johanna Grubner | Katharina Kreissl (Hrsg.)

Gesellschaft in Transformation

Sorge, Kämpfe und Kapitalismus

BELTZ JUVENTA

Roland Atzmüller | Kristina Binner | Fabienne Décieux | Raphael Deindl | Johanna Grubner | Katharina Kreissl (Hrsg.)
Gesellschaft in Transformation: Sorge, Kämpfe und Kapitalismus

Arbeitsgesellschaft im Wandel

Herausgegeben von
Brigitte Aulenbacher | Birgit Riegraf | Karin Scherschel

Moderne Gesellschaften sind nach wie vor Arbeitsgesellschaften. Ihr tief greifender Wandel lässt sich daran ablesen, wie Arbeit organisiert und verteilt ist, welche Bedeutung sie hat, in welcher Weise sie mit Ungleichheiten einhergeht.
Die Buchreihe leistet eine kritische sozial- und zeitdiagnostische Betrachtung der „Arbeitsgesellschaft im Wandel“ und befasst sich mit • Theorien der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft • Arbeit in und zwischen Markt, Staat, Drittem Sektor, Privathaushalt • Arbeit in Organisationen, Berufen, Professionen • Erwerbs-, Haus-, Eigen-, Subsistenz-, Freiwilligenarbeit in Alltag und Biografie • Arbeit in den Verhältnissen von Geschlecht, Ethnizität, Klasse.

Roland Atzmüller I Kristina Binner I
Fabienne Décieux I Raphael Deindl I
Johanna Grubner I Katharina Kreissl (Hrsg.)

Gesellschaft in Transformation

Sorge, Kämpfe und Kapitalismus

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de. Verwertung, die den Rahmen der **CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-8141-1 Print
ISBN 978-3-7799-8142-8 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-7799-8143-5 E-Book (ePub)

1. Auflage 2024

© 2024 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: xerif, le-tex
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter:
https://www.beltz.de

„Centering her life's research on the meaning, importance and fate of ‚care' has led Brigitte Aulenbacher to explore and illuminate so many dimensions of modern capitalism – from the analysis of commodification and its ramifications to changing patterns of wage labor, the gendering of democracy, the uneven trajectory of social welfare, the inhumane treatment of migrants, the rationalization of the university, all leading to movements for social justice. She not only theorizes care; she practices care in the belly of the most uncaring institutions as demonstrated by these essays, written by her students and staff members together with a swarm of international collaborators. Together these tributes attest to the enormous breadth and influence of her work and research."
Michael Burawoy, University of Berkeley, California, USA, personal communication with the editors

Inhalt

Professionell und anwendungsorientiert, gesellschaftskritisch und öffentlich
Perspektiven soziologischer Arbeit und Theoriebildung bei Brigitte Aulenbacher
Roland Atzmüller, Kristina Binner, Fabienne Décieux, Raphael Deindl, Johanna Grubner und Katharina Kreissl 11

Sorge, Politik und Gesellschaft – Care, politics and society

Vergesellschaftungsmuster von Sorge und sozialer Reproduktion in der Krise
Roland Atzmüller, Fabienne Décieux und Raphael Deindl 22

Politics of care – caring politics
Demokratisierung durch Sorge
Birgit Sauer 33

Wider die strukturelle Sorglosigkeit des Kapitalismus
Sozial-ökologische Transformationsperspektiven
Ulrich Brand 45

Männer in Sorgearbeit
Zum Konzept der caring masculinities
Michael Meuser 55

Umkämpfte Formalisierung und Normalisierung der Live-in-Betreuung
Zur Vermarktlichung von Care-Arbeit im „sorglosen Kapitalismus“
Helma Lutz und Karin Schwiter 68

Sich um die Sorge sorgen
Umkämpfte Sorgeerbringung zwischen Vermarktlichung, Technologisierung und Vergemeinschaftung
Valentin Fröhlich, Anna Pillinger und Florian Pimminger 79

Emotional support, matchmaking, and administrative services as care work
Intermediaries' role in relocating seniors to care homes abroad
Veronika Prieler 89

Könnte die Stille Reserve die Pflegelücke in Österreich schließen?
Ergebnisse einer Sekundäranalyse des Mikrozensus des Jahres 2021
Johann Bacher 99

Arbeit, Kapitalismus und Transformation – Work, capitalism and transformation

Kritik der Kritik – oder: Warum Kapitalismus- und Klassenanalyse notwendig intersektional sein muss
Interview mit Klaus Dörre
Fabienne Décieux, Raphael Deindl und Johanna Grubner 116

Tecxxx – Socxxx (ein Fragment)
Technologische – und andere Revolutionen der Gesellschaft um das sich selbst aufstellende moderne Subjekt herum
Cornelia Klinger 128

„Suchbewegungen gegen den Strom"
Für eine Soziologie der ganzen Arbeit
Tine Haubner 143

Intersektionalität als Herausforderung für die Arbeitssoziologie
Ilse Lenz 155

Der Soziale Wert der Arbeitskraft
Intersektionalität in der Arbeitssoziologie
Stephan Voswinkel 167

Hoch die internationale Solidarität?
Transnationale Perspektiven auf Arbeit und Klassenformierung
Nicole Mayer-Ahuja 178

Weder Fisch noch Fleisch?
Ambivalenzen globaler Warenketten im neoliberalen Nahrungsregime
Karin Fischer und Ernst Langthaler 190

Corona-Pandemie, Digitalisierung und Verwilderung
Zur Transformation der deutschen Arbeitsbeziehungen
Hans-Jürgen Urban 201

Polanyi'sche Perspektiven auf das 21. Jahrhundert – Polanyian perspectives in the 21st century

Articulating Polanyi's socioeconomic principles for transformations at multiple levels
Andreas Novy 214

Care work and Polanyi's double movements
Towards multiples in cultural political economy
Bob Jessop and Ngai-Ling Sum 225

Weak welfare states and social inequalities in the pandemic era
Maria Markantonatou 236

(Gegen-)Bewegungen der Digitalisierung
Feldtheoretische Perspektiven auf Plattformen und Arbeit 4.0
Uli Meyer, Susanne Pernicka und Elke Schüßler 248

Intersektionalität, Migration und räumliche Verhältnisse – Intersectionality, migration and spatial relations

Prekarität und Flucht
Feministische und migrationssoziologische Perspektiven
Karin Scherschel 262

(Bildungs-)Biografische Narrationen in der postmigrantischen Gegenwartsgesellschaft
Kategoriale Zumutungen und Praktiken der Divergenz
Susanne Völker 275

Regulierungen und Dynamiken der Marginalisierung in haushaltsnahen Dienstleistungen und der Live-in-Betreuung in Deutschland
Hildegard Theobald 288

The subjectivation of aspiring migrant domestic workers
The case of Sri Lanka
Wasana Handapangoda 299

Addressing gender-based and intersectional violence in the context of a global pandemic
Margaret Abraham and Stefani Vasil 308

Academia, Wissen und Profession – Academia, knowledge production and profession

Gendered Troubles
Erforschte Konkurrenz und erlebte Kooperation in der Wissenschaft
Birgit Riegraf und Lena Weber 320

Ökonomisierungsprozesse und Geschlechterverhältnisse an Hochschulen im Kontext von Gesellschaftsanalyse
Kristina Binner, Johanna Grubner und Katharina Kreissl 331

Forschungssteuerung österreichischer Universitäten in Zeiten einer vermarktlichten Wissenschaft
Dorothea Greiling 343

Autor:innenangaben 355

Professionell und anwendungsorientiert, gesellschaftskritisch und öffentlich

Perspektiven soziologischer Arbeit und Theoriebildung bei Brigitte Aulenbacher

Roland Atzmüller, Kristina Binner, Fabienne Décieux, Raphael Deindl, Johanna Grubner und Katharina Kreissl

1. Einleitung

Die Sozialwissenschaften im Allgemeinen und die Soziologie im Besonderen trieb in den letzten Jahren die Frage um, wie sie den Anspruch einer grundlegenden Kritik der Gesellschaft, in der die kapitalistische Produktionsweise herrscht (Marx 1972), aufrechterhalten und erneuern können. Die „pensée unique", also das Einheitsdenken des neoliberalisierten, in seinen boulevardesken Ausprägungen zunehmend auch autoritären und spaltenden Mainstreams, gesteht gesellschaftskritischen Analysen der Sozialwissenschaften gegenwärtig wenig Platz zu. Es dominiert eine Logik des „There is no alternative". In den aktuellen öffentlichen Diskurskonstellationen scheinen die Sozialwissenschaften daher vielfach darauf reduziert, bestenfalls evaluatives Wissen zu gesellschaftlichen Problemlagen und deren Bewältigung im Sinne der herrschenden Ordnung in die Debatte einbringen oder Einschätzungen zur Akzeptanz und Legitimation bestimmter Entscheidungen abgeben zu können.

Man mag das den aktuellen Kräfteverhältnissen in den öffentlichen Debatten zuschreiben, deren Offenheit oder Geschlossenheit auch davon abhängt, ob es sozialen Bewegungen und Protesten gelingt, im scheinbar glatten Raum der herrschenden Diskurse Antagonismen der Kritik einzubringen, um Diskursräume zu eröffnen. Die schwache öffentliche Wahrnehmung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse ist daher das Resultat einer Konstellation, in der die Perspektive auf eine grundlegende Veränderung der Gesellschaft verstellt ist. Doch es wäre aus sozialwissenschaftlicher Perspektive nicht nur unzulässig, sich von der eigenen „Ohnmacht dumm machen zu lassen" (Adorno 2020, S. 67), sondern auch, sich der positivistischen Bequemlichkeit eines „Da kann man halt nix machen" hinzugeben. Es ist daher keine adäquate Antwort, raun(z)end und grantelnd die gegenwärtigen Kräfteverhältnisse in den aktuellen gesellschaftlichen Debatten zu beklagen. Denn die aktuelle Marginalität der Gesellschaftskritik rührt ja nicht allein aus der „Macht der anderen" (ebd.), sondern auch daraus, ob und inwiefern gesellschaftskritische Wissenschaft und Theoriebildung jene „Wirklichkeit und Macht",

jene „Diesseitigkeit“ ihres Denkens, wie Karl Marx und Friedrich Engels in den Thesen zu Feuerbach (1959) argumentiert haben, sich immer wieder erarbeiten können. Dies ist notwendig, um an der „Möglichkeit“ (Adorno 1997, S. 402) der Veränderung festhalten zu können und Bestandteil der Auseinandersetzungen um eine andere Welt zu werden.

Wie Brigitte Aulenbacher in ihren Forschungen und Arbeiten gezeigt hat, verpflichtet auch heute der Anspruch zur Gesellschaftskritik die sozialwissenschaftlichen Debatten auf die Perspektive gesellschaftlicher Veränderung, also auf den Anspruch, nicht oder nicht mehr so regiert zu werden (Foucault 2010, S. 240). Die herrschenden Regierungsweisen lassen überkommene Macht- und Herrschaftsstrukturen oder institutionelle Pfadabhängigkeiten unter Bedingungen neoliberaler Dominanz jedoch als alternativlos erscheinen. Brigitte hat in ihren Forschungsstrategien und wissenschaftlichen Schwerpunktsetzungen sowie Publikationen (exemplarisch: Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021; Atzmüller et al. 2019; Aulenbacher 2020; Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018; Aulenbacher / Riegraf / Völker 2015) und öffentlichen Interventionen (Aulenbacher et al. 2017; Aulenbacher 2019) unermüdlich daran gearbeitet, aktuelle Perspektiven und Erfordernisse jener „Wirklichkeit und Macht“ gesellschaftskritischer Wissenschaft und Theoriebildung herauszuarbeiten. Sie hat dies in den letzten Jahrzehnten vor allem durch die Erforschung der Bedeutung von Sorge für die soziale Reproduktion kapitalistischer Gesellschaftsformationen und deren krisengetriebene und krisenhafte Transformationen voranzutreiben versucht.

In dieser Orientierung soziologischen Arbeitens geht es erstens darum, kritikfähige Forschungsstrategien, Wissensbestände und Begrifflichkeiten auf die Höhe der Zeit zu bringen (Aulenbacher 2020; Aulenbacher 2005b; Aulenbacher / Décieux 2019). Dies wird in Brigittes Arbeiten zur Transformation kapitalistischer Gesellschaften im Kontext von Ökonomisierung, Landnahme und Vermarktlichungstendenzen seit den 1970er-Jahren (Aulenbacher 2017) sichtbar. Diese Entwicklungen bewirkten gesellschaftliche Verarmungs- und Prekarisierungsprozesse, die auch vormals vergleichsweise abgesicherte Verhältnisse und Gruppen ergreifen und eine Zunahme sozialer Ungleichheiten und die Erosion demokratischer Strukturen zur Folge haben. Ein derartiger Fokus wissenschaftlichen Arbeitens ist nicht nur eine Frage des besseren Verständnisses aktueller Entwicklungen, sondern auch Voraussetzung einer Perspektivierung von Soziologie / Sozialwissenschaft auf Gesellschaftsveränderung, die Brigitte etwa in ihren Beiträgen zu neosozialistischen Debatten diskutiert hat (Aulenbacher 2021; Aulenbacher 2019).

Doch die Geschichte kritischer (Sozial-)Wissenschaft und Gesellschaftstheorie zeugt nicht nur von ihrer konstitutiven Vorläufigkeit, die ihre permanente Erneuerung und Aktualisierung zu einer bestimmenden Herausforderung macht, sondern verweist zweitens auch auf ihre notwendige Unvollständigkeit und Begrenztheit. Diese zu erkennen, ist eine wesentliche Anforderung an gesell-

schaftskritische Forschung und Theoriebildung, um den Anspruch, die Totalität, das komplexe Ganze kapitalistischer Gesellschaften zu erfassen, selbstreflexiv einholen und die Perspektive der Kritik erweitern zu können. Die feministische Kritik gerade auch an den androzentrischen Perspektiven der gesellschaftskritischen Debatten in den Sozialwissenschaften beanspruchte von Anfang an, deren Nichtwahrnehmungen und (oft systematische) Auslassungen ins Visier zu nehmen und die analytische Perspektive auf die Gesellschaftsordnungen der „kapitalistischen Moderne" (Aulenbacher 2005a; Aulenbacher / Riegraf / Völker 2015; Aulenbacher / Riegraf 2013) zu erweitern.

Brigitte hat dies nicht zuletzt und schwerpunktmäßig in den letzten zwei Jahrzehnten vor allem in ihren Forschungen zu Sorge und Sorge-Arbeit zu leisten versucht. Sie hat damit nicht einfach die kritische Analyse kapitalistischer Gesellschaftsformationen um eine wesentliche Dimension ergänzt. Vielmehr hat sie in ihren Arbeiten und den von ihr in vielfältigen Publikationen und Konferenzen angestoßenen und vorangetriebenen Debatten gezeigt, dass die Analyse von Sorge und sozialen Reproduktionsprozessen eine Reformulierung der konzeptuellen Grundlagen der Kritik von Gesellschaften, in denen die kapitalistische Produktionsweise herrscht, erforderlich macht.

Die Erweiterung der Perspektiven von Gesellschaftskritik auf Sorge und soziale Reproduktion wird in Brigittes Arbeiten daher auch als Aspekt ihrer Erneuerung und Aktualisierung sichtbar. Die kriseninduzierten Transformationen kapitalistischer Gesellschaftsformationen (Atzmüller et al. 2019) durch Ökonomisierung, Landnahme und Vermarktlichung (Aulenbacher 2017) manifestieren sich geradezu paradigmatisch in den aktuellen Reorganisationsprozessen von Sorge (exemplarisch: Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021; Aulenbacher / Riegraf / Theobald 2014). Die Veränderungen von Sorge und Sorge-Arbeit machen deutlich, dass die sozialen Auseinandersetzungen um soziale Reproduktion und deren Krisen eine wesentliche Triebkraft der Transformation kapitalistischer Gesellschaftsformationen darstellen. Brigitte hat in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn beständig daran gearbeitet, einen einseitigen Fokus wissenschaftlicher Forschungsstrategien auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die aus Erwerbs- bzw. Lohnarbeit im engeren Sinne resultieren, zu überwinden. Durch die konsequente Erweiterung der analytischen Perspektive auf Sorge und soziale Reproduktion und die damit artikulierten gesellschaftlichen Arbeitsteilungen und Ungleichheiten, Hierarchisierungen und Ausbeutungsformen in kapitalistischen Gesellschaftsformationen zielte sie darauf ab, die klassen- sowie geschlechtsspezifischen wie auch ethnisierten Dimensionen von Macht und Herrschaft sichtbar zu machen (Aulenbacher et al. 2012; Aulenbacher 2013a).

Im wissenschaftlichen Selbstverständnis Brigittes bedeutet dies aber, dass Soziologie, die den Anspruch auf Gesellschaftskritik und -veränderung erhebt, sich nicht auf Auseinandersetzungen in und mit der professionellen Soziologie beschränken kann. Vielmehr geht es zum einen darum, als öffentliche Soziologie

in den gesellschaftlichen Diskursen zu intervenieren und sich als Gegenkräfte zu aktuellen Dynamiken und Verschiebungen in den gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu positionieren (Aulenbacher 2017). Zum anderen geht es ihr aber auch darum, jenseits von makrosoziologischen Analysen gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozesse, konkretes Sach- und Zusammenhangswissen in angewandten Forschungsprojekten zu entwickeln. Diese sollen, so ihr Anspruch, an der „Sache", d. h. an konkreten Entwicklungen in alltäglichen gesellschaftlichen Kontexten, ansetzen und durch die Schaffung wissenschaftlicher Erkenntnisse den Akteur:innen Reflexionsräume eröffnen und konkrete Veränderungen ermöglichen.

Doch die Aktualisierung und Erweiterung gesellschaftskritischer Wissensstände, Analysestrategien und theoretischer Konzeptionen kann im globalisierten Kapitalismus sich nicht mehr ohne weiteres als Existenzialurteil (Horkheimer 1992), formuliert auf Basis eines unabhängigen, universell gültigen Kritikmaßstabes (Aulenbacher 2017), konstituieren. Dies würde die Vorläufigkeit, Unvollständigkeit und Partikularität jeder Kritik ignorieren und von ihrer Situiertheit in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten abstrahieren. Das Ende der großen Erzählungen, die Dezentrierung der Subjekte in den Post-Debatten, aber auch die Vervielfältigung der sozialen Bewegungen und Kämpfe im globalen Maßstab und über verschiedene soziale Felder erfordern andere Strategien, gesellschaftskritisches Wissen zu erzeugen und praxisrelevant werden zu lassen.

Für Brigitte bestehen diese Strategien wesentlich im Dialog und in der Schaffung von (Denk-)Räumen dafür. Sie hat daher in ihren Aktivitäten öffentlicher Soziologie, aber auch in zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen (Aulenbacher / Riegraf / Theobald 2014; Aulenbacher / Riegraf 2018) versucht, solche Räume für kritische Debatte im Austausch und Widerstreit verschiedener Standpunkte zu schaffen. Diese versteht sie als Grundlage nicht nur erweiterter Erkenntnisprozesse, sondern auch möglicher Allianzenbildungen zwischen verschiedenen sozialen Bewegungen und politischen Akteur:innen (Aulenbacher 2013b). Es handelt sich dabei jedoch nicht um das Abschweifen in pluralistische Beliebigkeiten, sondern um einen praktischen Rückgriff auf die Dialektik kritischer Sozialwissenschaft, die im Widerstreit und in der Selbstreflexion, in der Konfrontation und Auseinandersetzung mit anderen Standpunkten sich manifestiert und dadurch zum Erkenntnisgewinn beiträgt. Sozialwissenschaften im Allgemeinen und die Soziologie im Besonderen können aus dieser Perspektive den Anspruch auf Gesellschaftskritik realisieren, wenn sie sich als Verhältnis von Dialogpartner:innen konstituieren. Das ist aber nicht nur eine Frage der speziellen Perspektive auf die notwendige Offenheit, Unvollständigkeit und Unabgeschlossenheit kritischer Wissensproduktion, aus der die Notwendigkeit ihrer permanenten Aktualisierung resultiert, sondern auch eine Frage, inwiefern es gelingt, Räume des Dialogs und des Austausches nicht nur innerhalb der Fachdisziplin, sondern auch darüber hinaus zu schaffen. Brigittes wissenschaftliche Laufbahn in den letzten

Jahrzehnten ist von den Versuchen geprägt, die Fäden professioneller, angewandter aber auch öffentlicher Soziologie so zusammenzuhalten und weiterzuspinnen, dass diese auf Basis einer dialogischen Orientierung zur Aktualisierung und Erweiterung der Kritik gegenwärtiger kapitalistischer Gesellschaftsformationen beitragen kann.

2. Meilensteine einer Wissenschaftlerinnenlaufbahn

2.1 Pre-Care – Anfänge eines wissenschaftlichen Lebenslaufes

Nach dem Studium der Soziologie an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken, und der Universität Bielefeld zwischen 1979 und 1984 konnte Brigitte zwischen 1986 und 1990 ihr Promotionsvorhaben, das durch ein Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung gefördert wurde, bei Ursula Müller, Professorin an der Universität Bielefeld, abschließen. Diese Arbeit wurde 1991 mit dem Titel „Arbeit – Technik – Geschlecht: industriesoziologische Frauenforschung am Beispiel der Bekleidungsindustrie" im Campus Verlag (1991) veröffentlicht. Nach einer Episode als wissenschaftliche Assistentin am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a. M., wissenschaftliche Betriebseinheit Produktion / Sozialstruktur, Schwerpunkt Produktion und Arbeiten, zwischen September 1990 und Juni 1997 erstellte Brigitte, gefördert durch ein Habilitationsstipendium der DFG, zwischen 1999 und 2004 ihre Habilitation bei Gudrun-Axeli Knapp und Regina Becker-Schmidt. Diese wurde auf Basis der Begutachtung durch Tilla Siegel schließlich an der Universität Hannover 2005 angenommen und im gleichen Jahr im VS Verlag mit dem Titel „Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen" (2005a) veröffentlicht.

Auch wenn Brigitte zur Absolvierung ihres Doktorates bzw. zur Erstellung ihrer Habilitationsschrift zwei Stipendien erlangen konnte und sie auch eine befristete Assistentenstelle an der Universität Frankfurt innehatte, sind die Jahre vor der Berufung nach Linz von einer größeren Zahl kurzfristiger Vertretungsprofessuren, Forschungsaufenthalte und Lehraufträge bestimmt, was in der Wissenschaftslandschaft insbesondere im sozialwissenschaftlichen Bereich seit einigen Jahrzehnten Berufsverläufe stark prägt. Trotz derartiger Unsicherheiten und Instabilitäten wissenschaftlicher Arbeit eine eingeständige Forschungsstrategie zu entwickeln und ein wissenschaftliches Selbstverständnis herauszuarbeiten, wird hier als Stärke Brigittes erkennbar.

Brigitte wurde schließlich 2008 an die Johannes Kepler Universität (JKU) in Linz / Österreich auf den Lehrstuhl für Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziologische Theorie und Sozialanalyse (unter besonderer Berücksichtigung der Gender-Dimension) berufen. Sie hat seitdem die Abteilung für Gesellschaftstheorie

und Sozialanalysen (bis 2018 Theoretische Soziologie und Sozialanalysen) geleitet sowie geprägt und war mehrmals Institutsvorständin des Institutes für Soziologie, Mitglied des Senates und im AKG (Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen) der JKU.

2.2 Be-care-t – Brigitte Aulenbacher in Linz

Ausgewiesen in der Arbeitssoziologie und feministischen Sozialwissenschaft hat Brigitte die soziologische Forschung in Linz quasi be-care-t, indem sie die Forschung zu Care bzw. Sorge am Institut für Soziologie aufbaute und die JKU in der nationalen und internationalen Debatte zu diesem Feld verankerte. In den letzten Jahren war sie außerdem eine zentrale Proponentin der internationalen Rezeption sowie von Debatten zum österreichisch-ungarischen Sozio-ökonomen Karl Polanyi (Atzmüller et al. 2019; Aulenbacher et al. 2020) und ist Mitbegründerin der International Karl Polanyi Society (IKPS). Die IKPS veranstaltet regelmäßig (online zugängliche) Webinare und andere international zugänglich Veranstaltungen zur Aktualität der Arbeiten Polanyis und der Relevanz seiner Begrifflichkeiten für die Analyse gegenwärtiger Entwicklungen kapitalistischer Gesellschaftsformationen. Darüber hinaus organisiert die IKPS in Kooperation mit der Wirtschaftsuniversität Wien (Andreas Novy), der Hauptuniversität Wien (Berhard Kittel) sowie – über Brigitte – mit der JKU Linz und finanziert durch die Stadt Wien Einladungen für Gastprofessor:innen an internationale Expert:innen der an Polanyi orientierten Gegenwartsanalyse gesellschaftlicher Transformationsprozesse.

Hervorzuheben ist auch Brigittes Engagement in der scientific community, wie etwa den soziologischen Fachgesellschaften DGS (Deutsche Gesellschaft für Soziologie) und ÖGS (Österreichische Gesellschaft für Soziologie). So war sie Mitglied und einige Jahre auch Sprecherin verschiedener Sektionen dieser Fachgesellschaften. Besonders zu betonen ist ihre Arbeit für die International Sociological Association (ISA). Gemeinsam mit Klaus Dörre von der Universität Jena war sie von 2018 bis 2022 Herausgeberin des in 17 Sprachen erscheinenden ISA-Magazins Global Dialogue. Außerdem ist sie seit 2014 Mitglied des Arbeitskreises Arbeitspolitik und Arbeitsforschung der IG Metall und fungierte regelmäßig als Beirätin für Projekte, die von der Hans-Böckler-Stiftung finanziert werden. Von den vielen Gutachterinnentätigkeiten für Stiftungen und Zeitschriften ebenso wie Herausgeberinnenschaften wollen wir an dieser Stelle gar nicht anfangen.

Brigittes Strategie der Public Sociology schlug sich nicht nur in ihrer Bereitschaft wieder, ihr Wissen auch auf unzähligen Tagungen und Konferenzen zur Diskussion zu stellen, die nicht im engen Sinne von der Fachöffentlichkeit veranstaltet wurden. Vielmehr hat sie, zusammen mit ihrer Abteilung und weiteren Kooperationspartner:innen, auch einige derartige Veranstaltungen und Konfe-

renzen organisiert. Hervorgehoben sei hier nur exemplarisch die Konferenz „A Great Transformation" im Jänner 2017, aus der auch eine international rezipierte Publikation (Atzmüller et al. 2019) hervorging. Für ihren Anspruch, gesellschaftspolitisch relevante Debatten in die Öffentlichkeit zu tragen, sei außerdem auf die Veranstaltungsreihen „Für sich und andere sorgen: Krise und Zukunft von Care" in den Jahren 2012 und 2013 (an der VHS Linz und in der AK Linz) sowie zu „Karl Marx im 21. Jahrhundert" im Jahr 2018, bzw. „Gegenbewegungen" im Jahr 2021, verwiesen. Von den Veranstaltungen zur Sorge-Forschung soll hier stellvertretend für viele Workshops, Tagungen udgl. außerdem zum einen die Konferenz zu „Decent Care Work" 2021 genannt werden. Zum anderen organisierte sie zusammen mit den Dissertand:innen des von ihr und Andreas Novy organisierten OEAW Doc-Teams 114 die Konferenz zu „Transformative Change in the Contested Fields of Care and Housing in Europe" im Dezember 2023. Weitere Veranstaltungen sind zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Textes (November 2023) in Vorbereitung, auch wenn die Auflistung hier abbrechen muss.

Brigitte ist es außerdem in ihrer Arbeit an der JKU immer wieder gelungen, Drittmittel für Forschungsprojekte zu akquirieren, durch die sie ihre Forschungsagenda vorantreiben konnte und zugleich Nachwuchsforscher:innen ermöglichte, erste Schritte einer Wissenschaftslaufbahn zu setzen. Voraussetzung für die erfolgreiche Akquise sind ihre beständigen Anstrengungen der Vernetzung mit anderen Wissenschaftler:innen der JKU, aber auch nationalen wie internationalen Partner:innen. Exemplarisch sei hier nur auf das DACH Projekt Transnational Home Care Arrangements (Gute Sorgearbeit? Transnationale Home Care Arrangements), TRANSCARE, ein Gemeinschaftsprojekt im Rahmen des D-A-CH-Programms von DFG, FWF und SNF, das sie zusammen mit Helma Lutz (BRD) und Karin Schwiter (CH) durchgeführt hat und aus dem eine Reihe von Publikationen hervorging (Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021), sowie auf das Projekt „Digitalisierung und Arbeitsorganisation. Narrative, Praxis und Gestaltungsoptionen", das sie zusammen mit Ernst Langthaler, Uli Meyer, Elke Schüßler durchgeführt hat, verwiesen. Brigitte Aulenbachers Engagement, exzellenten Absolvent:innen und Nachwuchswissenschaftler:innen Möglichkeiten weiterer Forschungsaktivitäten zu ermöglichen, schlug sich auch in der erfolgreichen Akquise von zwei Doc-Teams der OEAW und einem Lise-Meitner-Stipendium des FWF in den letzten Jahren nieder.

Dass die Forschungsleistungen von Brigitte Aulenbacher auch in einer Vielzahl von internationalen wie nationalen Publikationen und Vorträgen sichtbar werden, ist daher wenig überraschend. Ein Überblick über ihre umfangreiche Publikationstätigkeit ist kaum möglich. Die Forschungsdokumentation der JKU verweist auf 542 Einträge, davon allein 236 für die Kategorie Publikationen und 215 für die Kategorie Vorträge (Stand 11/2023).

3. Die Festschrift

Einleitungen zu wissenschaftlichen Büchern versuchen oft eine Synopse der folgenden Analysen, eine ausgefeilte Begründung der dem Buch und seinen Beiträgen zugrunde liegenden Fragestellungen, eine knappe Darstellung aller Beiträge. Das alles können wir für dieses Buch nicht leisten, zu ausdifferenziert und umfangreich sind die Auseinandersetzungen mit Brigittes Arbeiten und die Anknüpfungen in verschiedenen Forschungsfeldern in den hier gesammelten Aufsätzen. Wir freuen uns als Herausgeber:innen, dass so viele Freund:innen, Weggefährt:innen und Kooperationspartner:innen Brigittes sich bereit erklärt und die Zeit gefunden haben, zu diesem Buch beizutragen. Unser Dank gilt daher den Autor:innen dieses Bandes.

Die Verantwortung für die Auswahl und Zusammenstellung liegt bei uns, wir beanspruchen keine Vollständigkeit und betonen, niemanden mit Absicht nicht eingeladen zu haben. Mögliche Auslassungen und Lücken resultieren aus der Unvollständigkeit unseres Überblicks über Brigittes Netzwerke und sind auch mit mangelndem Platz in einem einzelnen Band zu erklären. Die einleitenden Ausführungen zu Brigittes wissenschaftlicher Laufbahn zeigen, dass man rasch den Überblick über ihre Vernetzungen verlieren kann. Einigen war aus unterschiedlichen Gründen eine Teilnahme nicht möglich. Das ist schade, doch auch ihnen gilt unser Dank.

Dieser Band besteht aus Aufsätzen, die sich intensiv mit Brigittes Arbeiten auseinandersetzen, Forschungsfelder vertiefen, Fäden aufnehmen oder weiterspinnen. Um Leser:innen eine Orientierung zu geben, haben wir die Beiträge entlang folgender Linien zu strukturieren versucht. Der Band beginnt mit einem Abschnitt zu Sorge, Politik und Gesellschaft. Dieser umfasst Themen, die in Brigittes Forschungsarbeit und Theoriebildung vor allem in ihrer Zeit an der JKU Linz vorrangig waren. Dem folgt ein Abschnitt, der Aufsätze unter der Überschrift Arbeit, Kapitalismus und Transformation zusammenfasst und einerseits stärker an ihre früheren industrie- und arbeitssoziologischen Arbeiten anknüpft, andererseits auf ihre kapitalismustheoretischen Interessen verweist, die beide Brigittes Laufbahn geprägt haben. Der dritte Abschnitt dieser Festschrift diskutiert, quasi in Erweiterung der vorhergehenden, polanyische Perspektiven auf den Kapitalismus, was auf die spezifische kapitalismustheoretische Schwerpunktsetzung, die Brigitte in den letzten Jahren umgetrieben hat, reflektiert. Die Aufsätze im vierten Abschnitt knüpfen an Brigittes Perspektiven auf Intersektionalität, Migration und räumliche Perspektiven an und reflektieren ihren Anspruch, die Erforschung von Sorge auf einer globalen Ebene voranzutreiben. Die Festschrift schließt ab mit einem Abschnitt über Academia, Wissen und Profession, der an Brigittes Forschungen zur Entwicklung (sozial-)wissenschaftlichen Arbeitens in den unternehmerischen Universitäten des neoliberalisierten Kapitalismus anknüpft.

Unsere Strukturierung des Bandes beansprucht keine Trennschärfe oder eine inhaltliche Aussage jenseits der Absicht, die Breite der Felder, zu denen Brigitte gearbeitet hat und in denen sie zur Diskussion beigetragen oder diese angestoßen hat, abzubilden und für Leser:innen sinnhaft zu strukturieren.

Abschließend möchten wir betonen, dass ein Unterfangen wie diese Publikation nicht nur die Bereitschaft vieler Autor:innen erfordert, Beiträge zeitgereicht zu liefern, sondern auch die Unterstützung und Mitarbeit vieler anderer Personen. Wir möchten uns daher auch bei Daniel Jokesch und Wasana Handapangoda für das sorgfältige Lektorat der Aufsätze und bei Tobias Eder für die vielfältige organisatorische Unterstützung, durch die u. a. bestimmte, für die Erstellung des Bandes notwendige, administrative Abwicklungen der Universität an Brigitte vorbeigeleitet werden konnten, bedanken. Außerdem gebührt unser Dank auch Karin Scherschel und Birgit Riegraf sowie Frank Engelhardt, die eine Publikation dieser Festschrift bei Beltz Juventa ermöglicht haben.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1997): Resignation. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Adorno: Gesammelte Schriften, Bd. 10.2. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 398–402.

Adorno, Theodor W. (2020): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. 31. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Atzmüller, Roland / Aulenbacher, Brigitte / Brand, Ulrich / Décieux, Fabienne / Fischer, Karin / Sauer, Birgit (Hrsg.) (2019): Capitalism in transformation. Movements and countermovements in the 21st century. Cheltenham, UK u. a.: Edward Elgar Publishing.

Aulenbacher, Brigitte (1991): Arbeit, Technik, Geschlecht. Industriesoziologische Frauenforschung am Beispiel der Bekleidungsindustrie. Frankfurt am Main: Campus-Verl.

Aulenbacher, Brigitte (2005a): Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen. Zugl.: Hannover, Univ., Habil.-Schr., 2004. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.

Aulenbacher, Brigitte (2005b): Subjektivierung von Arbeit. Ein hegemonialer industriesoziologischer Topos und was die feministische Arbeitsforschung und Gesellschaftsanalyse dazu zu sagen haben. In: Lohr, Karin / Nickel, Hildegard Maria (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot S. 34–65.

Aulenbacher, Brigitte (2013a): Ökonomie und Sorgearbeit. Herrschaftslogiken, Arbeitsteilungen und Grenzziehungen im Gegenwartskapitalismus. In: Appelt, Erna M. / Aulenbacher, Brigitte / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 105–126.

Aulenbacher, Brigitte (2013b): Reproduktionskrise, Geschlechterverhältnis und Herrschaftswandel. Von der Frage nach Krisenherden über die Gesellschaftskritik zum Problem der Allianzen. In: Nickel, Gerd / Heilmann, Andreas (Hrsg.): Krise, Kritik, Allianzen, Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven. Weinheim u. a.: Beltz Juventa. S. 14–29.

Aulenbacher, Brigitte (2017): Care for a better world? Über Care, Kapitalismus und die Soziologie. In: Aulenbacher, Brigitte / Burawoy, Michael / Dörre, Klaus / Sittel, Johanna (Hrsg.): Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft. Frankfurt, New York: Campus Verlag. S. 84–98.

Aulenbacher, Brigitte (2019): Sozialismus reloaded? Zur Neuordnung der Gesellschaft angesichts der Transformation des Kapitalismus. In: Dörre, Klaus / Schickert, Christiane (Hrsg.): Neo-

sozialismus. Solidarität, Demokratie und Ökologie vs. Kapitalismus. München: oekom. S. 53–72.
Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienne (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: Springer VS. S. 125–148.
Aulenbacher, Brigitte (2021): Die „Mosaik-Linke" in der Transformation des Kapitalismus. In: Aulenbacher, Brigitte / Deppe, Frank / Dörre, Klaus / Ehlscheid, Christoph / Pickshaus, Klaus (Hrsg.): Mosaiklinke Zukunftspfade. Gewerkschaft, Politik, Wissenschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 21–29.
Aulenbacher, Brigitte / Burawoy, Michael / Dörre, Klaus / Sittel, Johanna (Hrsg.) (2017): Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne (2019): Prekaritäten: Internationale Forschung zu globalen Ugleichheiten, Ungleichzeitigkeiten und Geschlecht. In: Kortendiek, Beate / Riegraf, Birgit / Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer. S. 813–822.
Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018): The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. In: Current Sociology 66, H. 4, S. 517–530.
Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.) (2021): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa.
Aulenbacher, Brigitte / Marterbauer, Markus / Novy, Andreas / Levitt, Kari / Thurnher, Armin (Hrsg.) (2020): Karl Polanyi. The life and works of an epochal thinker. Wien: Falter Verlag.
Aulenbacher, Brigitte / Meuser, Michael / Riegraf, Birgit / Nickel, Hildegard M. / Nickel, Hildegard M. / Riegraf, Birgit (2012): Geschlecht, Ethnie, Klasse im Kapitalismus – Über die Verschränkung sozialer Verhältnisse und hegemonialer Deutungen im gesellschaftlichen Reproduktionsprozess. In: Berliner Journal für Soziologie 22, H. 1, S. 5–27.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2013): Kapitalismus und Krise – eine Frage von Ökonomie und Klasse? Über kapitalismustheoretische Öffnungen in Sachen Reproduktion, Geschlecht und Ethnie. In: Atzmüller, Roland / Becker, Joachim / Brand, Ulrich / Oberndorfer, Lukas / Redak, Vanessa / Sablowski, Thomas (Hrsg.): Fit für die Krise? Perpektiven der Regulationstheorie. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 90–110.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2018): Care and Care Work – A Question of Economy, Justice and Democracy, Special Issue, Equality, Diversity and Inclusion. In: Diversity and Inclusion, Special Issue 37, H. 4.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Sonderband der Sozialen Welt 20. Baden-Baden: Nomos.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Völker, Susanne (2015): Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder. 1. Auflage. Münster: Westfälisches Dampfboot.
Foucault, Michel (2010): Was ist Kritik? In: Foucault, Michel (Hrsg.): Kritik des Regierens. Schriften zur Politik. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 237–257.
Marx, Karl (1972): Das Kapital. Marx-Engels-Werke, Band 23. Berlin: Dietz Verlag.
Marx, Karl / Engels, Friedrich (1959): Thesen über Feuerbach, Marx-Engels-Werke, Bd. 3. Berlin: Dietz Verlag.

Sorge, Politik und Gesellschaft – Care, politics and society

Vergesellschaftungsmuster von Sorge und sozialer Reproduktion in der Krise

Roland Atzmüller, Fabienne Décieux und Raphael Deindl

1. Gesellschaftstheorie ganz unbesorgt?

Im Zuge der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 ff. und verschärft durch die Corona-Pandemie ist die Krisenhaftigkeit von Sorge wie der gesellschaftlichen Reproduktionsprozesse auch für vormals versorgte Teile der Bevölkerungen zunehmend sicht- und spürbar geworden. Unterversorgung und Sorgeengpässe stellen kein Randproblem dar, das ignoriert werden kann. Entsprechend sind Auseinandersetzungen um Sorge – Selbst- und Fürsorge, Sorgelücken und Arbeitsbedingungen in der Sorgearbeit – sowie die herrschende Reproduktionskrise in den vergangenen Jahren ins Zentrum sozialwissenschaftlicher Debatten gerückt. Diese Themen finden auch in arbeitssoziologischen und kapitalismustheoretischen Analysen, in denen feministische Debatten oft weiterhin eine untergeordnete Rolle spielen, vermehrt Aufmerksamkeit. Ihr Bedeutungszuwachs ist neben den gesellschaftlichen Krisenerscheinungen mit der voranschreitenden Vermarktlichung und den Konsequenzen ihrer umkämpften Ausgestaltung zwischen Rationalisierung, Protesten und Arbeitskämpfen erklärbar (Aulenbacher 2018a; Aulenbacher / Bachinger / Décieux 2015).

Die Arbeiten von Brigitte Aulenbacher[1] stellen in diesem Zusammenhang eine zentrale Brücke zwischen der feministischen Forschung und Theoriebildung und den sozialwissenschaftlichen Kapitalismusanalysen sowie der Arbeits- und Industriesoziologie im deutschsprachigen Raum dar. Ihre theoretisch versierten und empirisch fundierten Beiträge wirken nicht nur einer „diskursive[n] Enteignung" (Ursula Müller 1999, zitiert nach: Aulenbacher 2018a, S. 82) der feministischen Theoriearbeit durch die Gesellschaftstheorie entgegen, sondern ermöglichen durch ihren spezifischen Zugriff zugleich eine Perspektivenerweiterung.

Brigitte Aulenbachers Arbeiten zur Bedeutung von Sorge(arbeit) und sozialer Reproduktion, die sie strukturierenden gesellschaftlichen Funktions- und Arbeitsteilungen, Ungleichheiten und Regulierungsformen sowie Macht- und Herrschaftsverhältnisse haben wesentliche Erkenntnisse über die Transformati-

1 Brigitte Aulenbachers wissenschaftliche Aktivitäten zeichnen sich auch durch zahlreiche Kooperationen aus. Im Folgenden sehen wir aber davon ab, die Mitglieder der Forschungsteams und Kooperationspartner:innen immer explizit hervorzuheben, wenngleich Brigitte Aulenbacher selbst Wert auf die Betonung der gemeinsamen Arbeit legt.

onsdynamiken kapitalistischer Gesellschaftsformationen bzw. gesellschaftlicher Konflikte und Suchprozesse um neue Vergesellschaftungsformen geliefert. Diesem Beitrag von Brigitte Aulenbacher wollen wir uns im Folgenden widmen, wenngleich dieses Unterfangen nur schlaglichtartig erfolgen kann und kein Anspruch auf Vollständigkeit besteht. Wir wenden uns zunächst aktuellen Diskussionen zu, die sich mit den Veränderungen, Kämpfen und der Neuordnung der (sozialen) Reproduktionsweise auseinandersetzen. Daran anschließend zeichnen wir nach, inwiefern Brigitte Aulenbacher hierbei eine grundsätzliche Perspektivenerweiterung vornimmt, indem sie den Blick auf den vielfältigen und widersprüchlichen Charakter gesellschaftlicher Transformationsprozesse und den damit zusammenhängenden sozialen Kämpfen richtet. Abschließend gehen wir darauf ein, welche gesellschaftstheoretische Bedeutung Brigitte Aulenbachers Arbeiten für die Analyse und Kritik des Gegenwartskapitalismus zukommt.

2. Umkämpfte Reorganisation von Sorge und sozialer Reproduktion in der (multiplen) Krise

Die gesellschaftstheoretischen Debatten der letzten Jahrzehnte wurden von zwei miteinander zusammenhängenden Fragestellungen vorangetrieben. Diese beziehen sich einerseits darauf, wie die Veränderungen der Gesellschaften, „in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht" (Marx 1972, S. 49), einzuschätzen sind und welche Prozesse diese im Besonderen vorantreiben (Atzmüller et al. 2019; Demirović et al. 2021; Dörre et al. 2019). Andererseits drehen sich diese Auseinandersetzungen immer auch darum, inwiefern in diesen Prozessen die Reproduktionsweise kapitalistischer Gesellschaften im Zentrum vielfältiger sozialer Aushandlungen und Kämpfe steht und welche gesellschaftlichen Bereiche zentral verhandelt werden (Aulenbacher 2020a; 2020b; Aulenbacher/Riegraf/Völker 2015). Letzteres verweist darauf, dass in den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen auch jene sozialen Institutionen, gesellschaftlichen Arbeitsteilungen sowie sozialpolitischen Regulierungen, in denen und durch die (soziale) Reproduktionsweisen organisiert werden, erstens einem grundlegend umkämpften und widersprüchlichen Anpassungsdruck ausgesetzt sind, und zweitens – nicht zuletzt aufgrund des Beharrens feministischer Forschung auf der Bedeutung dieser Perspektive – zunehmend als Bereich verstanden werden, der gesellschaftliche Veränderungen auch vorantreiben kann (Artus et al. 2017; Aulenbacher/Dammayr/Décieux 2015; Décieux/Deindl 2021).

In Untersuchungen zu Veränderungen der (sozialen) Reproduktionsweise stehen oft der Umbau der Sozialpolitik und wohlfahrtsstaatlichen Systeme (kritisch: Atzmüller/Décieux/Ferschli 2023) im Zentrum des Erkenntnisinteresses.

Derartige Analysen argumentieren, dass in den letzten Jahrzehnten neoliberale Regierungsprojekte eine weitgehende (Re-)Kommodifizierung von Arbeitskraft und weitreichende Vermarktlichungs- und Inwertsetzungsdynamiken der (sozialen) Reproduktion (Bildung, Gesundheit, Altersvorsorge usw.) durchgesetzt haben (u. a. Hemerijck 2017). Die aus neoliberalen Reformen resultierenden, national variierenden Veränderungen der Sozialpolitik und wohlfahrtsstaatlichen Systeme bewirkten demnach weitreichende Fragmentierungen der überkommenden Regime der sozialen Reproduktion, was wiederum tiefgreifende gesellschaftliche Polarisierungen nach sich gezogen hat (Atzmüller 2019). In diesem Kontext sind letztlich auch bestehende Sorgeregime in Bewegung geraten, was zu entsprechenden, stets umkämpften Verschiebungen in der Funktions- und Arbeitsteilung zwischen Staat, Markt, Drittem Sektor und Familie geführt hat. Zugleich waren die Abkehr vom Male-Breadwinner-Modell und eine Orientierung auf das Adult-Worker-Modell – das in Österreich und anderen Ländern jedoch als One-and-a-half-Worker realisiert wurde – mit der Herausforderung verbunden, dass die vormals überwiegend von Frauen unbezahlt im Haushalt geleisteten Sorge- und Reproduktionsarbeiten neu organisiert werden müssen.

Brigitte Aulenbachers Arbeiten (Aulenbacher 2005; 2009b; Aulenbacher/Riegraf/Völker 2015) kommt das Verdienst zu, aufbauend auf den empirischen Forschungsständen, aber auch theoretischen Debatten zu diesen Prozessen und Entwicklungen, diese nicht nur einer kritischen Diskussion zugänglich zu machen, sondern wesentlich auch die Perspektive darauf zu erweitern.

2.1 Eine neue große Transformation?

Vor dem Hintergrund ihrer grundlegenden Auseinandersetzung mit und Rezeption von aktuellen, sozialwissenschaftlichen Kapitalismustheorien und insbesondere den jüngsten Debatten um das Werk von Karl Polanyi (Atzmüller et al. 2019; Aulenbacher/Bärnthaler/Novy 2019; Aulenbacher et al. 2020) hat Brigitte Aulenbacher die Frage aufgeworfen, inwiefern die eingangs skizzierten Veränderungen eine (neue) große Transformation des Kapitalismus (Polanyi 1944/1978) andeuten. Im (kritischen) Rekurs auf die Überlegungen Polanyis argumentiert sie, dass sich die gegenwärtigen Transformationsprozesse aus der Dialektik, also den sozialen Widersprüchen und Konflikten, die sich im Verhältnis von (kapitalistischer) Bewegung und gesellschaftlichen Gegenbewegungen manifestieren (Abraham/Aulenbacher 2019; Aulenbacher 2020b; Aulenbacher/Décieux/Riegraf 2018a; Aulenbacher/Décieux/Riegraf 2018b; Aulenbacher/Leiblfinger/Prieler 2020), ergeben. Wesentliche Charakteristik der Bewegung ist – und hier bezieht Brigitte Aulenbacher sich auf Einschätzungen etwa von Michael Burawoy (2015), aber auch auf Analysen zur neuen Landnahme (Dörre/Ehrlich/Haubner 2014) – eine neue und radikalisierte (3. Welle) Dynamik der Vermarktlichung bzw.

der Ausdehnung von Marktprozessen. Diese führt zu einer Unterordnung und Inwertsetzung von immer mehr Gesellschaftsbereichen, die zuvor von anderen Zielsetzungen als verwertungs- und profitorientierten Bestrebungen bestimmt waren und deren Funktionieren dadurch gefährdet wird.

Die Frage nach der Reichweite der aktuellen Transformationen würde aber noch nicht eine Perspektivenerweiterung der sozialwissenschaftlichen Debatten ermöglichen. Letztere ergibt sich in Brigitte Aulenbachers Arbeiten aus der Verbindung mit theoretisch und empirisch gesättigten Analysen zu den damit verbundenen Veränderungen der sozialen Reproduktionsweise in modernen, kapitalistisch verfassten Gesellschaften. In einem über den Fokus auf die ökonomischen Transformationen hinausgehenden Zugriff arbeitet sie an einer sozialwissenschaftlichen Weiterentwicklung und Verbindung der ursprünglich aus feministisch-marxistischen Auseinandersetzungen stammenden Debatten zur sozialen Reproduktion und der sozialphilosophischen Auseinandersetzung mit Sorge (Aulenbacher 2020a). Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist die Frage, inwiefern die Konstitutionsbedingungen kapitalistischer Gesellschaften, in denen markt- und profitorientierte Produktionsprozesse und Arbeitsteilungen die Zielsetzungen ökonomischer Handlungen dominieren, grundsätzlich im Widerspruch zur Lebenssorge bzw. zu den sozialen Reproduktionsnotwendigkeiten moderner Gesellschaften stehen (Aulenbacher 2020a; 2020b; Aulenbacher / Dammayr 2014a; Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018a; Aulenbacher / Riegraf / Völker 2015).

Diese Widersprüchlichkeit bedingt die Ausbeutung, Unterordnung, Vernachlässigung und Abwertung der immer noch vorwiegend von Frauen ausgeführten Sorgearbeit, wodurch es nicht zuletzt den männlichen Akteuren der Produktionsverhältnisse möglich wird, diese auszublenden und von ihr zu abstrahieren, was für ihre Positionierung in den Klassenhierarchien der Ökonomie (im Vergleich zu jener von weiblich gelesenen Personen) von Vorteil ist. Mit Blick auf den Gegenwartskapitalismus zeigt sich, dass die unter neoliberalen Vorzeichen vorangetriebene Ökonomisierung in den vergangenen Jahren dazu beigetragen hat, dass Sorgearbeit in jenen Dimensionen, die zur Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse beitragen können, vermehrt in Wert gesetzt wird. Damit wird Sorge zur Quelle von Profit. Demgegenüber werden Sorgebedarfe und Reproduktionsbedürfnisse, die nicht (oder wenig) funktional für die kapitalistische Akkumulationsdynamik sind, an den Rand gedrängt, als unbezahlter „Liebesdienst“ (Klinger 2012) von Frauen konstruiert und/oder von zahlungskräftigen Mittelklassen an prekär beschäftigte, vorwiegend weibliche migrantische Arbeitskräfte delegiert (Aulenbacher 2020a; Aulenbacher 2009a; Aulenbacher / Dammayr 2014b; Aulenbacher / Décieux 2019; Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020; Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021b). In Auseinandersetzung mit Entwicklungen seit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 ff. hat Brigitte Aulenbacher herausgearbeitet (Aulenbacher / Riegraf 2009), dass die mit

der Expansion der Märkte angestoßenen Transformationsprozesse zu einer umfassenden Destabilisierung der gesellschaftlichen Reproduktionsweise geführt haben (Aulenbacher/Dammayr/Décieux 2014; 2015). Die strukturelle Sorglosigkeit (Aulenbacher 2013; Aulenbacher 2020a; Aulenbacher/Dammayr 2014b; Aulenbacher/Dammayr/Décieux 2015) des Kapitalismus wie auch die damit verbundenen Sorgelücken, die sich in der vor allem auf Profite und bestenfalls in zweiter Linie auf gesellschaftliche Bedürfnisse abzielenden Ökonomien auftun, liegen demnach aktuellen Ausprägungen der sogenannten Reproduktionskrise der gegenwärtigen Gesellschaften zugrunde.

Das Paradoxe der Reproduktionskrise besteht aber, wie Brigitte Aulenbacher betont, nicht zuletzt darin, dass sie die Erfüllung bestimmter gesellschaftlicher Bedürfnisse und Aufgaben bedroht und unterminiert, die zugleich eine Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse – ihrer „erweiterten" Reproduktion (Marx 1972) – darstellen. Problematisch ist dies gerade deshalb, da die kapitalistische Formation nicht dazu imstande ist, aus sich heraus die zur sozialen Reproduktion erforderlichen Mittel und Voraussetzungen in einem ausreichenden Maße zu erzeugen bzw. zu erhalten. Ihre theoretischen Überlegungen erweisen sich dahingehend nicht nur anschlussfähig an aktuelle Debatten zur Krisentheorie (Atzmüller 2019; Fraser 2022), sondern auch an sozialwissenschaftliche Auseinandersetzungen in Bezug auf die ökologischen Krisen, in denen dieser dialektische Zusammenhang zwischen Krise und Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften ebenfalls sichtbar wird (Dörre et al. 2019; Fraser 2022).

2.2 Multidimensional, ungleichzeitig und widersprüchlich

Neben der systematischen Einbeziehung von Sorge und sozialer Reproduktion machen Brigitte Aulenbachers Analysen außerdem deutlich, dass es sich dabei um einen multidimensionalen, widersprüchlichen, ungleichzeitigen und umkämpften Prozess handelt. Dies ist nicht nur Resultat eines sozialwissenschaftlichen Blicks, der den methodologischen Nationalismus oder Eurozentrismus zu überwinden sucht, wie Brigitte Aulenbachers Kooperationen und Austausch mit Wissenschafter:innen aus allen Kontinenten zeigen (z. B. Atzmüller et al. 2019; Aulenbacher/Dörre 2018–2022). Vielmehr liegt dem ein nichtmonistisches Verständnis sozialer Prozesse zugrunde. Dieses ermöglicht es ihr, die angesprochenen Prozesse nicht nur als widersprüchliches und geografisch variierendes Ergebnis vielfältiger geschlechts-, klassenspezifischer sowie ethnisierter Ungleichheitsrelationen und Herrschaftsverhältnisse zu verstehen, sondern auch den Blick auf neue Formen sozialer Praktiken und Organisationsweisen von Sorge und sozialer Reproduktion zu lenken (Aulenbacher 2007; Aulenbacher 2009a; Aulenbacher 2018a; Aulenbacher 2020a; Aulenbacher 2020b). Dies schließt insofern politische Frage-

stellungen mit ein, als hierdurch auch Entwicklungen demokratischer und sorgsamer Formen des Zusammenlebens Berücksichtigung finden, die zur Durchsetzung einer für die Gesellschaft förderlichen Reproduktionsweise beitragen (können) (Aulenbacher / Dammayr 2014b; Aulenbacher / Dammayr / Décieux 2015). Die Frage nach Gerechtigkeit ist daher neben der nach Ungleichheit immer zentral für ihre Arbeiten (Aulenbacher 2018b; Aulenbacher et al. 2017).

Diese wissenschaftliche Perspektive erlaubt es ihr, den Blick sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung auf den komplexen und widersprüchlichen Charakter gesellschaftlicher Transformationsprozesse und die emergenten Dynamiken sozialer Kämpfe und Suchprozesse um die Bewältigung gesellschaftlicher Reproduktionserfordernisse und Sorgebedarfe zu lenken. Hierdurch werden die Konflikte um die Bearbeitung der gesellschaftlichen Folgeeffekte kapitalistischer Vergesellschaftungsprozesse, aber auch der an den Rand gedrängten, entwerteten und ausgeblendeten Bereiche in ihren vielfältigen Erscheinungsformen sicht- und fassbar. Damit richten sich ihre Konzeptionen auch gegen Vorstellungen, soziale Transformationsprozesse als etwas zu konzipieren, das allein auf den Kommandohügeln der Ökonomie oder des Staates ausgefochten und durchgesetzt wird oder von deren Logiken bestimmt ist. Vielmehr zeigen ihre Forschungen zu Veränderungsprozessen im Sorge-Bereich, dass dieser den Gegenstand vielfältiger sozialer Kämpfe und Suchprozesse in den Familienhaushalten, gesellschaftlichen Nahbereichen, der Zivilgesellschaft, der Politik usw. darstellt (Aulenbacher 2020a; Aulenbacher / Dammayr / Décieux 2015; Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018a; Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021b; Aulenbacher / Riegraf 2018; Aulenbacher / Riegraf / Völker 2015). Brigitte Aulenbacher eröffnet damit eine Perspektive auf die Transformation sozialer Reproduktion und die Kämpfe um eine neue Reproduktionsweise, die es ermöglicht, den Blick über die Umgestaltung der Sozial- (und Wirtschafts-)Politik hinaus zu lenken und Letztere darauf zu beziehen.

2.3 Sorge- und Reproduktionskrise im Gegenwartskapitalismus

Auf Basis dieser wissenschaftstheoretischen Herangehensweise konnten Brigitte Aulenbachers Arbeiten insbesondere in den letzten Jahren zum Verständnis der Transformation der sozialen Reproduktionsweise und der gesellschaftlichen Sorgeregime unter Bedingungen einer umfassenden Vermarktlichung gesellschaftlicher Prozesse beitragen. Schwerpunkt ihres Erkenntnisinteresses ist dabei die ganz konkret zu verstehende Frage, auf welche Weise und in welchen neuen Formen der Finanzmarktkapitalismus bzw. die „third wave of marketization" (Burawoy 2015) Sorgeaktivitäten bzw. soziale Reproduktionsprozesse der Ökonomie „unterordnet" bzw. – insofern sie aus Perspektive der Aufrechterhaltung wirtschaftlicher Dynamik als funktional wertlos erscheinen

– vernachlässigt. Die strukturelle Sorglosigkeit des Kapitalismus erzeugt gesellschaftliche Sorgegefährdungen und -lücken, die sich zu Sorgekrisen und zur aktuellen Reproduktionskrise der Gesellschaft verdichten (Aulenbacher 2013; Aulenbacher 2020a; Aulenbacher 2020b; Aulenbacher/Dammayr 2014a; Aulenbacher/Dammayr/Décieux 2015).

Die gegenwärtige Unterordnung von Sorge hat nach Brigitte Aulenbacher (2020a) drei Dimensionen, die sie als neue Stufe der Vergesellschaftung von Sorge und sozialer Reproduktion interpretiert. Mit dem Konzept der Abstraktion, das sie von Regina Becker-Schmidt (Becker-Schmidt 2014) übernimmt, arbeitet sie heraus, inwiefern die neuen, oft marktförmigen Organisationweisen von Care – etwa in der 24-Stunden-Betreuung, aber auch in anderen personennahen und haushaltsbezogenen Dienstleistungen – insbesondere Männern, aber auch weiblichen Angehörigen der Mittelschicht ermöglichen, sich Sorgeaufgaben zu entziehen und damit umfassender den Anforderungen der liberalisierten Marktgesellschaft nachkommen zu können. Diese nutzen die bestehenden Ungleichheiten zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden wie auch von West- und Osteuropa. In den so entstehenden Care-Chains werden gesellschaftlich notwendige und lebensdienliche Sorgetätigkeiten an prekär beschäftigte, sozialrechtlich schlecht abgesicherte und niedrig entlohnte migrantische Frauen, im Falle Österreichs beispielsweise Migrant:innen aus Osteuropa, ausgelagert. In wohlhabenden, familialistisch geprägten Staaten ist dies einer der Aspekte, wie Sorgeregime trotz weitreichender sozialpolitischer Sorgelücken, wohlfahrtsstaatlicher Kürzungen und steigender Anforderungen auf den Arbeitsmärkten „dual earner"-Haushalte zumindest temporär stabilisieren können (Aulenbacher/Décieux 2019; Aulenbacher/Riegraf/Völker 2015; Aulenbacher/Leiblfinger/Prieler 2020).

Eine weitere Dimension stellt nach Brigitte Aulenbacher die Indienstnahme von Sorgearbeit für die Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse und der sie konstituierenden Akteur:innen dar. Sie verweist dabei vor allem auf die wachsende Bedeutung spezifischen Sozialpolitikstrategien im Rahmen von *social investment* Konzepten (Aulenbacher/Décieux 2019; Aulenbacher/Décieux/Riegraf 2018a; Aulenbacher/Décieux/Riegraf 2018b; Aulenbacher 2020a). Diese rücken zur Förderung des zukünftigen Arbeitskräftepotenzials, aber auch zur Prävention anderer sozialer Probleme (Armut, Kriminalität) den – nicht notwendigerweise wohlfahrtsstaatlichen – Ausbau der Kinderbetreuung, ab einem möglichst jungen Lebensalter und der frühen Forcierung als ökonomisch wichtig angenommener Fähigkeiten und Kompetenzen ins Zentrum.

Als dritte Dimension der Unterordnung identifiziert Brigitte Aulenbacher schließlich Strategien der Inwertsetzung von Care, die dadurch, wie sie in Weiterentwicklung polanyianischer Konzepte argumentiert, zu einer fiktiven Ware werden (Aulenbacher/Décieux/Riegraf 2018a; Aulenbacher/Leiblfinger 2019; Aulenbacher/Leiblfinger/Prieler 2020). Inwertsetzungsprozesse werden vor-

angetrieben durch staatliche Aktivitäten zur Schaffung von Sorgemärkten, die durch spezifische Formen der Subventionierung, der steuerlichen Förderung sowie der arbeitsmarktspezifischen Regulierung, die oftmals einen transnationalen Charakter aufweist, konsolidiert werden (Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021a).

Die von Brigitte Aulenbacher betonte strukturelle Sorglosigkeit des Kapitalismus (Aulenbacher / Dammayr 2014b; Aulenbacher / Dammayr / Décieux 2015), die aktuell zu weitreichenden Sorgegefährdungen und einer Reproduktionskrise kapitalistischer Gesellschaften führt, die aus der Unterordnung von Sorge resultieren, bedingt demnach eine „weitere Fragmentierung" (Aulenbacher 2020a, S. 136) der „Arbeit an der, mit der und gegen die Kontingenz des Lebens", wie sie in einer Aktualisierung der Überlegungen von Cornelia Klinger (2013, S. 84) argumentiert. Die Fragmentierung von Sorge rührt daher, dass sich die Prozesse der Unterordnung – insbesondere die Dynamiken der Inwertsetzung – mit kapitalismusimmanenten Dynamiken der Rationalisierung verbinden. Sorgearbeit, verstanden als ein weites und vielschichtiges Spektrum an fürsorglichen, primär reproduktiven und (re-)generativen Tätigkeiten, wird dadurch tayloristischen Formen der Zerlegung, Effizienzsteigerung und Berechnung einzelner Arbeitsschritte unterworfen. Diese an Marktgängigkeit ausgerichtete Organisationweise von Sorgearbeit gerät aber in Widerspruch zu einem ganzheitlichen Sorgeverständnis und dem daraus resultierenden Berufsethos der Sorge-Arbeiter:innen. Als zweiten Aspekt der Fragmentierung verweist Brigitte Aulenbacher (2020a, S. 137) auf Dynamiken der „technologischen Rationalisierung des Sorgens", in deren Folge bestimmte Sorgetätigkeiten in Technik überführt und automatisiert werden. Sie deutet dies als Vertiefung der Tendenz des Kapitalismus, die Kontingenz des Lebens durch ihre Unterordnung unter Technik berechenbar und dadurch beherrschbar zu machen. Als dritte Dimension der Fragmentierung verweist sie darauf, dass transnationale Care-Chains, die mit den Inwertsetzungsprozessen von Sorge in den kapitalistischen Zentren verbunden sind, zu globalen Sorgegefällen führen, „in denen Sorgeleistungen auf höchstem Niveau für eine zahlungsfähige Klientel der Vernachlässigung des Sorgens dort gegenüberstehen, wo Care und Care-Arbeit weder marktgängig sind noch sozialpolitisch und -staatlich abgefangen werden noch gemeinschaftlich und familial hinreichend geleistet werden" (Aulenbacher 2020a, S. 138).

3. Sorgsame Gesellschaftstheorie

Gesellschaften, in welchen die kapitalistische Produktionsweise herrscht, aus Perspektive der Sorge und Reproduktion zu denken, wie Brigitte Aulenbacher es in ihren Analysen tut, stellt ein lohnendes Unterfangen dar, um die verschiedenen und widersprüchlichen Dimensionen gesellschaftlicher Veränderung in ihrer Umkämpftheit und Ungleichzeitigkeit zu erfassen. Mit ihren jüngeren

Arbeiten dazu leistet sie einen wichtigen Beitrag zur Bearbeitung zweier Fragestellungen, die die gesellschaftstheoretischen Debatten der letzten Jahrzehnte vorangetrieben haben. Nämlich einerseits, wie die gegenwärtigen Transformationen kapitalistischer Gesellschaften einzuschätzen sind und welche Prozesse diese im Besonderen vorantreiben. Andererseits, inwiefern in diesen Prozessen die Reproduktionsweise kapitalistischer Gesellschaften im Zentrum vielfältiger sozialer Aushandlungen und Kämpfe steht und welche gesellschaftlichen Bereiche für diese Prozesse von zentraler Bedeutung sind. Sie rückt dabei das Feld der Sorge und sozialen Reproduktion in den Vordergrund und nimmt die Aushandlungen und Kämpfe in diesen Bereichen in einem globalen Maßstab und aus einer herrschaftskritischen Perspektive in den Blick. Ebendies wird für künftige Forschung und auch im Hinblick auf Auseinandersetzungen um die Neuordnung der Gesellschaft angesichts der Transformation des Kapitalismus zu beachten sein. Brigitte Aulenbacher hat mit ihren Arbeiten dafür einen wichtigen Grundstein und wertvolle Orientierungsmarken gelegt.

Literatur

Abraham, Margaret / Aulenbacher, Brigitte (2019): Contested capitalism: some reflections on countermovements, social justice and the task for sociology. In: Dörre, Klaus / Rosa, Hartmut / Becker, Karina / Bose, Sophie / Seyd, Benjamin (Hrsg.): Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften. Wiesbaden: Springer VS. S. 527–547.

Artus, Ingrid / Birke, Peter / Kerber-Clasen, Stefan / Menz, Wolfgang (Hrsg.) (2017): Sorge-Kämpfe. Auseinandersetzungen um Arbeit in sozialen Dienstleistungen. Hamburg: VSA Verlag.

Atzmüller, Roland (2019): Krisenbearbeitung durch Subjektivierung. Kritische Theorie der Veränderung des Staates im Kontext humankapitalzentrierter Sozialpolitik. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Atzmüller, Roland / Aulenbacher, Brigitte / Brand, Ulrich / Décieux, Fabienne / Fischer, Karin / Sauer, Birgit (Hrsg.) (2019): Capitalism in transformation. Movements and countermovements in the 21st century. Cheltenham, UK u. a.: Edward Elgar Publishing.

Atzmüller, Roland / Décieux, Fabienne / Ferschli, Benjamin (Hrsg.) (2023): Ambivalenzen in der Transformation von Sozialpolitik und Wohlfahrtsstaat. Soziale Arbeit, Care, Rechtspopulismus und Migration. Weinheim: Beltz Juventa.

Aulenbacher, Brigitte (2005): Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen. Wiesbaden: Springer VS.

Aulenbacher, Brigitte (2007): Vom fordistischen Wohlfahrts- zum neoliberalen Wettbewerbsstaat, Bewegungen im gesellschaftlichen Gefüge und in den Verhältnissen von Klasse, Geschlecht und Ethnie. In: Klinger, Cornelia / Knapp, Gudrun-Axeli / Sauer, Birgit (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Frankfurt a. M.: Campus. S. 46–56.

Aulenbacher, Brigitte (2009a): Arbeit, Geschlecht und soziale Ungleichheiten. Perspektiven auf die Krise der Reproduktion und den Wandel von Herrschaft in der postfordistischen Arbeitsgesellschaft. In: Arbeits- und Industriesoziologische Studien 2, H. 2, S. 67–78.

Aulenbacher, Brigitte (2009b): Die soziale Frage neu gestellt, Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, Robert / Dörre, Klaus (Hrsg.), Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Frankfurt a. M.: Campus. S. 65–77.

Aulenbacher, Brigitte (2013): Reproduktionskrise, Geschlechterverhältnis und Herrschaftswandel. Von der Frage nach Krisenherden über die Gesellschaftskritik zum Problem der Allianzen. In:

Nickel, Hildegard Maria / Heilmann, Andreas (Hrsg.): Krise, Kritik, Allianzen. Weinheim: Beltz Juventa. S. 14–29.
Aulenbacher, Brigitte (2018a): Care und Care Work – Eine neue Stufe ihrer Vergesellschaftung. In: Feministische Studien 36, H. 1, S. 78–91.
Aulenbacher, Brigitte (2018b): Im Sog des Leistungsprinzips. Über Leistung, Gerechtigkeit, Ungleichheit und das Beispiel der Sorgearbeit. In: Die Armutskonferenz (Hrsg.): Achtung – Abwertung hat System. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes. S. 37–44.
Aulenbacher, Brigitte (2020a): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienne (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: Springer VS. S. 125–148.
Aulenbacher, Brigitte (2020b): Bewegte Zeiten. Über die Transformation des Kapitalismus und die Neuordnung des Sozialen. In: Steckelberg, Claudia / Thiessen, Barbara (Hrsg.): Wandel der Arbeitsgesellschaft. Opladen: Barbara Budrich. S. 23–37.
Aulenbacher, Brigitte / Bachinger, Almut / Décieux, Fabienne (2015): Gelebte Sorglosigkeit? Kapitalismus, Sozialstaatlichkeit und soziale Reproduktion am Beispiel des österreichischen migrant-in-a-family-care-Modells. In: Kurswechsel, H. 2, S. 6–14.
Aulenbacher, Brigitte / Bärnthaler, Richard / Novy, Andreas (2019): Karl Polanyi, „The Great Transformation" and Contemporary Capitalism. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 44, H. 2.
Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (2014a): Krisen des Sorgens. Zur herrschaftsförmigen und widerständigen Rationalisierung und Neuverteilung von Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (Hrsg.): Für sich und andere sorgen. Weinheim: Beltz Juventa. S. 65–76.
Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (2014b): Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte (Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Baden-Baden: Nomos. S. 129–146.
Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Décieux, Fabienne (2014): Herrschaft, Arbeitsteilung, Ungleichheit. Das Beispiel der Sorgearbeit und Sorgeregime im Gegenwartskapitalismus. In: ROKLA 44 (175), H. 2, S. 209–224.
Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Décieux, Fabienne (2015): Prekäre Sorge, Sorgearbeit und Sorgeproteste. Über die Sorglosigkeit des Kapitalismus und eine sorgsame Gesellschaft. In: Völker, Susanne / Amacker, Michèle (Hrsg.): Prekarisierungen. Weinheim: Beltz Juventa. S. 59–74.
Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Dörre, Klaus / Menz, Wolfgang / Riegraf, Birgit / Wolf, Harald (Hrsg.) (2017): Leistung und Gerechtigkeit. Weinheim: Beltz Juventa.
Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne (2019): Prekaritäten: internationale Forschung zu globalen Ungleichheiten, Ungleichzeitigkeiten und Geschlecht. In: Kortendiek, Beate / Riegraf, Birgit / Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS. S. 1–10.
Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018a): Capitalism goes care. Elder and child care between market, state, profession, and family and questions of justice and inequality. In: Equality, Diversity and Inclusion 37, H. 2, S. 347–360.
Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018b): The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. In: Current Sociology 66, H. 4, S. 517–530.
Aulenbacher, Brigitte / Dörre, Klaus (Hrsg.) (2018–2022): Global Dialogue. Magazine of the International Sociological Association ISA.
Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2020): The Promise of Decent Care and the Problem of Poor Working Conditions. Double Movements Around Live-In Care in Austria. In: sozialpolitik.ch, H. 2, S. 1–21.

Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.) (2021a): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa.
Aulenbacher, Brigitte / Marterbauer, Markus / Novy, Andreas / Levitt, Kari / Thurnher, Armin (Hrsg.) (2020): Karl Polanyi. The life and works of an epochal thinker. Wien: Falter Verlag.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2009): Markteffizienz und Ungleichheit – Zwei Seiten einer Medaille? Klasse / Schicht, Geschlecht und Ethnie im Übergang zur postfordistischen Arbeitsgesellschaft. In: Aulenbacher, Brigitte / Wetterer Angelika (Hrsg.): Arbeit. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 230–248.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2018): Care and Care Work – A Question of Economy, Justice and Democracy, Special Issue, Equality, Diversity and Inclusion. Vol. 37, No. 4, Emerald Publishing, United Kingdom.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Völker, Susanne (2015): Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder. Münster: Westfälisches Dampfboot.
Becker-Schmidt, Regina (2014): Abstraktionsprozesse in der kapitalistischen Ökonomie – Ausblendungen in der Selbstrepräsentation von Männlichkeit. Theoretische Dunkelfelder in der Kritik der herrschenden Care-Ökonomie. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Baden-Baden: Nomos. S. 89–105.
Burawoy, Michael (2015): Facing an unequal world. Challenges for global sociology. In: Current Sociology 63, H. 1, S. 5–34.
Décieux, Fabienne / Deindl, Raphael (2021): Sorgekämpfe im sorglosen Kapitalismus. Eine Frage der Perspektive? In: Emunds, Bernhard / Degan, Julian / Habel, Simone / Hagedorn, Jonas (Hrsg.): Freiheit – Gleichheit – Selbstausbeutung. Marburg: Metropolis-Verlag. S. 341–364.
Demirović, Alex / Fisahn, Andreas / Mahnkopf, Birgit / Mauritz, Carolin / Wichterich, Christa / Reheis, Fritz / Wahl, Peter / Hürtgen, Stefanie / Sablowski, Thomas / Duchrow, Ulrich (Hrsg.) (2021): Das Chaos verstehen. Welche Zukunft in Zeiten von Zivilisationskrise und Corona?. Hamburg: VSA Verlag.
Dörre, Klaus / Ehrlich, Martin / Haubner, Tine (2014): Landnahme im Feld der Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Baden-Baden: Nomos. S. 107–124.
Dörre, Klaus / Rosa, Hartmut / Becker, Karina / Bose, Sophie / Seyd, Benjamin (2019): Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften. Sonderband des Berliner Journals für Soziologie. Wiesbaden: Springer VS.
Fraser, Nancy (2022): Cannibal capitalism. How our system is devouring democracy, care, and the planet – and what we can do about it. London: Verso.
Hemerijck, A. (2017): The uses of social investment. Oxford u. a.: Oxford University Press.
Klinger, Cornelia (2012): Leibdienst – Liebesdienst – Dienstleistung. In: Dörre, Klaus / Sauer, Dieter / Wittke unter Mitarbeit von Tine Haubner und Harald Hoppadietz (Hrsg.): Kapitalismustheorie und Arbeit. Frankfurt a. M.: Campus. S. 258–272.
Klinger, Cornelia (2013): Krise war immer … Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna / Aulenbacher, Brigitte / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 82–104.
Marx, Karl (1972): Das Kapital. Marx-Engels-Werke, Band 23. Berlin: Dietz.
Polanyi, Karl (1944/1978): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Politics of care – caring politics

Demokratisierung durch Sorge

Birgit Sauer

1. Einleitung

Repräsentative Demokratien sind nicht in der Lage, Freiheit, schon gar nicht Gleichheit, zu realisieren. Frauen wie nichtstaatsangehörige Migrant:innen bleiben nachhaltig aus staatlichen und demokratischen Institutionen ausgeschlossen. Heute grassieren außerdem sinkende Wahlbeteiligung, fehlendes Vertrauen in politische Repräsentant:innen und wachsende Unzufriedenheit mit der Leistungsfähigkeit demokratischer Institutionen.

Die Herausforderungen liberal-demokratischer Verfasstheit haben jüngst eine neue Facette erhalten – das Erstarken rechts-autoritärer Bewegungen und Parteien, selbst wenn autoritäre Lösungsmuster bereits seit langem Teil des neoliberalen Umbaus waren. Das idealisierte Subjekt liberaler Demokratie – der männlich-souveräne Aktivbürger – scheint für „autoritäre Versuchungen" (Heitmeyer 2018) deutlich anfällig zu sein. Die Covid-19-Pandemie führte außerdem vor Augen, dass Sorge und Solidarität Ressourcen sind, die in kapitalistischen Gesellschaften gebraucht, ja vernutzt werden, deren Produktion und Reproduktion abgespalten und feminisierten oder ethnisierten Menschen aufgebürdet werden (vgl. Dowling 2021). Eine während der Pandemie beobachtbare „monadische" bzw. „abjektive Solidarität" (Boos / Hajek / Opratko 2020, S. 23 f.) basiert nicht auf Gemeinsamkeit, sondern auf Praktiken des Ausschlusses.

Liberale Demokratie ist offenbar nicht in der Lage oder nicht gewillt, den Grundwiderspruch kapitalistischer Ökonomie, nämlich die Abspaltung und Externalisierung von Sorge, zu lösen oder, wie Christa Wichterich (2013) für den Globalen Süden schreibt, den normalen kapitalistischen „Sorgeextraktivismus" auch im Globalen Norden abzuschaffen. Sorgearbeit bleibt weitgehend negiert und daher ausbeutbar, ein Charakteristikum, das sich durch die „forcierte Inwertsetzung des Sorgens" (Aulenbacher 2020, S. 125) in den neoliberalen Jahren verschärfte. Entsolidarisierung und Entpolitisierung sind also Symptome eines „Systemfehlers" (Klinger 2013) des Kapitalismus, bürgerlichen Staates und liberalen Demokratiemodells – nämlich der politisch produzierten „Verwahrlosung" (Becker-Schmidt 2011) aufgrund von übersteigertem Individualismus, der Missachtung von Sorge um andere Menschen, um sich selbst und die Umwelt.

Diese ambivalenten Entwicklungen werfen die Frage nach der Kompatibilität von Kapitalismus, Patriarchat und Demokratie auf. Darauf antworten in jüngster

Zeit queer-feministische Theoretiker:innen. Sie denken Demokratie aus einer Geschlechterperspektive grundsätzlich neu – nicht von hierarchischer und heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit aus, sondern aus der Sicht von Körperlichkeit (vgl. Ludwig 2021) und der Notwendigkeit von Sorge (vgl. Lorey 2020; von Redecker 2020; Hark 2021).

Das Ziel meines Textes ist es, diese aktuellen queer-feministischen Diskussionen mit feministisch-materialistischen Theoretisierungen von Kapitalismus, Staat und Demokratie zu verknüpfen. Diese Verbindung soll die Grundlage für ein Konzept „sorgender" oder „affektiver Demokratie" bilden, das Demokratisierung von Sorge-Arbeitsverhältnissen und Affektivität ausgehend denkt und so bürgerlich-kapitalistische Trennungen und patriarchale Ausbeutungsverhältnisse überwinden will. Dieses Konzept darf allerdings nicht als großer Theorieentwurf missgedeutet werden, sondern ist ein erstes Versatzstück im Nachdenken über Demokratie und Emanzipation auf der Basis materialistisch-feministischer Sorgekonzepte und affekttheoretischer Überlegungen.

2. Materialistisch-feministische Staats- und Demokratietheorie. Kritik an der strukturellen Sorglosigkeit in Kapitalismus, Staat und liberaler Demokratie

„Die Geschichte des Staates ist die Geschichte des Patriarchats, und die DNA des Staates ist patriarchal", formuliert die brasilianische Theoretikerin Rita Segato (2021, S. 26). Um diese und ähnliche Statements theoretisch zu konzeptualisieren, schloss sich queer-feministische Staatstheorie seit ihrer Entstehung in den 1990er-Jahren an neomarxistische Überlegungen von Nicos Poulantzas und Antonio Gramsci sowie an poststrukturalistische Überlegungen Michel Foucaults an. Die „Patriarchalität" des modernen Staates konnte so als die Entstehung des Staates aus Geschlechter- und Sexualitätsverhältnissen (vgl. Sauer 2001) begriffen werden.

Im Anschluss an Nicos Poulantzas (2002, S. 159) geht die feministisch-materialistische Theorie davon aus, dass der Staat nicht nur die „Verdichtung eines Kräfteverhältnisses" der gesellschaftlichen Klassen, sondern auch die Verdichtung von Geschlechter- und Sexualitätsverhältnissen sowie von rassifizierten und ethnisierten Verhältnissen ist (vgl. Sauer 2001). „Verdichtung" bedeutet nicht das schiere Eindampfen sozialer Verhältnisse; vielmehr impliziert diese Metapher, dass der Staat eine Arena für verschiedene soziale Dynamiken, Interessen und Praktiken ist, die sich in staatlichen Bürokratien und Normen institutionalisieren. Der Staat entsteht also aus sozialen Verhältnissen, ist ihnen nicht entgegengesetzt, sondern folgt deren vergeschlechtlichten, sexualisierten und rassialisierten Herrschaftskonstellationen (vgl. ebd.).

Zum Staat gehört, Antonio Gramsci (1991, S. 783) folgend, neben Hierarchie und Gewalt die Strategie, möglichst alle Menschen in einen gesellschaftlichen Kompromiss einzubinden. So erscheinen die partikularen Interessen der herrschenden Gruppen den Herrschaftsunterworfenen als *common sense* und Allgemeinwille, und sie „glauben" an deren Rechtmäßigkeit. Ungleiche Geschlechter-, Sexualitäts- und Ethnizitätsvorstellungen sind nur dauerhaft, weil sie zu solch hegemonialen Überzeugungen wurden. Der patriarcho-kapitalistische Staat basiert auf diesen Hegemonieprozessen und verteilt Ressourcen und Positionen in ungleicher Weise.

Die neomarxistischen Überlegungen lassen sich mit der poststrukturalistischen Staatskonzeption Michel Foucaults (2000) verknüpfen. Auch nach Foucault besteht der Staat aus einer Vielzahl von sich möglicherweise widersprechenden Herrschaftstechnologien. Vor allem aber rückt Foucault Elemente der Selbstherrschaft und *Praxen* von Staatlichkeit ins Zentrum kapitalistischer staatlicher Strategien. Der Staat als Herrschaftsstruktur muss „in der Gesellschaft gelebt" und in alltäglichen Praxen verkörpert werden (Demirovic 1987, S. 150). Er ist daher nicht allein ein den Menschen entgegengesetzter repressiver Apparat, sondern eine Subjektivität erzeugende produktive Formation. Dadurch ist er maßgeblich an der Klassifikation von Menschen beteiligt.

Gundula Ludwig (2011) ergänzt die Kombination aus materialistischer und poststrukturalistischer Staatstheorie durch Judith Butlers Geschlechtertheorie und betont, dass der bürgerliche Staat historisch immer auch Geschlecht und Sexualität im Rahmen einer heteronormativen Hegemonie „regiert". Die Geschlechtlichkeit des Staates liegt in der Hervorbringung zweigeschlechtlicher und heteronormativ geformter Körper. Der Staat stellt also im Ringen um die Aufrechterhaltung kapitalistischer Produktionsverhältnisse hierarchische Zweigeschlechtlichkeit, heteronormativen Familialismus und rassialisierte Über- und Unterordnungen immer wieder her – nicht zuletzt dadurch, dass diese Verhältnisse von den Menschen gleichsam freiwillig gelebt werden. Charakteristisch für die kapitalistische Produktionsweise, so Poulantzas (2002), sind „Trennungen": Neben der „Trennung von kapitalistischen Produktionsverhältnissen und Staat" sowie zwischen körperlicher und geistiger Arbeit müssen queer-feministisch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die Trennungen von produktiver Arbeit und reproduktiver Sorgearbeit, von öffentlich und privat sowie von Eigenem und Fremdem ergänzt werden. Bürgerlich-kapitalistische Staatlichkeit etabliert ein „Trennungsdispositiv" (Sauer 2001, S. 148), das das Sezierende und Verobjektivierende, Binarität und Hierarchie reproduziert, um die patriarcho-kapitalistischen Widersprüche von Produktion, Reproduktion und Generativität zu prozedieren. Androzentrik, Heteronormativität und Rassismus des bürgerlich-kapitalistischen Staates basieren auf diesen Trennungen. Als „Andere" identifizierte Personen – Frauen, Homosexuelle, Behinderte, Migrant:innen – werden in diesen Prozessen verleugnet, ausgeschlossen und unterdrückt. Rita Segato (2021,

S. 15) sieht darin eine „Pädagogik der Grausamkeit", ein hegemoniales Projekt des patriarchalen, kolonialen Kapitalismus.

Durch diese fiktiven Trennungen werden auch die Relationalität von Menschen, ihre unhintergehbare Abhängigkeit und ihr Aufeinander-angewiesen-Sein sowie die stets notwendige Sorge negiert. Dies bezeichnen Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr (2014) als „strukturelle Sorglosigkeit" des Kapitalismus. Der „Solidaritätsweise" (Sauer 2013), also der Notwendigkeit der Integration von Menschen in die kapitalistische Vergesellschaftung, oder der „Beziehungsweise" (Adamczak 2017) wird keine Beachtung geschenkt. Die Negation und Externalisierung von Sorge und Bedürftigkeit im Kapitalismus wird durch die heteronormative Familie, in der Sorge an Frauen delegiert und zugleich abgewertet wird, gestützt.

Die historische Durchsetzung kapitalistischer Produktions- und bürgerlicher Lebensweise war schließlich mit der Vorstellung des Besitzes am eigenen Körper verbunden, um ihn als Ware Arbeitskraft zu verkaufen. Der Körper-„Besitz" geriet zur Voraussetzung der Zugehörigkeit zum Staat. Diese weitere Dimension des „Besitzindividualismus" (Macpherson 1990) spricht bestimmten Gruppen den Besitz am eigenen Körper ab und schließt sie aus dem Staat aus – Frauen, nichtheteronormative und rassialisierte Menschen (vgl. Dorlin 2022, S. 114 ff.). Dies geht in der liberalen politischen Theorie einher mit der exkludierenden „Konstruktion des politischen Subjekts als ‚rationales' und ‚autonomes' Wesen", als souveränes, männlich, heterosexuell und weiß imaginiertes Subjekt (Ludwig 2021, S. 645).

Dennoch ist liberale Demokratie als ein historischer Fortschritt zu betrachten, eröffnet diese Regierungsform doch eine Möglichkeit, in der sich Gesellschaften „auf formell geregelte Weise selbst immer von neuem transformier[en]" können (Demirovic 2001, S. 156). Historisch schuf die demokratische Transformation des bürgerlichen, patriarcho-kapitalistischen Staates Raum für emanzipatorische Bewegungen, für Arbeiter- und Frauenbewegungen, aber auch für anti-rassistische Initiativen. So bieten beispielsweise staatsbürgerliche Rechte, die im Laufe der Entwicklung des bürgerlich-patriarchalen Staates von sozialen Bewegungen erstritten und auf immer größere Bevölkerungsgruppen ausgedehnt wurden, eine Emanzipationsmöglichkeit, wenn auch auf einen individuellen Rechtsstatus beschränkt, umkämpft und immer wieder herausgefordert. Auch die Ausbeutung von Sorge(arbeit) war seit dem 19. Jahrhundert immer wieder Gegenstand von Frauenbewegungen, so in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts oder in den 1970er-Jahren als Forderung eines „Lohnes für Hausarbeit".

Aber die repräsentative Demokratie bleibt als institutionalisiertes Ergebnis von sozialen Verhältnissen und Konflikten eine Form der rassialisierten Klassen- und Geschlechterherrschaft, nicht zuletzt, weil sie die Idee der „Souveränität" des Individuums zur Grundlage hat. Den Bürger:innen wird durch diese individualistische Sicht des Politischen die Möglichkeit des gemeinsamen Handelns erschwert, denn Politik ist so keine Aktivität, die die Fähigkeit fördert, auf andere

einzugehen, sondern eine Handlung, die andere Menschen entlang hegemonialer Epistemologien kategorisiert. In dieser Hinsicht bleibt Politik undemokratisch, da sie nicht die Offenheit fördert, sich um die anderen zu kümmern, und da das politische Subjekt isoliert und unempathisch gedacht ist (vgl. Tronto 2013, S. 31). Liberale Demokratie, so lässt sich resümieren, entspricht mit ihren begrenzten, vor allem geschlechterselektiven Verfahren politischer Partizipation und Repräsentation sowie den nationalistischen Ausschlüssen den Kräftekonstellationen im patriarcho-kapitalistischen Staat.

3. Sorge, Relationalität und Affektivität. Das Abgespaltene zum Ausgangspunkt von Demokratisierung machen

Vor diesem Hintergrund der Paradoxien liberaler Demokratie entstanden queerfeministische Theorien, die Demokratisierungsprozesse im Alltag der Menschen und an dessen Transformationspotenzial ansetzen. Die Politisierung von Sorge(arbeit) bietet eine Möglichkeit, die „Grausamkeit" der Trennungen in Frage zu stellen und möglicherweise zu überwinden. Auf dieser Basis geraten die entfremdenden, aber auch die widerständigen und solidaritätsstiftenden Dimensionen von Arbeits- und Sorgeverhältnissen in den Blick. Das Konzept und die vielfältigen politischen Initiativen einer „Care Revolution" (Winker 2015) und eines Sorgestreiks setzen an Sorgepraxen zur Überwindung patriarcho-kapitalistischer Herrschaft an.

Die Betonung von Sorge ist nicht neu. Theoretisiert wurde das Konzept in moralphilosophischen Debatten der 1980er-Jahre, als ein „ganzheitliches Konzept der Selbst- und Fürsorge" (Aulenbacher 2020, S. 126). Berenice Fisher und Joan Tronto (1990, S. 40) definieren Caring als „a species activity that includes everything that we do to maintain, continue, and repair our ‚world' so that we can live in it as well as possible. That world includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, live-sustaining web." Cornelia Klinger (2013) betonte in diesem Sinne mit kapitalismuskritischem Impetus die „Lebenssorge", also Sorge „im semantischen Horizont des Lebens" (Aulenbacher 2020, S. 127), von „Natalität, Morbidität und Mortalität" als den Grundkonstellationen des Lebens (Klinger 2014).

Der Care-Begriff setzt an Beziehungen an. Joan Tronto (2013) hebt hervor, dass Menschen verletzlich, bedürftig und abhängig sind und als „being in *relationships*", als immer „interdependent" betrachtet werden sollten (ebd., S. 29–30, 36, 169). Sorge bietet eine „Kritikperspektive auf die Moderne", auf das „Spannungsverhältnis(ses)" zwischen „Sorgen", „Angewiesenheit und Abhängigkeit" sowie kapitalistischen Externalisierungs- und Verwertungsinteressen (Aulenbacher 2020, S. 127). Sorge eröffnet darüber hinaus Kritik am „Menschenbild" der Moderne, al-

so an der Vorstellung des „Individualismus und autonomen Subjekts", „vor allem als der Selbstsorge fähig, weniger als der Fürsorge bedürftig" (ebd., S. 128).

Die spanische aktivistische Gruppe „Precarias a la deriva" (2011) macht schließlich „Sorgetätigkeit und Sorgebedürfnisse" „zum Ausgangspunkt politisch-ökonomischer Überlegungen" (Lorey 2020, S. 193). Die Gruppe prägte hierfür den Begriff der „Sorgegemeinschaft" – wie Ludwig schreibt, als „Imagination für einen Demos, der weder auf dem Phantasma einer Einheit aufbaut, noch die Politisierung des Sozialen ausschließt" (Ludwig 2013, S. 481).

Auch Segato setzt der „Desensibilisierung gegenüber dem Leiden der Anderen" und dem „zunehmende[n] Verlust der Empathie" der patriarcho-kapitalistischen Isolierung und Hierarchisierung (Segato 2021, S. 16 f.) ein „historische[s] Projekt der Bindungen" entgegen, das auf „Reziprozität, die Gemeinschaft herstellt", abzielt (ebd., S. 23). Sorge ist eine Tätigkeit, ja mehr: eine Lebensbedingung, die im Rahmen notwendiger Abhängigkeit von anderen Menschen stattfindet, und kann daher für diese Abhängigkeit sensibilisieren. Das Wissen um gemeinsame Abhängigkeit kann wiederum zur Grundlage gemeinsamen demokratischen Handelns als „fürsorgliche Praxis", einer postsouveränen „caring democracy" reformuliert werden (Tronto 2013, S. 169–182).

Diese Transformation kann nur gelingen, wenn sie auch die affektiven Dimensionen menschlichen Seins in Betracht zieht. Die patriarcho-kapitalistische Moderne ist nämlich auch durch ein affektives Trennungsdispositiv charakterisiert, das Affekt als störend und zerstörend betrachtet sowie emotionalisierte Menschen ausschließt und abwertet. Die Zähmung zumindest bestimmter Emotionen galt und gilt im „liberalen Gefühlsdispositiv" (Sauer 2016) also als normative Voraussetzung von Demokratie. Stattdessen, so mein Argument, müssen Affekte und Emotionen als grundlegende menschliche Kondition auch als demokratisierende Ressourcen begriffen werden.

Eva von Redecker (2020) plädiert in ähnlicher Weise gegen kapitalistische „Sachherrschaft" und gegen „Phantombesitz", den leeren Besitzanspruch über Beherrschte (ebd., S. 14), für das „Pflegen" (ebd., S. 264–267). Dies etabliere ein „anderes Verhältnis zueinander und zur Welt", das die „Abhängigkeit von geteilten Lebensgrundlagen" berücksichtigt (ebd., S. 291). Menschen sind „homines curans" (Tronto 2017), sich kümmernde Wesen und „aufgrund der Kontingenz des Lebens bedürftig, verletzlich, angewiesen, abhängig" (Aulenbacher 2020, S. 127).

Es wäre allerdings naiv, Sorgen, Pflegen oder Affekte als schlichte Gegenbegriffe zur Logik der Akkumulation und der Profitorientierung, als Logik des Lebens gegen ausbeuterische Lohnverhältnisse zu sehen. Vielmehr sind auch diese Tätigkeiten Teil kapitalistischer (Re-)Produktionsverhältnisse. Damit die grundlegende Verwiesenheit von Menschen aufeinander demokratietheoretisch fruchtbar gemacht werden kann, muss ein politisches Sorge-Konzept daher immer als umkämpft und konfliktorisch gedacht werden, denn aus Sorge können

neue Herrschaftsrelationen entstehen. Abhängigkeit kann auch im Sorgekontext zu Ausbeutung und Gewalt führen. „Asymmetrie des Sorgens [kann] in Macht und Herrschaft umschlagen" (Aulenbacher 2020, S. 139), da Abhängigkeiten anderer für eigene Zwecke ausgenutzt und zu Versorgende beherrscht oder gar unterdrückt werden können (vgl. Tronto 2010, S. 161). Die Suche nach dem „Verbindende[n] im geteilten Prekärsein" (Lorey 2020, S. 192) muss daher immer als widersprüchlich und paradox begriffen werden, und diese Suche braucht Sensibilität für Herrschaftskonstellationen.

Vor diesem Hintergrund schlagen queer-feministische Theorien folgende Dimensionen eines demokratietheoretischen Perspektivenwechsels vor. *Zum Ersten* muss die liberale Vorstellung des Subjekts radikal transformiert werden: An die Stelle des „Phantasmas" des souveränen, maskulinen, weißen Subjekts „muss ein politisches Subjekt treten, das die Unmöglichkeit von Autonomie zum Ausgangspunkt für politisches Handeln nimmt" (Ludwig 2013, S. 478). Dieses Subjektverständnis verknüpft Kognition und Rationalität notwendig mit Emotionalität und Affektivität. Dieses relationale Subjekt, das immer in Beziehungen, in Geflechte und Netze eingebunden ist (ebd., S. 479), muss *zweitens* des notwendigen Prekärseins (*precariousness*) des Lebens und fundamentaler Abhängigkeit gewahr sein (vgl. Butler 2004; Lorey 2012). Der Fokus auf Vulnerabilität, auf Verletzlichkeit hebt allerdings m. E. zu stark auf körperliche Versehrung ab. Demgegenüber möchte ich auf Achille Mbembes Vorstellung rekurrieren, „gemeinsam geboren zu werden (*cobirth*)". Dies impliziert, „das doppelte Verlangen nach Abstraktion und Trennung zu überwinden" – „sowohl die Trennung der Menschen voneinander als auch die Trennung der Menschen von anderen Arten, von der Natur und den vielfältigen Kräften des Lebens" (Mbembe 2022, S. 37). Diese gemeinsame Geburtlichkeit ermöglicht auch die Konzeptualisierung von Affektivität der Menschen.

Drittens ist unter patriarcho-kapitalistischen Bedingungen das Prekärsein höchst unterschiedlich verteilt, umkämpft und konflikthaft. Staatliche Institutionen produzieren Prekarität, sind also Mechanismen der Prekarisierung (vgl. Lorey 2012, S. 31). Sorge-Arbeitsverhältnisse waren immer schon prekär organisiert (insbesondere im Unterschied zu sozial abgesicherter männlicher Erwerbsarbeit des Fordismus). Die Idee des Prekärseins darf daher *viertens* die herrschaftsförmigen Strukturen entlang von Produktions-, Geschlechter-, Sexualitäts- und Ethnizitätsverhältnissen sowie postkolonialen Konstellationen nicht leugnen (vgl. Ludwig 2013, S. 480). Vielmehr muss Demokratietheorie diese herrschaftsförmigen Widersprüche und Konflikte wahrnehmen und kritisieren (ebd., S. 481), um neue demokratische Verhältnisse an- und vordenken zu können.

Zusammengefasst sollte Demokratisierung also implizieren, „Gesellschaft so [zu] gestalten, dass sie der Kontingenz des Lebens gerecht wird" (Aulenbacher 2020, S. 139), also nicht vornehmlich Profitinteressen realisiert. Diese Transfor-

mation des Lebens und Arbeitens braucht auch eine veränderte „Vorstellung vom modernen Subjekt", nämlich des „sorgebedürftigen Menschen" (ebd.), ein Subjekt, das affiziert und gleichzeitig affiziert wird.

4. „Sorgende" und „affektive Demokratie": Abkehr vom liberalen Trennungsdispositiv und Chance der Emanzipation?

Diese abschließenden Bemerkungen bilden keinen Schluss, denn das Demokratieprojekt der Sorge und Affektivität ist unabgeschlossen und vermutlich auch unabschließbar. Die materialistisch-feministische Staats- und Demokratietheorie will dazu beitragen, dass Menschen in die Lage versetzt werden, Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrem Alltag, am Arbeitsplatz, im Zusammenleben mit anderen Menschen, in Partnerschaften erkennen und verändern können. In diesem Sinne ist auch die Care-Debatte „emanzipationsorientiert" (Aulenbacher 2020, S. 138), soll sie doch eine „Kritik an Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen" und ein „Nachdenken über Alternativen" ermöglichen (ebd.). Die „Ganzheitlichkeit des Sorgens" kann gegen Dichotomien des Kapitalismus wie „Geist/Körper, Vernunft/Gefühl […] Öffentlichkeit/Privatheit, Mann/Frau" (ebd., S. 128) gesetzt werden. Dieser Perspektivenwechsel darf nicht als romantisierend missinterpretiert werden, denn er will Demokratie vom Abgespaltenen der patriarcho-kapitalistischen Herrschaftsform, also von Sorge, Bezogenheit, Emotion und Affekt, von dem, was als privat und damit als unpolitisch oder vorpolitisch galt, aus konzipieren. Mit dieser Sichtweise können Staat und das politische System nicht von der Ökonomie, der sozialen Sphäre, also auch nicht von Geschlechter- und Sexualitätsverhältnissen getrennt werden. Vielmehr macht diese Sicht Formen der Organisation des Arbeitens und Lebens sowie von Erfahrungen und Subjektsein zum Ausgangspunkt von Kritik und einer möglichen Transformation patriarcho-kapitalistischer Formationen.

In ihrem Versuch, Demokratie durch die Linse der Sorge neu zu denken, betont Joan Tronto (vgl. 2013, S. 18) die emanzipatorische und demokratisierende Kraft der Sorge (vgl. ebd., S. 25). Tronto sieht im Sorgedefizit und im Demokratiedefizit „zwei Seiten derselben Medaille", die daher nur zusammen überwindbar sind (ebd., S. 181). Care hat nach Tronto das Potenzial, „einen demokratischen Prozess" zu initiieren, „by which citizens are able to care with their fellow citizens" (ebd.: 33), eine Demokratie, „in der sie genügend finanzielle Ressourcen und Zeit für Sorge besitzen" (ebd., S. 176–179).

Jüngere queer-feministische Demokratietheorien heben zudem die Bedeutung von Affektivität hervor: Gundula Ludwig betont im Anschluss an Judith Butler, dass politisches Handeln immer auch ein Handeln zwischen Menschen, somit „ein Handeln zwischen Körpern" (Ludwig 2021, S. 661) und daher in

affektiven Konstellationen situiert ist. Auch Isabell Loreys Vorschlag einer „präsentischen Demokratie" stützt sich „nicht auf autonome Individuen", sondern auf „Verbindungen und Affizierungen" (Lorey 2020, S. 161).

Wie lassen sich diese Hinweise auf die Bedeutung von Sorge und Affektivität für Demokratisierung mit feministisch-materialistischen Ideen verbinden? Ich möchte der „Pädagogik der Grausamkeit" mit einer „Demokratie der Zärtlichkeit" (ähnlich Hark 2021, S. 214 ff.) oder einer „affektiven Demokratie" (Sauer 2016) begegnen, die das Dispositiv der Trennung von Arbeit, zwischen privat und öffentlich sowie Gesellschaft und Staat zum kritischen Ausgangspunkt nimmt. Materielle Verhältnisse umfassen Affekt und Körperlichkeit, also die Verbindungen sowie Trennungen, die Affekte zwischen Menschen stiften, ist doch die Verdichtung von sozialen Kräfteverhältnissen in der staatlichen Arena immer affektgeladen.

Demokratische Selbstbestimmung kann daher nur durch eine fundamentale Transformation dieser Trennungen, institutionalisiert in ökonomischen Eigentumsverhältnissen sowie der darin eingelagerten geschlechtsspezifischen affektiven Arbeitsteilung und dem patriarchalen Staatsapparat, realisiert werden. Ein feministisch-materialistisches und affektsensibles Demokratiekonzept begreift Arbeit, geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, Sorgetätigkeiten wie auch Selbstsorge als demokratisches Handeln, als Partizipation am Ringen um die Organisation des Lebens, und siedelt Affekte im staatlichen Feld der Verdichtung sozialer, geschlechtsspezifischer Machtverhältnisse an. Affekte sind Teil des Alltags der Menschen, der Erwerbsarbeit, der prekären Tätigkeit oder der Erwerbslosigkeit, der Sorge um sich und um andere, sie sind aber auch ein notwendiges Element von Staatlichkeit und politisch-demokratischem Handeln. Demokratie entsteht in Arbeits- und Sorgepraxen, in kollektiven wie individuellen Auseinandersetzungen um Leben, um Emotionen und Affekte. Affektivität als soziales Verhältnis von Macht und Herrschaft in der staatlichen Arena ist immer umstritten und paradox. Darin liegt ihr emanzipatorisches Potenzial.

Affekte und Emotionen sind so denkbar als widerständige, als ermöglichende Praxis, erlauben sie doch das Miteinander mit anderen und bieten die Chance, die eigene Verletzbarkeit wie auch jene der anderen, das gemeinsam Geborensein, wahrzunehmen und zum Ausgangspunkt politischen, d. h. gemeinsamen Handelns zu machen. In diesem widersprüchlichen Feld kann Demokratie als sorgende, affektive und affizierende Praxis oder als „affektive Demokratie" entstehen. Gemeinsames Handeln kann als Bezogenheit und Beziehung, als Nähe, aber auch Distanz und als konflikthaftes, widersprüchliches Ringen darum theoretisch gefasst werden. Der Raum des Politischen entsteht aus affektiver politischer Subjektivierung – und umgekehrt: Er produziert affektive politische Subjekte, die gemeinsam, freilich auch herrschaftlich und ausgrenzend agieren können. Affektive Subjektivierungsweisen öffnen somit Chancen für die Auflösung von hierarchischer, heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit und für emanzipative Politikformen gegen kapitalistische Entfremdung.

Die Ambivalenzen von affektiven Beziehungen gilt es in einer demokratischen Praxis allerdings immer deutlich zu machen, gerade heute, wo Affekte und Emotionen eine neue Form der Regierung von Menschen, also ihrer Disziplinierung und Unterwerfung, eine neue „neoliberale affektive Gouvernementalität" werden (vgl. Penz / Sauer 2016, S. 95).

Soll „affektive Demokratie" gelingen, ist daher der materialistisch-feministische Anspruch der Herrschaftskritik, wie ihn auch die frühe Frauenbewegung erhob, ganz zentral: Frauenbewegtem Aktivismus ging es um die Politisierung und Kritik herrschaftsförmiger Geschlechterverhältnisse, versteinert in einer restriktiven Politik der Gefühle. Das Gemeinsame des politischen Handelns beruht zwar auf Affizierung, auf Beziehung und Relation, auf Zugewandtheit, Sorge und Empathie, doch in einem stets umkämpften und widersprüchlichen gesellschaftlichen Raum, der durch ökonomische Ausbeutung und Enteignung – auch von Sorgearbeit – gekennzeichnet ist.

In einem Konzept „affektiver Demokratie" können daher Affekte nicht einseitig positiv zelebriert werden. Vielmehr müssen Affekte stets in ihrer ambivalenten herrschaftlichen Wirkmächtigkeit zwischen Alltag, Ökonomie und Politik in der staatlichen Arena patriarcho-kapitalistischer Verhältnisse hinterfragt werden. Die Vorstellung einer „affektiven Demokratie" muss somit die Spannung zwischen Affekten als kreativ-emanzipatorischem Aspekt von Handeln *und* Affekten als herrschaftlich überformten politischen Instrumenten fassen. Und „affektive Demokratie" braucht *Institutionen* und Mechanismen, die dieses Spannungsverhältnis zumindest zeitweise auf Dauer stellen, um es dann auch wieder auflösen zu können. Die Repräsentation von Emotionalität und Affektivität benötigt beispielsweise kommunikative Foren, die eine kritische Infragestellung von Herrschaftskonstellationen in *gemeinsamem* Denken, Debattieren und Handeln ermöglichen. Eine „affektive Demokratie" braucht also Zeiten und institutionelle Formen, um den je individuellen bzw. kollektiven Gefühlen nachzu*spüren*, aber auch, um über sie nachzu*denken*, um also herauszufinden, woher sie kommen, was sie ausgelöst hat und welche Bedeutung sie für das je eigene Leben, aber auch für das Leben anderer Menschen haben (ähnlich Bargetz 2014). Dies heißt, die unmittelbare Verknüpfung von Affekten, materiellen Verhältnissen, von Produktions- und Reproduktionsverhältnissen sowie Geschlechter-, Sexualitäts- und Ethnizitätsverhältnissen muss immer wieder in ihrer Herrschaftlichkeit kritisiert werden, um demokratisierende Veränderung anzustoßen. Anders formuliert: Affektive Herrschaft kann nur durch die Überwindung kapitalistischer und patriarchaler, die Sorge negierende Verhältnisse und Apparate verändert werden. Ob dies in einer „Affektrevolution" geschieht, wird sich empirisch herausstellen, theoretisch geht es aber m. E. weniger um einen Bruch denn um eine Transformation durch affizierende und streitende Gemeinsamkeit.

Literatur

Adamczak, Bini (2017): Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende. Berlin: Suhrkamp.

Aulenbacher, Brigitte (2015): Alles Kapitalismus? Zur Freilegung von Herrschaft durch die (pro-)feministische Gesellschaftstheorie, Sozialphilosophie und Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Völker, Susanne: Feministische Kapitalismuskritik, Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 14–31.

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienna (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus, Geschlecht und Gesellschaft 72. Wiesbaden: Springer. S. 125–147.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (2014): Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.): Arbeit, Verhältnisse, Regime, Care: work, relations, regimes. Soziale Welt. Sonderband 20, Baden-Baden: Nomos. S. 125–140.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Riegraf, Birgit (2018): Care und Care Work. In: Böhle, F. et al. (Hrsg.): Handbuch Arbeitssoziologie, Wiesbaden: Springer. S. 747–767.

Bargetz, Brigitte (2014): Jenseits emotionaler Eindeutigkeiten. Überlegungen zu einer politischen Grammatik der Gefühle. In: Baier, Angelika et al. (Hrsg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien: Edition Assemblage. S. 117–136.

Becker-Schmidt, Regina (2011): Verwahrloste Fürsorge – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. Zivilisationskritische Anmerkungen zur ökonomischen, sozialstaatlichen und sozialkulturellen Vernachlässigung von Praxen im Feld ‚care work'. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 3, H. 3, S. 9–23.

Boos, Tobias / Hajek, Katharina / Opratko, Benjamin (2020): Corona-Solidaritäten. In: Femina Politica, 2020, H. 2, S. 123–124.

Butler, Judith (2004): Precarious Life. The Powers of Mourning and Violence. London und New York: Verso.

Demirovic, Alex (1987): Nicos Poulantzas. Eine kritische Auseinandersetzung. Hamburg: VSA Verlag.

Demirovic, Alex (2001): NGO, Staat und Zivilgesellschaft. Zur Transformation von Hegemonie. In: Brand, Ulrich et al. (Hrsg.): Nichtregierungsorganisationen in der Transformation des Staates. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 141–168.

Dowling, Emma (2021): The Care Crisis. What caused it and how can we end it? London: Verso.

Fisher, Berenice / Tronto, Joan (1990): Toward a Feminist Theory of Caring. In: Abel, Emily K. / Nelson, Margaret K. (Hrsg.): Circles of Care Work and Identity in Women's Lives. New York: State University of New York Press. S. 35–62.

Foucault, Michel (2000): Staatsphobie. In: Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (Hrsg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt / M.: Suhrkamp. S. 68–71.

Gramsci, Antonio (1991): Gefängnishefte. Bd. 1. Hamburg: Argument.

Hark, Sabine (2021): Gemeinschaft der Ungewählten. Umrisse eines politischen Ethos der Kohabitation. Berlin: Suhrkamp.

Heitmeyer, Wilhelm (2018): Autoritäre Versuchungen. Signaturen der Bedrohung 1. Berlin: Suhrkamp.

Klinger, Cornelia (2013): Krise war immer … Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna / Aulenbacher, Brigitte / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 81–104.

Klinger, Cornelia (2014): Selbst- und Lebenssorge als Gegenstand sozialphilosophischer Reflexionen auf die Moderne. In: Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (Hrsg.): Für sich und andere

sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 21–39.
Lorey, Isabell (2012): Die Regierung der Prekären. Wien: Turia + Kant.
Lorey, Isabell (2020): Demokratie im Präsens. Eine Theorie der politischen Gegenwart. Berlin: Suhrkamp.
Ludwig, Gundula (2011): Geschlecht regieren. Zum Verhältnis von Staat, Geschlecht und heteronormativer Hegemonie. Frankfurt/M. und New York: Campus.
Ludwig, Gundula (2013): Feministische Überlegungen zu Postdemokratie und der Entpolitisierung des Sozialen. In: PVS 54, H. 3, S. 461–484.
Ludwig, Gundula (2021): Körper und politische (An-)Ordnungen. Zur Bedeutung von Körpern in der modernen westlichen Politischen Theorie. In: PVS 62, H. 4, S. 643–669.
Macpherson, C. B. (1990): Die politische Theorie des Besitzindividualismus, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Mbembe, Achille (2022): Anmerkungen zum gegenwärtigen Eurozentrismus. In: Oppelt, Martin/Pauls, Cristina/Weber, Nicki K. (Hrsg.): Postkoloniale Staatsverständnisse. Baden-Baden: Nomos. S. 29–43.
Penz, Otto/Sauer, Birgit (2016): Affektives Kapital. Die Ökonomisierung der Gefühle im Arbeitsleben. Frankfurt/M. und New York: Campus.
Poulantzas, Nicos (2002): Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, autoritärer Etatismus. Mit einer Einleitung von Alex Demirovic, Joachim Hirsch und Bob Jessop. Hamburg: VSA Verlag.
Precarias a la deriva (2011): „Was ist dein Streik?" Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität. Wien: transversal.
Redecker, Eva von (2020): Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen. Frankfurt/M.: Fischer.
Sauer, Birgit (2001): Die Asche des Souveräns. Staat und Demokratie in der Geschlechterdebatte. Frankfurt/M. und New York: Campus.
Sauer, Birgit (2013): „Putting patriarchy in its place". Zur Analysekompetenz der Regulationstheorie für Geschlechterverhältnisse. In: Atzmüller, Roland et al. (Hrsg.): Fit für die Krise? Perspektiven der Regulationstheorie. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 111–148.
Sauer, Birgit (2016): Affektive Gouvernementalität. Eine geschlechtertheoretische Perspektive. In: Mixa, Elisabeth/Pritz, Sarah Miriam/Tumeltshammer, Markus/Greco, Monica (Hrsg.): Un-Wohl-Gefühle. Eine Kulturanalyse gegenwärtiger Befindlichkeiten. Bielefeld: transcript. S. 147–162.
Sauer, Birgit (2016b): Demokratie, Geschlecht und Arbeitsteilung. In: Demirovic, Alex (Hrsg.): Transformation der Demokratie – demokratische Transformation. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 156–173.
Segato, Rita Laura (2021): Wider die Grausamkeit. Für einen feministischen und dekolonialen Weg. Wien: Mandelbaum.
Tronto, Joan (2010): Creating caring institutions: Politics, plurality, and purpose. In: Ethics and Social Welfare 4, H. 2, S. 158–171.
Tronto, Joan (2013): Caring democracy. Markets, equality, and justice. New York: NYU Press.
Tronto, Joan (2017): There is an alternative: homines curans and the limits of neoliberalism. In: International Journal of Care and Caring 1, H. 1, S. 27–43.
Wichterich, Christa (2013): Care – Sorgeextraktivismus. Haushaltsökonomien in der Krise. In: Widerspruch 63, S. 66–73.
Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

Wider die strukturelle Sorglosigkeit des Kapitalismus

Sozial-ökologische Transformationsperspektiven

Ulrich Brand

1. Einleitung

Die Problematik der Reproduktion ist gegenwärtig in vielerlei Hinsicht stark politisiert. Die Corona-Krise hat sichtbar gemacht, dass und wie die bezahlten und unbezahlten Tätigkeiten der Daseinsvorsorge zentral sind für ein gutes und auskömmliches Leben. „Sorgegefährdungen und Sorgelücken" (Aulenbacher 2020a, S. 125; vgl. auch Dowling 2021) wurden bereits in den Jahren zuvor, insbesondere aufgrund von Austeritätspolitiken, immer sichtbarer. Es wurde auch deutlich, dass viele dieser Tätigkeiten gesellschaftlich wenig anerkannt und schlecht bezahlt sind, insbesondere wenn sie von Frauen erbracht werden.

Brigitte Aulenbacher hat hierzu wegweisende wissenschaftliche Einsichten erarbeitet und publiziert. Sie sieht vielerlei Anschlüsse, aber auch Differenzen zwischen den Begriffen Care und soziale Reproduktion. Care würde zumeist „als ganzheitliches Konzept der Selbst- und Fürsorge verstanden, die sich auf die Beziehungen zwischen menschlicher und außermenschlicher Natur, zwischen Menschen und des Menschen zu sich selbst erstreckt. […] Die Vorstellung von Angewiesenheit und Abhängigkeit im Kontext von Natalität, Morbidität und Mortalität als den Grundkonstellationen des Lebens" steht in Spannung von Vorstellungen autonomer Individuen (Aulenbacher 2020a, S. 127).

Der Reproduktionsbegriff hingegen fokussiere stärker den „Bezug auf Arbeit bzw. die Reproduktion der Arbeitskraft, die Produktion und den Tausch" und die wird „an die Analyse der kapitalistischen Verhältnisse sowie die Formbestimmtheit von Arbeit gekoppelt, […]" (Aulenbacher 2020a, S. 130). Dazu werden neben den Geschlechter- auch die Klassen- und ethnisierten Verhältnisse in den Blick genommen. Kapitalismusanalyse bedeutet im Anschluss daran u. a., die Funktionalisierung von Sorgen und Reproduktion für den Kapitalismus wie auch deren Inwertsetzungsprozesse zu untersuchen. Beide Perspektiven thematisieren die Umkämpftheit und Krisenhaftigkeit der Sorge- bzw. Reproduktionsverhältnisse; und beide sind grundlegende Begriffe einer feministischen Kapitalismuskritik (Aulenbacher et al. 2015; um die internationale Dimension stärker zu betonen, schlägt Christa Wichterich [2019] den Begriff des Sorgeextraktivismus vor).

Ein spezifischer Beitrag von Brigitte Aulenbacher und ihrem Forschungsteam sind die konzeptionelle Ausarbeitung und empirischen Untersuchungen von Sorge und Reproduktion bzw. ihren Krisen im Anschluss an Karl Polanyi und seinem Begriff der „Marktgesellschaft". Formuliert wird insbesondere eine Kritik am reduktionistischen Verständnis von (Markt-)Ökonomie, an den Kommodifizierungsdynamiken des neoliberalen Kapitalismus, der Verbetriebswirtschaftlichung des gemeinwirtschaftlichen und öffentlichen Sektors. Weiters wird als eine kapitalistische Dynamik identifiziert, das durch ein Verständnis von Care als „fiktive Ware" eben diese Sorgearbeit durch den selbstregulierten Markt immer weiter kommodifiziert und dadurch in ihrer Reproduktionsfähigkeit untergraben wird (Aulenbacher et al. 2018; Aulenbacher et al. 2019, Aulenbacher 2020c; sowie der von ihr mitherausgegebene wichtige Sammelband Atzmüller et al. 2019).

2. Die ökologische Krise als Sorge- und Reproduktionskrise

Die Krise der Reproduktion bzw. des Sorgens wird auch in einem anderen Bereich der Reproduktion des Lebens immer deutlicher, nämlich in Bezug auf die biophysischen Grundlagen menschlicher Gesellschaften. Der Klimawandel bzw. die Klimakrise sind in aller Munde, aber auch der Verlust biologischer Vielfalt, zunehmende Süßwasserknappheit, der Verlust von fruchtbaren Böden oder die Abholzung von Primärwäldern sind stark politisierte Themen.

In den kritischen Diskussionen zur ökologischen Krise – insbesondere in den Paradigmen der Politischen Ökologie (Gottschlich et al. 2022) und der Sozialen Ökologie (Becker/Jahn 2022) – geht es nicht lediglich um die zunehmende Zerstörung „der Umwelt da draußen" oder der „Überschreitung planetarer Grenzen" – Natur dichotomisch gedacht als der Gesellschaft gegenüberstehend –, sondern ebenfalls um Relationen; etwa angezeigt im Begriff der „gesellschaftlichen Naturverhältnisse" (Brand/Görg 2022; Horkheimer/Adorno 1987/1989; Görg 2003; aus feministischer Perspektive Scheich 1994; von Winterfeld 2006).[1]

Aus dieser Perspektive kann Gesellschaft generell und grundsätzlich nicht den Abhängigkeiten im Verhältnis zur Natur entkommen. In die gesellschaftlichen Prozesse gehen immer materiell-stoffliche Elemente ein und diese Prozesse sind damit auf den Stoffwechsel mit der Natur angewiesen, etwa mittels der Verfügung über spezifische Mineralien oder Energiequellen. Menschen bzw. menschliche Gesellschaften müssen sich Natur aneignen und damit ihren „sozialen Metabolismus" oder „Stoffwechsel" organisieren, um zu (über-)leben. Diese Aneignung der Natur geschieht vermittelt über Produktion und Arbeit, Wissen(schaft) und Technologie, Kultur und Politik. Zudem spielen soziale Wahrnehmungen und

1 Insbesondere Christoph Görg danke ich für einen langjährigen Austausch zu dieser Problematik.

kulturell verankerte Deutungen – und hier wiederum oft die Wissenschaft – eine zentrale Rolle.

In der historisch-konkreten Versorgung von Menschen und Gesellschaften in Bereichen wie Ernährung, Wohnen, Kleidung, Mobilität etc. (inklusive der dazu zur Verfügung stehenden Infrastrukturen) wird Natur notwendig verändert, und dies schon seit Jahrtausenden. Der Begriff der Naturverhältnisse zielt keineswegs auf eine gesellschaftlich unberührte Wildnis ab, sondern auf die biophysischen Bedingungen von Gesellschaften. Daher kann der ökologischen Problematik auch nicht mit Leitvorstellungen eines Natur-, Biodiversitäts- oder Klima*schutzes* oder einer vermeintlichen Natürlichkeit bestimmter schützenswerter Landschaften begegnet werden.

Gleichzeitig haben natürliche Gegebenheiten und gesellschaftlich hergestellte materiell-technische Artefakte auch eine kulturell-symbolische Dimension. Kulturell-symbolisch bedeutet etwa, Elemente von Natur als „natürliche Ressourcen" – also als etwas zuvorderst wirtschaftlich Nutzbares – zu begreifen oder eine Fahrgastzelle mit Verbrennungsmotor und vier Rädern kulturell hochgradig aufgeladen als „Auto" und verbunden mit wissenschaftlichen und technologischen Dynamiken zu sehen. Auch Theorien oder spezifische Naturverständnisse (z. B. romantische oder instrumentell-ausbeuterische) tragen zum kulturell-symbolischen Verständnis von Natur bei.

Zu der materiell-stofflichen und der kulturell-symbolischen kommt eine regulative Dimension hinzu (Görg 2003; Wissen 2011; Jahn et al. 2020): Die Naturverhältnisse prägen sich räumlich und zeitlich sehr unterschiedlich aus, können sich aber über bestimmte historische Zeiträume stabilisieren und verallgemeinern – ein Beispiel ist die Mobilität als auto- und flugzentrierte Formen der Fortbewegung mit den entsprechenden Infrastrukturen, Produktions- und Arbeitsstätten, Eigentumsverhältnissen, Politiken und kulturellen Deutungen.

Neben der vorgenommenen allgemeinen Bestimmung werden unter Bedingungen der dominanten kapitalistischen Produktions- und Lebensweise die entsprechenden *kapitalistischen* Naturverhältnisse in den Blick genommen. Es bilden sich spezifische, möglicherweise hegemoniale ökonomische, politische, wissenschaftlich-technische Verhältnisse heraus, die Gesellschaft und Natur vermitteln. Zentrale Merkmale der kapitalistischen Produktions- und Lebensweise sind: die kapitalistischen Formen der Dominanz des Tauschwerts über den Gebrauchswert (also die konkrete Nützlichkeit der Arbeitsprodukte), die herrschaftlichen Formen sozialer und internationaler Arbeitsteilung, der Klassencharakter sozialer (Re-)Produktion und ihre Artikulation mit patriarchalen, rassifizierten und imperial-kolonialen Verhältnissen. Zudem sind die Verfügung über Vermögen und Produktionsmittel und die damit einhergehende Aneignung sowie Verteilung des gesellschaftlichen Mehrprodukts für die Reproduktion der historisch-spezifischen Naturverhältnisse entscheidend. Die Naturverhältnisse und ihre Krisenhaftigkeit müssen also in engem Zusammenhang mit sozia-

len Macht- und Herrschaftsverhältnissen verstanden werden, mit ihren in den Strukturen festgeschriebenen Kräfteverhältnissen sowie Kommodifizierungs- und Expansionsdynamiken.

Für die Politische Ökologie ist besonders wichtig, dass Herrschaftsverhältnisse auf spezifischen und ungleich strukturierten Formen der Aneignung von Natur bzw. auf historisch konkreten gesellschaftlichen Naturverhältnissen basieren, die wiederum eng mit sozialen Ungleichheitsverhältnissen zusammenhängen.

Und die herrschaftlichen kapitalistischen Naturverhältnisse erzeugen Krisen: Die strukturelle Sorglosigkeit des Kapitalismus schlägt uns auch und immer stärker in dem entgegen, was als ökologische Krise bezeichnet und politisiert wird.

Die Begriffe Care und soziale Reproduktion sind problemlos anschlussfähig an ein kritisches Verständnis der ökologischen Krise, wie es etwa in der Politischen Ökologie formuliert wird (diverse Beiträge in Gottschlich et al. 2022). Sowohl Sorge- und Reproduktionsperspektiven als auch jene der Naturverhältnisse entwickeln in den entsprechenden wissenschaftlichen Debatten komplexe Verständnisse von Kapitalismus – als relationales Verhältnis, als möglicherweise hegemoniale Produktionsweise, die auch eine Reproduktions- und Lebensweise ist. Insofern teilen feministische und polit-ökologische Debatten ihren Fokus auf Herrschaftskritik und darauf, die historische und umkämpfte Gewordenheit der Verhältnisse in den Blick zu nehmen.

Eine Differenz liegt möglicherweise darin, dass die gesellschaftliche und politische Gestaltbarkeit von Sorge- bzw. Reproduktionsregimen im Sinne emanzipatorischer Verhältnisse wahrscheinlich eher zu bewerkstelligen ist als die Gestaltung der Naturverhältnisse.

3. Zwei bzw. drei unterschiedliche Transformationsverständnisse – Grenzen politisch setzen

Die Beiträge zur Care- und Reproduktionsdebatte formulieren neben Kritik auch Alternativen zu den vorherrschenden Verhältnissen bzw. sehen es als Aufgabe, bestehende praktische Kritik und Alternativen sichtbar zu machen und in ihren Potenzialen und Grenzen zu reflektieren. Es geht um eine „sorgsame, verantwortungsvolle, solidarische Organisation der Gesellschaft“ (Aulenbacher 2020a, S. 142) und konkreter um die Frage, „wie den Sorgebelangen von Menschen in bestimmten sozialräumlichen und historischen Kontexten Rechnung getragen wird bzw. werden kann“ (ebd., S. 129). Brigitte Aulenbacher (etwa Aulenbacher 2020c, S. 26) bezieht sich dabei immer wieder auf Polanyis Begriff der „Gegenbewegungen“ zum Schutz der Gesellschaft, seine Überlegungen zu Planung, Steuerung, Kontrolle und Freiheit gegen einen sich entfesselnden kapitalistischen Markt.

Neben diesem eher normativen Transformationsverständnis gibt es auch ein analytisches: Feministische Perspektiven fragen auch immer nach den historisch und aktuell sich vollziehenden Transformationen sozialer (Geschlechter-)Verhältnisse (Überblick von Aulenbacher 2020b).

Auch dies spiegelt sich in gewisser Weise in den Debatten um die ökologische Krise. Ein *analytisches Transformationsverständnis* weist u. a. darauf hin, dass die historischen Transformationsprozesse des Kapitalismus meist als Überwindung von Grenzen verstanden wurden.[2] Das betrifft insbesondere die angenommene Grenzenlosigkeit der Verfügbarkeit von natürlichen Ressourcen und Energie. Auch heute gehen die dominanten wirtschaftlichen und politischen Akteur:innen in den Ländern des globalen Nordens weiterhin davon aus, sich mit entsprechender Kaufkraft über den Weltmarkt die materiellen und energetischen Inputs für eine auf permanente Expansion ausgerichtete Wirtschaft zu sichern. Dahinter scheint die historische Erfahrung zu stehen, dass der Kapitalismus sich in Krisen zu erneuern in der Lage ist. Dies geschieht meist unter hohen Kosten und ist oft gewaltförmig von Kriegen überschattet, wenn wir an den Übergang vom Handels- zum Industriekapitalismus des 19. Jahrhunderts oder von diesem zum Fordismus nach dem Zweiten Weltkrieg denken.

Die Transformationen des Kapitalismus waren gekennzeichnet durch wirtschaftliche Expansion und damit einhergehend durch eine Ausweitung und Vertiefung der Naturausbeutung, begleitet von Erfahrungen materieller Besserstellung großer Bevölkerungsteile – historisch vor allem im globalen Norden, in den letzten Jahrzehnten aber auch in vielen Ländern des globalen Südens (Brand / Wissen 2017).

Die permanente Revolutionierung der kapitalistischen Produktionsweise wird bislang ermöglicht durch eine permanente Verschiebung der Grenzen. Die nächsten beiden großen Grenzverschiebungen sind heute bereits sichtbar: eine neue Qualität der Ausplünderung der Ozeane, insbesondere der metallischen Rohstoffe auf den tiefen Meeresböden, und der Weltraum. Und auch die beiden Zauberwörter der herrschenden Wirtschaftslehre und -politik stehen für permanente Grenzverschiebungen: „Innovation und technologischer Fortschritt".

Das Kapital als wirkmächtiges soziales Verhältnis sieht Grenzen als zu überwindende. Dass die Reproduktionsfähigkeit der Natur immer prekärer wird und dass die menschliche Natur Teil der außermenschlichen Natur ist, dabei selbst abhängig und verletzlich, geht in diesen prometheischen Gewissheiten verloren.

Trotz der weiteren Expansion des Kapitalismus kommt es durch soziale Bewegungen und Teile der Wissenschaft zu einer Politisierung der Grenzenlosigkeit. Das führt zu neuen Dynamiken: Der Kapitalismus transformiert sich aktu-

2 Eine wichtige Strömung lasse ich hier beiseite, nämlich die öko-sozialistischen Strategien, die explizit auf eine weitere Steigerung der technologischen Naturbeherrschung setzen; Überblick und Kritik bei Foster 2017.

ell und es gibt vielfältige Versuche hin zu seiner Ökologisierung, insbesondere durch ambitionierte Strategien der Dekarbonisierung seiner Energiebasis (etwa im Europäischen Green Deal). Das betrifft zuvorderst die Länder im globalen Norden, aber es hat auch Auswirkungen im globalen Süden. Dabei wissen wir noch nicht genau, inwieweit die Corona-Krise und der damit einhergehende Digitalisierungsschub sowie auch der aktuelle Krieg diese Ökologisierung beeinflussen.

Diese Konstellation wird zunehmend mit dem Begriff des Grünen Extraktivismus gefasst (Dietz 2022). Seit Ende 2020 erhöhten sich die Preisindizes für Industriemetalle wie Kupfer, Nickel, Zinn, Kobalt und Lithium, für Edelmetalle wie Gold und Silber sowie für Agrar- und Energierohstoffe. Der Kupferpreis ist so hoch wie seit 20 Jahren nicht und drastische Steigerungen werden für die nächsten Monate prognostiziert. Zwischen Mitte 2020 und Ende Februar 2022 hat sich der Preis für Lithiumkarbonat fast verzehnfacht. Wenngleich im Jahr 2023 viele Rohstoffpreise deutlich gesunken sind, bleibt die Nachfrage aktuell und wohl auch künftig hoch. (Kristina Dietz). Kristina Dietz weist auch auf die mittelfristigen Prognosen der Internationalen Energieagentur (IEA) hin. Zwischen 2020 und 2040 wird die Nachfrage nach Lithium um das 43-Fache, nach Kupfer um das 28-Fache und nach Kobalt um das 21-Fache ansteigen.

Der Umstieg auf eine andere, nämlich ganz grundlegende erneuerbare Energiebasis und die drastische Reduktion der Ressourcenextraktion und -vernutzung im Rahmen einer wie auch immer imaginierten Kreislaufwirtschaft wird dabei nicht reichen. Es wird einige Wohlstandsinseln geben, die aber auch in den Strudel von Hochwassern, Dürre- und Hitzeperioden reingezogen werden könnten. Schumpeters berühmtes Diktum der „schöpferischen Zerstörung" gerät in ein anderes, dystopisches Licht. Auch ein Grüner Kapitalismus wird ein ressourcenintensiver und stark fossilistischer Kapitalismus bleiben.

Die Kritik an diesem eher affirmativen Transformationsverständnis mit seinem Fokus auf die Dekarbonisierung der Wirtschaft lautet im Kern, dass die sozialen Formen des Kapitalismus und seine damit verbundene Wachstumslogik kaum thematisiert werden (Brand 2016). Die Vorstellungen über die notwendigen Transformationen bleiben eher inkrementell, affirmieren den kapitalistischen Staat als Regelsetzer, die kapitalistischen Unternehmen und Märkte. Wissenschaftlich gesprochen: Es fehlt ein genaueres Verständnis des „Objekts der Transformation", also der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Naturverhältnisse.

Das führt u. a. zur oft hilflosen politischen Vorschlägen, dass ein grüner Endkonsum und entsprechend die Konsument:innen die zentralen Akteure des Wandels wären. Dann kann über Verantwortung und Verhaltenspsyche, Nischen und Nudging, Regeln und Rahmenbedingungen und anderes gesprochen werden. Die schwierigen und unschönen Fragen nach den kapitalistischen Macht- und Eigentumsverhältnissen darin werden entnannt.

Andererseits wird auch der Staat in seiner Verwicklung mit den aktuellen nichtnachhaltigen Verhältnissen kaum reflektiert. Er soll eben, bei zunehmenden Krisen, sich veränderndem Bewusstsein und anderen politischen Kräfteverhältnissen, die Probleme angehen, transformative Politiken formulieren und implementieren. Die strukturellen Grenzen einer solchen Umorientierung bleiben in der Diskussion weitgehend ausgeblendet. Auch die internationale Dimension spielt eine erschreckend untergeordnete Rolle.

Und schließlich wird in der dominanten Transformationsdebatte das neuzeitliche Verständnis von „Natur" nicht hinterfragt, nämlich als auszubeutende und zu beherrschende Ressource. Das wird auch durch Diagnosen wie dem Anthropozän nicht wirklich hinterfragt, sondern führt allenfalls zu reflexiveren Formen der Naturbeherrschung (Görg 2016).

Daher habe ich vorgeschlagen, dem aktuell dominanten Transformationsbegriff einen *kritischen und emanzipatorischen Transformationsbegriff* entgegenzustellen. Das Kritische fragt genauer und theoretisch angeleitet nach den Ursachen der vielfältigen Lock-ins, die zu strukturellen Grenzüberschreitungen in der Nutzung der biophysischen Lebensgrundlagen führen, nämlich einer kapitalistischen Herrschaftskonstellation. Das Emanzipatorische steht für einen normativen Horizont und bezieht sich auf politisch-strategische Ansätze, die eben nicht nur die gesellschaftliche Energie- und Ressourcenbasis problematisieren, sondern auch die damit verbundenen sozialen Formen.

Eine solche Perspektive hat strategische Implikationen: Die Einhaltung der planetaren Grenzen wird nicht nur erreicht durch einen Austausch der Energieträger, sondern durch einen grundlegenden Umbau der Produktions- und Lebensweise, die dann auf ihre Art produktiv und attraktiv, aber nicht zerstörerisch ist. Es bedarf des – sozial- und arbeitsmarktpolitisch durchaus ambivalenten – Rückbaus bestimmter Industrien und entsprechender Konsumnormen. Und auch der Energie- und insbesondere der Stromverbrauch müssen gesenkt werden, wenn wir nicht dem falschen Versprechen auf den Leim gehen, dass die Erneuerbaren Energien die fossilen Energieträger ersetzen werden. Sie wirken bislang eher komplementär im Lichte eines weiterhin stark zunehmenden Energieverbrauchs. In der aktuellen Energiepolitik wird dieser Aspekt des Energiesparens – bedingt durch den Krieg gegen die Ukraine und die Umstrukturierung der Energiemärkte – erstmals breit thematisiert; allerdings mit einer problematischen Schlagseite auf die privaten Endverbraucher unter Ausblendung der Industrie oder der (digitalen) Dienstleister.

Dazu müssen wir aber auch den hegemonialen Charakter der kapitalistischen bzw. imperialen Produktions- und Lebensweise berücksichtigen. Wir erleben viele Kämpfe weltweiter sozialer Bewegungen gegen das Kapital. So wichtig diese sind, so reicht das wohl kaum aus, um einer Produktions- und Lebensweise Grenzen zu setzen. Oder präziser: Eine derart produktive, für viele attraktive, aber

eben auch enorm zerstörerische Produktions- und Lebensweise muss sich selbst Grenzen setzen.

Gesellschaftspolitisch zu setzende Grenzen wären damit zentrales Ergebnis und Bestandteil ernstzunehmender sozial-ökologischer Transformationsprozesse (Brand et al. 2021). Diese Perspektive ist entsprechend von der Skepsis geprägt, dass über Innovation, technologischen Fortschritt und Entkopplung die enormen ökologischen und damit einhergehenden sozialen Probleme und Krisen bearbeitet werden könnten.

Die liberal-kapitalistische oder in vielen Ländern gar nicht so liberale Verfasstheit der Welt führt nicht nur zu sozialer Spaltung, Armut und Ausbeutung andernorts, sondern treibt den ökologischen Ruin des Planeten zügig voran. Konkurrenz(fähigkeit) um jeden Preis ist nicht länger möglich. Wir werden daher um verstärkte Planungselemente, aber auch um national und insbesondere international ausgehandelte Obergrenzen für Produktion und Konsum nicht herumkommen. Aushandlungsprozesse zur Einhaltung sozialer und ökologischer Grenzen werden mit der Verfügungsmacht des Kapitals über Investitionen und den Produktionsapparat kollidieren. Sie werden nur dann erfolgreich sein, wenn progressive Kräfte in der Lage sind, sich gegen kapitalseitige Widerstände durchzusetzen.

Schließlich: Was wären die Charakteristika eines „reduktiven Staates", eines Staates, der systematischer Bestandteil einer Gesellschaftsformation ist, die nicht mehr auf permanenter Expansion und Zerstörung basiert? In den Debatten um den Staat geht es meist um Staatshandeln, politikwissenschaftlich gesprochen um *Policies*. Das ist aber eine Tendenz zum Politizismus, einer Vorstellung, dass der Staat ein Subjekt ist und über- oder außerhalb der Gesellschaft steht. Der Staat ist aber nicht das Über-Subjekt der Transformation, das zeigen ja alle historischen Erfahrungen. Der kapitalistische Staat, das sehen wir exemplarisch in der Politik der Ampel-Regierung in Deutschland, vertritt ja viele partikulare Interessen. Daher müssen auch die Staatsstruktur und Staatsfunktionen in den Blick genommen werden. Und wenn wir die Einsicht kritischer Staatstheorie berücksichtigen, dass der Staat in seiner Struktur nur mit den Produktions- und gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen angemessen verstanden wird, dann sind eben auch diese zu verändern.

4. Schlussbemerkung

Die „prekäre Leistungsgesellschaft" (Aulenbacher 2020c, S. 29) mit ihren vielfältigen Spaltungslinien, Ängsten und Individualisierungen (insbesondere von Anforderungen und Risiken) erschwert eine kollektive und solidarische Bearbeitung der ökologischen Krise. Das „Rette sich wer kann" der Marktindividuen impliziert

einen negativen Freiheitsbegriff, der auch das Leben auf Kosten anderer und der Natur rechtfertigt.

Meine Überlegungen zum aktiven, wahrscheinlich hochgradig konfliktiven Setzen von Grenzen als wichtigen Bestandteil emanzipatorischer Transformationsprozesse – das zeigt ja schon die in Deutschland absurd geführte Debatte um das Tempolimit auf Autobahnen – könnten auch in der Debatte um Sorgen und Reproduktion weiterführen. Aktiv könnten Grenzen gegen den Anspruch des Kapitals auf Verwertung in diesem Bereich, entsprechend gegen Kommodifizierung gesetzt werden; oder gegen die Erschöpfung der in den Branchen Beschäftigten.

Eine weitere Anregung der polit-ökologischen Beiträge zur Transformation für Debatten um Sorge und Reproduktion könnte darin liegen, dass normativ-emanzipatorische Perspektiven die sozialen Formen des Kapitalismus analytisch und politisch in den Blick nehmen müssen. Geschieht dies nicht, bleibt der Fokus der sozial-ökologischen Transformation auf den Umbau der Energie- und Materialbasis des Kapitalismus. In den Debatten um Sorge und Reproduktion könnte das – zugegebenermaßen etwas schräge und weiter zu durchdenkende – „Äquivalent" ein Fokus auf veränderte sozialstaatliche Arrangements sein, mit denen die dramatisch beschriebene Sorge- und Reproduktionskrise bearbeitet werden soll. Doch auch dies würde allenfalls selektiv geschehen und die grundlegenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse nicht hinterfragen und umbauen. Genau auf diese Auslassung in ihren Arbeiten immer wieder hingewiesen zu haben, ist das Verdienst von Brigitte Aulenbacher.

Literatur

Atzmüller, Roland / Aulenbacher, Brigitte / Brand, Ulrich / Décieux, Fabienne / Fischer, Karin / Sauer, Birgit (Hrsg) (2019): Capitalism in Transformation, Movements and Countermovements in the 21st Century. Cheltenham: Edward Elgar.

Aulenbacher, Brigitte (2020a). Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienne (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: Springer VS. S. 125–147.

Aulenbacher, Brigitte (2020b): Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: Springer VS. S. 139–166.

Aulenbacher, Brigitte (2020c): Bewegte Zeiten. Die Transformation des Kapitalismus und die Neuordnung des Sozialen. In: Steckelberg, Claudia / Thiessen, Barbara (Hrsg.): Wandel der Arbeitsgesellschaft, Soziale Arbeit in Zeiten von Globalisierung, Digitalisierung und Prekarisierung. Opladen: Budrich. S. 23–37.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Völker, Susanne (2015): Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Riegraf, Birgit (2018): Care und Care-Arbeit. In: Böhle, Fritz / Voß, G. Günther / Wachtler, Günther unter Mitarbeit von Anna Hoffmann (Hrsg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Band 2: Akteure und Institutionen. Wiesbaden: Springer. S. 747–766.

Aulenbacher, Brigitte / Bärnthaler, Richard / Novy, Andreas (2019): Karl Polanyi, "The Great Transformation" and Contemporary Capitalism. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 44, H. 2, S. 105–113.

Becker, Egon / Jahn, Thomas (Hrsg.) (2006): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt a. M. / New York: Campus.

Brand, Ulrich / Wissen, Markus (2017): Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus. München: oekom.

Brand, Ulrich / Muraca, Barbara / Pineault, Éric / Sahakian, Marlyne / Schaffartzik, Anke / Novy, Andreas / Streissler, Christoph / Haberl, Helmut / Asara, Viviana / Dietz, Kristina / Lang, Miriam / Kothari, Ashish / Smith, Tone / Spash, Clive / Brad, Alina / Pichler, Melanie / Plank, Christina / Velegrakis, Giorgos / Jahn, Thomas / Carter, Angela / Huan, Qingzhi / Kallis, Giorgos / Martínez Alier, Joan / Riva, Gabriel / Satgar, Vishwas / Teran Mantovani, Emiliano / Williams, Michelle / Wissen, Markus / Görg, Christoph (2021): From planetary to societal boundaries: an argument for collectively defined self-limitation. In: Sustainability: Science, Practice and Policy 17, H. 1, S. 264–291.

Brand, Ulrich / Görg, Christoph (2022): Stichwort „Gesellschaftliche Naturverhältnisse". In: Gottschlich, Daniela / Hackfort, Sarah K. / Schmitt, Tobias/von Winterfeld, Uta (Hrsg.): Handbuch Politische Ökologie. Theorien, Konflikte, Begriffe, Methoden. Bielefeld: transcript. S. 37–50.

Dietz, Kristina (2022): Energiewende und grüne Ausbeutung**.** Die Energiewende in Europa kündigt einen grünen Extraktivismus in Lateinamerika an. In: rosalux.de, 24.8.2022. https://www.rosalux.de/news/id/46906/energiewende-und-gruene-ausbeutung, (zuletzt besucht: 08.11.2023)

Foster, John Bellamy (2017): The Long Ecological Revolution. In: Monthly Review. https://monthlyreview.org/2017/11/01/the-long-ecological-revolution/, (zuletzt besucht: 08.11.2023)

Görg, Christoph (2003): Regulation der Naturverhältnisse. Zu einer kritischen Theorie der ökologischen Krise, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Görg, Christoph (2016): Anthropozän. In: Bauriedl, Sybille (Hg.): Wörterbuch Klimadebatte. Bielefeld: 29–35.

Gottschlich, Daniela / Hackfort, Sarah K. / Schmitt, Tobias/von Winterfeld, Uta (Hrsg.) (2022): Handbuch Politische Ökologie. Theorien, Konflikte, Begriffe, Methoden: Bielefeld.

Horkheimer, Max / Adorno, Theodor W. (1944/1987): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt a. M.: Fischer.

Jahn, Thomas / Hummel, Diana / Drees, Lukas / Liehr, Stefan / Lux, Alexandra / Mehring, Marion / Stieß, Immanuel / Völker, Carolin / Winker, Martina / Zimmermann, Martin (2020): Sozialökologische Gestaltung im Anthropozän. In: GAIA 29, H. 2, S. 93–97.

Scheich, Elvira (1994): Naturbeherrschung und Weiblichkeit. Feministische Kritik der Naturwissenschaften. In: Görg, Christoph (Hrsg.): Gesellschaft im Übergang. Perspektiven kritischer Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 202–217.

Von Winterfeld, Uta (2006): Naturpatriarchen. Geburt und Dilemma der Naturbeherrschung bei geistigen Vätern der Neuzeit, München: oekom Verlag.

Wichterich, Christa (2019): Reproduktionskrisen, Sorgeextraktivismus und Sorgekämpfe in Indien: Sozialarbeiter*innen auf dem Land und Pflegekräfte in Krankenhäusern. In: PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft 49, H. 197, S. 533–549.

Wissen, Markus (2011): Gesellschaftliche Naturverhältnisse in der Internationalisierung des Staates. Konflikte um die Räumlichkeit staatlicher Politik und die Kontrolle natürlicher Ressourcen, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Männer in Sorgearbeit

Zum Konzept der caring masculinities

Michael Meuser

1. Einleitung

Care und die dafür erforderliche Arbeit waren für lange Zeit im Mainstream soziologischer Forschung und Theoriediskussion – anders als in der feministischen Forschung – ein eher abwesendes Thema. Dies beginnt sich zu ändern. Brigitte Aulenbacher konstatiert ein „rasant ansteigende[s] soziologische[s] Interesse" an diesem Thema. Sie begreift dies als „Ausdruck der Veränderungen, die die gesellschaftliche Organisation des Sorgens gegenwärtig erfährt" (Aulenbacher 2018, S. 80). Zu diesen Veränderungen gehört der Bedeutungsverlust des männlichen Ernährermodells. Dadurch verliert das Sorgearrangement der bürgerlichen Familie seine fraglose Gültigkeit. Die feministische Forschung hat ihren Blick vornehmlich und vor dem Hintergrund dessen, dass Care-Arbeit überwiegend von Frauen verrichtet wird, auf den Stellenwert von Care im weiblichen Lebenszusammenhang gerichtet (vgl. Riegraf 2019). In jüngerer Zeit beginnt sich eine Forschung zu entwickeln, die danach fragt, in welchem Maße und in welchen Konstellationen Männer Care-Arbeit leisten und wie Care-Tätigkeiten in das männliche Selbstkonzept passen bzw. ob es so etwas wie eine *caring masculinity* und eine Entwicklung in diese Richtung gibt.

Für eine lange Zeit war das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (Connell 1987; 1995) die zwar nie unumstrittene, gleichwohl etablierte Leitkategorie der Männlichkeitsforschung. In jüngerer Zeit ist dieser Status vermehrt in Frage gestellt worden. Eine Reihe neuer Männlichkeitsbegriffe, die sich entweder als Ergänzung oder als Alternative verstehen, hat Eingang in die Theoriediskussion der Männlichkeitsforschung gefunden, u. a. *caring masculinities*. Im Folgenden wird zunächst der Stellenwert von Care im Konzept der hegemonialen Männlichkeit in den Blick genommen. Anschließend wird das Konzept der *caring masculinity* bzw. *masculinities* in seinen geschlechterpolitischen wie -theoretischen Bezügen skizziert. Vor diesem Hintergrund werden zwei soziale Felder in den Blick genommen, in denen Männer in strukturell unterschiedlichen Beziehungs- und Dominanzverhältnissen Sorgearbeiten verrichten: Väter in der Kinderbetreuung und ältere Männer, die ihre pflegebedürftigen Partnerinnen betreuen. In einer vergleichenden Betrachtung der Sorgeverhältnisse wird die Frage verfolgt, welche Auswirkungen von Männern verrichtete private Sorgearbeit auf Männlichkeitskonstruktionen hat, ob sich im Zuge dessen eine *caring masculinity* ausbildet und

wie diese ggf. konzeptionell zu fassen ist: als ein Gegenentwurf zu hegemonialer Männlichkeit oder als deren Transformation im Sinne einer Flexibilisierung von Männlichkeit durch Care.

2. Hegemoniale Männlichkeit und Care

Als Connell das Theorem der hegemonialen Männlichkeit Mitte der 1980er-Jahre formulierte, tat sie dies vor dem Hintergrund eines Geschlechterverhältnisses, in dem die für die Geschlechterordnung der Industriegesellschaft konstitutive Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern mitsamt ihren Hierarchien noch weitgehend intakt war. Insoweit bot sich das Konzept der hegemonialen Männlichkeit als adäquat für die Beschreibung und Analyse der damaligen Lebenslagen und Existenzweisen von Männern an. Es ist hier nicht der Ort, dieses Konzept ausführlich zu skizzieren. Mit Blick auf das Thema dieses Beitrags sei lediglich ein Aspekt etwas genauer betrachtet: der Stellenwert von Care bzw. Sorgearbeit. Vor dem Hintergrund des industriegesellschaftlichen, „traditionell sorgebefreiten westlichen männlichen Lebensentwurfs" (Aulenbacher 2020, S. 136) sowie der kulturell verankerten weiblichen Konnotierung von Sorgearbeit steht eine Männlichkeit, in die Elemente von Care integriert sind, zumindest prima facie in einem konzeptionellen Spannungsverhältnis, wenn nicht in Widerspruch zu hegemonialer Männlichkeit. Das Konstrukt der hegemonialen Männlichkeit konzipiere Männer, so Hanlon (2012, S. 208), als „care-free".

Die prototypische Verkörperung hegemonialer Männlichkeit im Rahmen der bürgerlichen Geschlechterordnung ist der beruflich erfolgreiche Mann, der, entlastet von Kinderbetreuung und sonstigen Sorgetätigkeiten, seine Lebensführung an der eigenen beruflichen Karriere ausrichtet. Die „rücksichtslose Hingabe an den ‚Beruf'", die Max Weber zufolge ([1904/05] 2016, S. 55) den modernen „Berufsmenschen" (ebd., S. 144) auszeichnet, ist darauf angewiesen, dass die für die soziale, nichtmaterielle Reproduktion der Familie wie auch der eigenen Arbeitskraft erforderlichen Sorgearbeiten von anderen, typischerweise von Frauen, verrichtet werden. Vor diesem, hier nur sehr knapp skizzierten, Hintergrund ist nachvollziehbar, dass der Themenkomplex von Care in den männlichkeitstheoretischen Ausführungen Connells (1987; 1995) weitestgehend keine Erwähnung findet, allenfalls in Randbemerkungen gestreift wird. Auch in anderen zentralen Texten der „Gründungsphase" der Men's Studies spielt das Thema Care eine marginale Rolle (vgl. Ruby / Scholz 2018, S. 77). Damit stehen die Men's Studies gewissermaßen in der Tradition der Sozialwissenschaften, in deren theoretischen Modellen die Angewiesenheit von Menschen auf (Für-)Sorge wenig Platz hat (vgl. Aulenbacher 2018; Hanlon 2012, S. 3). Für die Men's Studies lässt sich die zunächst fehlende Befassung mit der Care-Thematik auch damit erklären, dass sie in herrschaftskritischer Absicht die Dimension männlicher Macht und Herrschaft in das

Zentrum ihrer Analysen rückte und darüber männliche Vulnerabilitäten nicht in den Blick gerieten (vgl. Hanlon 2012, S. 6). Connells Interesse für die hegemoniale Ausprägung von Männlichkeit erklärt Aulenbacher (2010, S. 337 f.) zufolge jedoch nicht, dass die Männlichkeitsforschung diese Fokussierung übernommen und darüber andere Formen von Männlichkeit vernachlässigt hat.

In Connells Arbeiten gibt es einige verstreute Hinweise darauf, dass sich ein neues Verständnis von Vaterschaft ausbildet und viele Männer eine enge Beziehung zu ihren Kindern haben. Dies sei „an important demonstration of men's capacity for care" (Connell 2005, S. 1813). Ferner erwähnt sie einen Wandel in Richtung einer egalitären Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung. Es sei klar, dass dies einen Wandel traditioneller Modelle von Männlichkeit erfordert (vgl. ebd., S. 1812). Die Frage, wie dieser Wandel vonstattengeht und welche Konsequenzen dies möglicherweise für die begrifflich-theoretische Diskussion über Männlichkeit hat, nimmt Connell nicht auf. Diese Frage lässt sich einfügen in eine breitere Diskussion darüber, ob bzw. inwieweit der Begriff der hegemonialen Männlichkeit weiterhin zur Beschreibung und Analyse gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse und Männlichkeiten geeignet ist. In diesem Zusammenhang sind mehrere Männlichkeitsbegriffe entwickelt worden, die sich – theoretisch unterschiedlich elaboriert – z. T. als Ergänzung, z. T. als ein Gegenentwurf zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit verstehen: u. a. alternative, hybride, flexible, inklusive Männlichkeit(en) und – im vorliegenden Kontext von besonderem Interesse – *caring masculinities*.

3. Caring masculinities

Das Konzept einer *caring masculinity* bzw. von *caring masculinities* – beide Schreibweisen sind in der Literatur vertreten – spielt eine Rolle sowohl in geschlechter- und männlichkeits*politischen* als auch geschlechter- und männlichkeits*theoretischen* Diskussionszusammenhängen (vgl. Heilmann/Scholz 2017, S. 348). Die männlichkeitspolitische Thematisierung von Sorgearbeit war anfangs vor allem auf den Aspekt der Vaterschaft fokussiert; sie versteht involvierte Vaterschaft als Gegenentwurf zu hegemonialer Männlichkeit. Das „European Institute for Gender Equality" (EIGE), eine Agentur der EU, definiert *caring masculinities* als „opposite of hegemonic masculinity; based on men taking care-giving roles (as involved fathers) instead of provider roles (as breadwinners)".[1] Globale und nationale Kampagnen wie die in mehr als 60 Ländern aktive Vaterschaftskampagne „MenCare" wollen „*caring masculinities* zur künftigen gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit" (Theunert 2020, S. 111) machen. Ein breites Verständnis

1 https://eige.europa.eu/thesaurus/terms/1060 (Abfrage: 15.3.2023).

umfasst Aspekte wie Selbstsorge, professionell verrichtete Sorgearbeit im Erziehungs- und Bildungssystem, in der Pflege und Sozialarbeit sowie Sorge um die Natur (vgl. Bernacchi et al. 2022, S. 5). *Caring masculinities* wird als ein Beitrag zu Geschlechtergerechtigkeit gesehen. Davon profitierten auch die Männer. Traditionelle Männlichkeitskonzepte seien „mit Kosten verbunden, die sich durch stärkere Care-Bezüge reduzieren ließen" (Gärtner / Scambor 2020, S. 22).

Die Frage, ob, inwieweit und in welcher Form der Übernahme von Care-Tätigkeiten durch Männer ein Potential zur Veränderung von Männlichkeit(en) und Geschlechterverhältnissen innewohnt, bestimmt auch die geschlechtertheoretische Diskussion (vgl. Hanlon 2012; Elliott 2016, 2020; Scholz / Heilmann 2019). Eine, wenn man so will, ‚rigide' Definition von *caring masculinities* hat Elliott (2016) in die Diskussion eingebracht. In einem Aufsatz, der ein zentraler Referenztext dieser Diskussion ist, begreift sie ihre Konzeption als „practice-based framework" (ebd., S. 241). In diesem Sinne bezieht sie sich in empirischer Perspektive auf veränderte Care-Praktiken von Männern. Des Weiteren orientiert sie sich an feministischen Theorien von Sorgearbeit und einer moralphilosophisch begründeten „ethic of care". Sie versteht *caring masculinities* als einen konsistenten Identitätsentwurf, der durch eine „rejection of dominance" und eine „incorporation of values of care into masculine identities" gekennzeichnet ist (ebd.). Gemäß ihrem Begriffsverständnis kann von *caring masculinities* nur dann die Rede sein, wenn sowohl eine Abgrenzung von hegemonialer Männlichkeit erfolgt als auch eine, über eine Beteiligung an Sorgearbeiten hinausgehende, Bedeutungsaufwertung von Sorgearbeit als zentrales Element männlicher Identitätsbildung gegeben ist. *Caring masculinities* erfährt damit eine normative Konnotation im Sinne einer „gender equality intervention" (ebd., S. 243). Die wachsende Beteiligung von Männern z. B. an der Kinderbetreuung alleine wäre mithin noch nicht als Zeichen von *caring masculinities* zu deuten. Erforderlich sei ein „ethos of affective, relational, non-dominating care" (ebd., S 254). Die damit hergestellte „relational responsibility" (ebd., S. 249), welche der Sorge um das Kind ein höheres Gewicht gibt als der Erwirtschaftung des Familieneinkommens, mache *caring masculinities* zur Antithese hegemonialer Männlichkeit.

An anderer Stelle legt Elliott (2020) ein flexibleres Verständnis zugrunde. Auf die Unterscheidung von Zentrum und Peripherie („margin") rekurrierend, denen sie die Merkmale Geschlossenheit bzw. Offenheit zuordnet, begreift sie hegemoniale Männlichkeit als eine im Zentrum angesiedelte, geschlossene Männlichkeit und *caring masculinities* als offen und der Peripherie zugehörig. Sie konzipiert die jeweiligen Männlichkeiten nicht als fixe (Charakter-)Eigenschaften; vielmehr geht sie von einer Fluidität von Männlichkeiten aus, von der Möglichkeit, sich zwischen Geschlossenheit und Offenheit zu bewegen (vgl. ebd., S. 23 f.).

Ein weiteres Problem des rigiden Verständnisses Elliotts von *caring masculinities* liegt in der strikten Entgegensetzung von Dominanz und Care. Wie Aulenbacher (2018, S. 747) anmerkt, sind Sorgebeziehungen von „Asymmetrien

und mögliche[n] Vermachtungen der Interaktionen" durchzogen. Sie sind häufig hierarchisch strukturiert: im Verhältnis von Eltern zu Kindern, von pflegenden Angehörigen zu den pflegebedürftigen Personen, in der professionellen Pflege. Die Hierarchien sind zumeist strukturell bedingt und nicht aufhebbar, da den Pflegebedürftigen wichtige, für die eigene Versorgung notwendige Fähigkeiten in mehr oder minder großem Maße temporär oder dauerhaft fehlen. Je größer die Abhängigkeit der die Sorge empfangenden von der sie leistenden Person ist, desto größer ist die Macht der Letzteren (vgl. Hanlon 2012, S. 38). Elliott versucht, dieses Spannungsverhältnis aufzulösen, indem sie eine Unterscheidung von Macht und Dominanz sowie von Abhängigkeits- und Ungleichheitsbeziehung einführt. Macht versteht sie in Anschluss an Foucault als „Modus des Einwirkens auf das Handeln anderer" (Foucault; zit. in Elliott 2019, S. 203), Machtungleichheit als Kennzeichen einer Abhängigkeitsbeziehung. Hingegen sei eine Ungleichheitsbeziehung von Dominanz geprägt (vgl. ebd., S. 204). Elliott nimmt an, dass eine von Dominanz freie Abhängigkeitsbeziehung „die abhängige Person nicht als ungleiche positioniert" (ebd.). Entscheidend für ihr Verständnis von *caring masculinities* ist die Abwesenheit von Dominanz, weniger von Macht. Eine Beziehung, die von Dominanz geprägt ist, sei nicht als *caring masculinities* zu bezeichnen, auch wenn darin Sorgearbeit geleistet wird (vgl. ebd., S. 207).

Unabhängig davon, wie schlüssig Elliotts Unterscheidung von Macht und Dominanz ist[2], ihr eng geführtes Verständnis von *caring masculinities* als konsistenter Identitätsentwurf läuft Gefahr, den Blick auf mögliche – auch nicht intendierte – transformatorische Effekte männlicher Care-Tätigkeiten, auch solcher, die von Dominanz geprägt sind, zu verstellen. Verzichtet man darauf, die empirische Vielfalt männlicher Sorgeleistungen an einem vorab formulierten Maßstab zu messen, begreift man *caring masculinities* nicht als konsistenten Identitätsentwurf, verwendet man das Konzept stattdessen im Sinne Blumers als *sensitizing concept* (vgl. Lengersdorf/Meuser 2019) oder, wie Scholz und Heilmann (2017, S. 368), als „Prozesskategorie und weniger als ein inhaltlich definierter Typus im Sinne einer ‚alternative masculinity'", lässt sich fragen, ob und wie Männlichkeiten durch die Übernahme von Care-Tätigkeiten flexibilisiert werden, welche Spannungen und Konfliktkonstellation für hegemoniale Männlichkeitspositionen daraus erwachsen und wie die Akteure versuchen, diese Spannungen und Konflikte aufzulösen. In einer solchen Perspektive würde man auch nicht, wie

2 Die Problematik von Elliotts Unterscheidung wird an einem Beispiel deutlich, das sie in diesem Zusammenhang einführt. Sie beschreibt die Fürsorgebeziehung eines Vaters gegenüber seinem neugeborenen Kind wegen der Abhängigkeit des Kindes von der väterlichen Fürsorge als ein Machtverhältnis, nicht aber als von Dominanz geprägt (vgl. Elliott 2019, S. 208 f.). Dies verkennt die strukturell gegebene Ungleichheit, die sich aus der rechtlichen Position des Vaters als Erziehungsberechtigter ergibt, der, um dieser Aufgabe gerecht zu werden, häufig Entscheidungen zum Wohl des Kindes treffen muss, die sich gegen den jeweils aktuellen Willen des Kindes richten.

Elliott (2020) das tut, *caring masculinities* zwangsläufig der Peripherie zuordnen. Vielmehr würde man mit Bezug auf die von Elliott vorgeschlagene Terminologie empirisch rekonstruieren, wo bestimmte Care-Praktiken von Männern im Spannungsfeld von Zentrum und Peripherie bzw. Geschlossenheit und Offenheit angesiedelt sind.

4. Felder männlicher Care-Arbeit

Die Diskussion um das Verhältnis von Männlichkeit und Care hatte als empirisches Korrelat zunächst den Wandel der normativen Anforderungen wie auch der alltäglichen Praktiken von Vaterschaft. Neben diesem Feld, das weiterhin im Vordergrund steht, gelangen andere Sorgeverhältnisse zunehmend in den Blick: die Beteiligung von Großvätern an der Betreuung der Enkelkinder, (zumeist ältere) Männer, die ihre chronisch kranke Partnerin pflegen, Männer in pflegerischen und erzieherischen Berufen sowie Care-Arbeiten verrichtende Arbeitsmigranten. Im Folgenden sollen zwei Formen informeller Care-Arbeit in der Familie etwas genauer betrachtet werden: Kinderbetreuung und Angehörigenpflege. Die Sorgeverhältnisse lassen sich folgendermaßen differenzieren: Väter leisten aufgrund der ihnen zugewiesenen Erziehungsberechtigung privatisierte Sorgearbeit in einem rechtlich definierten hierarchischen (Generationen-)Verhältnis. Die ihre Partnerinnen pflegenden Männer agieren in einem Verhältnis formaler Gleichheit, agieren aber aufgrund der Pflegebedürftigkeit der Partnerin vielfach in einer Position, in der sie Entscheidungen für die und an Stelle der Partnerin treffen (müssen).

4.1 Kinderbetreuung

Im Rahmen hegemonialer Männlichkeit beschränkt sich die Sorge des Vaters um die Familie – zumindest idealtypisch – darauf, die materielle Reproduktion der Familie zu sichern, deren Ernährer zu sein. Vor diesem Hintergrund wird in männlichkeitstheoretischer Hinsicht die Frage aufgeworfen, ob ein Engagement des Vaters in der Familie, d. h. die Übernahme von unbezahlter personaler Sorgearbeit, insbesondere eine Beteiligung an der Kinderbetreuung, neue Formen von Männlichkeit erzeugt, die sich mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit nicht hinreichend abbilden lassen (Hunter / Riggs / Augoustinos 2017, S. 3).

Die inzwischen recht umfangreiche Forschung zu väterlicher Sorgearbeit zeigt diesbezüglich kein einheitliches Bild. Im Rahmen dieses Beitrags sind folgende Befunde von Interesse: Sorgearbeit leistende Väter haben ein stärker ausgeprägtes Gleichheitsbewusstsein als andere Väter, die Mehrzahl von ihnen stellt die Priorität der eigenen berufliche Karriere aber nicht in Frage. Gleichwohl

sehen sie sich vor das Problem gestellt, ob ihr familiales Engagement mit ihrem Selbstverständnis als Mann kompatibel ist. Sie sehen sich herausgefordert zu bekräftigen, dass die Verrichtung von Care-Arbeit ihre Männlichkeit nicht beschädigt. Dies tun sie, indem sie die eigene Art, Care-Arbeit zu verrichten, von der abgrenzen, wie Frauen dies (vermeintlich) tun, damit gleichsam einen „maskulinen Stil" etablieren, oder indem sie die Care-Arbeit so darstellen, dass sie als Ausdruck männlicher Stärke und Autonomie erscheint. Die symbolischen Praktiken, mit denen sie die Spannung zwischen Care und Männlichkeit zu bewältigen versuchen, reichen von einer Rahmung der Care-Tätigkeiten als Bemühen um eine alternative Männlichkeit bis zu deren Integration in konventionelle Männlichkeitsmuster – indem z. B. die Geltendmachung des Anspruchs auf Elternzeit gegenüber dem Arbeitgeber als ‚mannhafte' Vertretung der eigenen Interessen und als Zeichen von Durchsetzungsfähigkeit gerahmt wird. Das eine schließt das andere nicht aus, beides findet sich durchaus parallel (vgl. Aunkofer et al. 2019, S. 96 ff.; Meuser 2014, S. 168 f.). Als Ergebnis eines Reviews der Forschungsliteratur zu Vaterschaft halten Hunter, Riggs und Augoustinos (2017, S. 5) fest, dass Sorgearbeit leistende Väter beides sind: „transgressive and complicit with hegemonic definitions of masculinity". Die oftmals als *caring masculinity* bezeichneten Praktiken seien besser als eine Erweiterung hegemonialer Männlichkeit zu verstehen, indem traditionellerweise den Frauen zugeschriebene Rollen in das hegemoniale Projekt integriert werden.

Eine Praxis von Vaterschaft, die Elliotts Vorstellungen von *caring masculinities* vermutlich am nächsten kommt, findet sich bei Vätern, die den Hauptanteil der Kinderbetreuung leisten oder sich diese zu gleichen Teilen mit ihrer Partnerin aufteilen. Eine aktuelle Studie von Hodkinson und Brooks (2020) zu „primary and equal care fathers" zeigt, dass Väter, je mehr sie in *caregiving* involviert sind, eine *caregiving*-Identität entwickeln. Die Väter äußern sich sehr positiv über die Bindungen, die sie zum Kind entwickeln, aber auch darüber, dass sie es ihren Partnerinnen ermöglichen, eine berufliche Karriere zu verfolgen (ebd., S. 794). Dabei handelt es sich um Männer, die ihre berufliche Tätigkeit reduziert oder angepasst haben, um umfangreich („extensive") Care-Aufgaben zu übernehmen (ebd., S. 793). Eine untypische Berufsorientierung jenseits der männlichen Normalbiographie scheint Voraussetzung zu sein für ein umfassendes väterliches Engagement (vgl. auch Behnke / Meuser 2013; Hrženjak / Humer 2018). Unter diesem Umstand entsteht eine Konstellation, die dem entspricht oder in die Richtung dessen geht, was Elliott unter *caring masculinities* versteht. Es sind die Praktiken, die alltägliche und andauernde Betreuung des Kindes, die eine Caregiving-Identität begünstigen, weniger entsprechende Einstellungen. Hodkinson und Brooks zeigen aber auch, dass dies nicht ohne Brüche erfolgt. Auch in diesen Familien verbleiben die Mütter in der Position der primär Zuständigen für die emotionalen Bedürfnisse des Kindes, die Koordination der Care-Tätigkeiten und das Networken mit anderen Eltern und deren Kindern. Das Behaupten einer primären Zuständigkeit

in Care-Fragen durch die Mütter ist allerdings insofern ein wechselseitiger Prozess, als die Väter durchaus bereit sind, die Kontrolle an die Mütter abzutreten (vgl. auch Aunkofer / Meuser / Neumann 2018).

4.2 Angehörigenpflege

Ein weiterer Bereich, in dem Männer Sorgearbeit in der Familie leisten, ist die Angehörigenpflege, genauer die Pflege ihrer Frau oder Partnerin bzw. ihres Partners, die überwiegend im fortgeschrittenen Alter, nach Eintritt in den Ruhestand erfolgt. Das Alter ist die Lebensphase, in der private männliche Care-Arbeit am stärksten verbreitet ist (vgl. Langehennig 2012, S. 178 f.; Hanlon 2012, S. 45).[3] Unter anderem bedingt durch die Alterung der Gesellschaft wächst die Zahl der Männer, die Angehörige pflegen. Anders als zur Beteiligung von Vätern an der Kinderbetreuung ist der Forschungsstand allerdings noch spärlich (vgl. Kenny et al. 2020; Leontowitsch 2022).

Eine zentrale Frage in der einschlägigen Forschung betrifft mögliche Unterschiede, wie Frauen und Männer diese Art informeller Care-Arbeit verrichten. Unterschieden werden ein männlich konnotierter Management-förmiger („task-oriented") und ein weiblich konnotierter relationaler („emotionally focused") Stil (Hong / Coogle 2016). Eine Management-Orientierung findet sich in allen Studien als ein typisches Kennzeichen der von Männern verrichteten Pflege. Sie knüpfen an Kompetenzen an, die sie in ihrem Berufsleben ausgebildet haben. Gleichwohl sind Zuneigung und Liebe zur Partnerin die Basis der Care-Beziehung und verrichtet die Mehrzahl der Männer alle für die Pflege erforderlichen Tätigkeiten einschließlich der sogenannten „nassen" und oft schmutzigen der Körperhygiene (vgl. Brügger et al. 2015; Langehennig 2012; Calasanti / King 2007; Russel 2007). Russel (2007, S. 311) charakterisiert die Sorgearbeit der Männer als eine „meaningful combination of management, nurturing and emotional commitments" (vgl. auch Kenny et al. 2020).

Die Pflege der Partnerin stellt eine Herausforderung in einem doppelten Sinne dar. Anders als für ihre Männer pflegende Frauen, von denen die meisten es gewohnt sind, Care-Arbeit im privaten Raum zu leisten, bewegt sich die Mehrzahl der pflegenden Männer in einem Feld, das ihnen weitgehend unvertraut und in dem die Arbeit, die sie leisten, anders als zuvor im Beruf, weitgehend unsichtbar ist (vgl. Brügger et al. 2015, S. 118 f.; Russel 2007). Dies und die kulturelle Konnotation von Care als weiblich steht einem Männlichkeitsselbstverständnis gegenüber, das bei den meisten Männern eher traditionell geprägt ist bzw. war. Die Erfahrungen, die sie in der Pflege machen, haben, so Hanlon (2012, S. 206) eine Um-

3 Neben der Angehörigenpflege ist die Betreuung von Enkelkindern ein Feld, in dem ältere Männer informelle Care-Arbeit leisten.

formung der Männlichkeit zur Folge, nicht aber eine umfassende Negation eines hegemonialen Männlichkeitskonzepts. Vor allem durch das Anknüpfen an berufliche Erfahrungen bemühen sie sich um biographische Kontinuität. Dadurch und durch eine Betonung von Unabhängigkeit und Autonomie (vgl. Calasanti / King 2007) machen sie, so scheint es, ihr umfassendes Engagement in der Pflege mit ihrer Männlichkeit kompatibel. Sie leisten eine engagierte Sorgearbeit, ohne sich von hegemonialer Männlichkeit abzugrenzen bzw. abgrenzen zu müssen. Dies entspricht nicht dem, was Elliott unter *caring masculinities* versteht; gleichwohl lässt sich fragen, ob nicht auch eine dergestalt effektiv und fürsorglich verrichtete Sorgearbeit von einer „ethics of care" getragen wird. Verwendet man *caring masculinities* als ein „sensitizing concept", stellt sich die Lebensphase des Alters als ein Kontext dar, in dem dieses Konzept einen sinnvollen Interpretationsrahmen bereit stellt (vgl. Leontowitsch 2022). Bedingt durch die oftmals umfassende Abhängigkeit der pflegebedürftigen Person von der Pflege des Partners wird Care-Arbeit nicht selten zu der den Alltag bestimmenden Tätigkeit.

Eine weitere mit Blick auf einen möglichen Wandel männlicher Selbstkonzepte relevante Frage ist, ob die Forschung, bedingt durch die Fokussierung auf Geschlechterdifferenzen, dazu neigt zu übersehen, dass Männer und Frauen möglicherweise weniger unterschiedlich pflegen, vielmehr unterschiedlich darüber sprechen. Langehennig (2012, S. 31) weist darauf hin, dass die Männer die „körpernahen Tätigkeiten […] nicht ins Zentrum ihrer Darstellung" rücken, vielmehr aus der Erwerbsarbeit vertraute Kompetenzen hervorheben. Russel (2007, S. 311) zufolge fällt es Männern einfacher, über Management und Organisation von Care-Arbeit zu sprechen als über dessen emotionale und affektive Aspekte. Mit dieser selektiven diskursiven Repräsentation der eigenen Care-Praxis scheint es ihnen zu gelingen, diese Praxis in ihr männliches Selbstkonzept zu integrieren, Care-Arbeit gleichsam „wie ein Mann" zu verrichten (vgl. Calasanti / King 2007).

5. Fazit

In der Literatur zu männlicher Sorgearbeit variieren die Schlussfolgerungen hinsichtlich der Kompatibilität dieser Arbeit mit einem hegemonialen Männlichkeitsverständnis. Sie reichen von der (eher seltenen) optimistischen Einschätzung einer „heroic resistance to hegemonic masculinity" (Hanlon 2012, S. 209) über eine Koexistenz von hegemonialer und *caring masculinity* bis zu der skeptischen Sicht, Care-Tätigkeiten könnten auch Anlass und Schauplatz der „herrschaftsgenerierenden Wirksamkeit" hegemonialer Männlichkeit sein (Tholen 2019, S. 216). Wie Männer Care-Tätigkeiten und eine Care-Orientierung in ihre Geschlechtsidentität integrieren, ist eine empirisch offene Frage (vgl. Heilmann / Scholz 2017, S. 348); sie kann auf begrifflich-theoretischer Ebene nicht entschieden werden. Bei deren Beantwortung ist es vermutlich sinnvoll, zwischen Tätigkeiten und Ori-

entierung zu unterscheiden. Die Mehrzahl der Care-Arbeit leistenden Männer tut dies, ohne eine explizite Care-Orientierung auszubilden, wie sie von Elliott als Maßstab von *caring masculinities* verstanden wird. Auf diese Weise können sie Care-Arbeit leisten, ohne sich gegen das hegemoniale Männlichkeitsverständnis zu positionieren. Mit Pangritz (2021, S. 124) lässt sich dies als eine „hybride Form" von Männlichkeit begreifen.

Das Konzept der „hybriden Männlichkeit" (vgl. Bridges/Pascoe 2014; Demetriou 2001) begreift den empirisch beobachtbaren Wandel männlicher Lebenslagen, Einstellungen und Verhaltensweisen als Ausdruck eines Gestaltwandels hegemonialer Männlichkeit. Hybride Männlichkeit meint „the selective incorporation of elements of identity typically associated with various marginalized and subordinated masculinities and – at times – femininities into privileged men's gender performances and identities" (Bridges/Pascoe 2014, S. 246). Hybridisierung erhöht, so Demetriou (2001, S. 248), die interne Diversität hegemonialer Männlichkeit und macht sie dadurch dynamischer und flexibler. Hybridität lässt sich als Reproduktionsmechanismus hegemonialer Männlichkeit unter den Bedingungen einer flexibilisierten Geschlechterordnung begreifen. Anders als in Elliotts Verständnis von *caring masculinities* verbindet sich mit hybrider Männlichkeit kein Anspruch auf einen konsistenten Identitätsentwurf. Dies erlaubt es, Care-Arbeit zu leisten, ohne eine grundlegende Veränderung des Männlichkeitsverständnisses vorzunehmen.

Gleichwohl lässt sich fragen, welche Konsequenzen eine längerfristig verrichtete Sorgearbeit auf das männliche Selbstverständnis hat. Heilmann (2019, S. 193) begreift „caring" als „Prozesse des *Einlernens* in eine fürsorgliche Selbst- und Weltbeziehung". Für die empirische Forschung resultiert aus dieser Perspektive die Frage, unter welchen Bedingungen derartige Praxen nachhaltig etabliert werden. Die Forschungen zur Beteiligung des Vaters an der Kinderbetreuung und zur von Männern verrichteten Angehörigenpflege weisen darauf hin, dass ein entscheidender Faktor darin besteht, dass entweder eine von der männlichen Normalbiographie abweichende untypische Berufsorientierung (involvierte Vaterschaft) vorliegt, der Beruf nicht das (alleinige) Zentrum der Lebensführung darstellt oder die Lebensphase, in welcher der Beruf die Lebensführung dominiert, abgeschlossen ist. Die nach wie vor nicht geringe Skepsis und die Widerstände, mit denen Väter konfrontiert sind, die ihr berufliches Engagement zugunsten des Engagements in der Kinderbetreuung reduzieren, zeigen, dass die Entwicklung einer Care-bezogenen Lebenspraxis im Erwerbsalter deutlich schwieriger zu realisieren ist als nach Beendigung der Erwerbstätigkeit. Die älteren pflegenden Männer sind nicht mehr gefordert, die eigene Männlichkeit durch berufliche Erfolge unter Beweis zu stellen. Die (erfolgreich) abgeschlossene Berufslaufbahn mit den dort erworbenen Fähigkeiten nutzen sie hingegen als Ressource in der Ausgestaltung der pflegerischen Praxis. Dies verweist auf die Notwendigkeit, in die Forschung

zum Verhältnis von Männlichkeit und Care (wie generell in die Männlichkeitsforschung) eine Lebenslaufperspektive zu integrieren.

Statt nach der „idealen" Verkörperung von *caring masculinities* zu suchen, wäre die Forschung gut beraten, danach zu schauen, ob, unter welchen Bedingungen und in welcher Weise Care-Praktiken dazu beitragen, Männlichkeitsorientierungen zu verändern. Nachhaltig von Männern verrichtete Care-Arbeit hat des Weiteren, unabhängig davon, ob sie mit einem hegemoniekritischen Anspruch verbunden ist oder nicht, das Potential, die Teilhabechancen zwischen den Geschlechtern zugunsten einer stärker egalitären Konstellation zu verschieben. Die Männlichkeitsforschung hält zahlreiche Befunde bereit, die darauf hinweisen, dass eine – wie auch immer motivierte – Care-*Praxis* nachhaltigere Effekte hat als ein Wandel von Einstellungen und dass dieser sich vielfach als Effekt einer veränderten Praxis einstellt.

Literatur

Aulenbacher, Brigitte (2010): Back tot he Roots: Geschlecht als relationale Kategorie. In: Erwägen, Wissen, Ethik 21, H. 3, S. 336–338.

Aulenbacher, Brigitte (2018): Care und Care Work – Eine neue Stufe ihrer Vergesellschaftung. In: Feministische Studien 36, H. 1, S. 78–91.

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienne (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: Springer VS. S. 125–147.

Aunkofer, Stefanie / Meuser, Michael / Neumann, Benjamin (2018): Couples and Companies: Negotiating Father's Participation in Parental Leave. In: Revista Española de Sociologia 27, H. 3, S. 65–81.

Aunkofer, Stefanie / Wimbauer, Christine / Neumann, Benjamin / Meuser, Michael / Sabisch, Katja (2019): Väter in Elternzeit. Deutungen, Aushandlungen und Bewertungen von Familien- und Erwerbsarbeit im Paar. In: Berliner Journal für Soziologie 29, H. 1–2, S. 93–125.

Behnke, Cornelia / Meuser, Michael (2013): „Aktive Vaterschaft". Geschlechterkonflikte und Männlichkeitsbilder in biographischen Paarinterviews. In: Loos, Peter / Nohl, Arnd-Michael / Przyborski, Aglaja / Schäffer, Burkhard (Hrsg.): Dokumentarische Methode. Grundlagen, Entwicklungen, Anwendungen. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 75–91.

Bernacchi, Erika/di Grigoli, Antonio Raimondo / Hrzenjak, Majda / Humer, Živa (2022): Caring Masculinities in Early Childhood Education and Care Services and Primary Schools in Europe. Berlin, Florence & Ljubljana. https://www.mirovni-institut.si/wp-content/uploads/2021/03/Transnational-report-EcaRom-final-1.pdf (Abfrage: 16.3.2023).

Bridges, Tristan / Pascoe, C.J. (2014): Hybrid Masculinities: New Directions in the Sociology of Men and Masculinities. Sociology Compass 8, S. 246–258.

Brügger, Sarah / Perler, Laura / Jaquier, Adrienne / Sottas, Beat (2015): „Dadurch, dass wir Mädchen sind, war die Erwartung von allen viel größer." Geschlechtsspezifische Besonderheiten der informellen Pflege. In: Gender 7, H. 2, S. 113–129.

Calasanti, Toni / King, Neal (2007): Taking 'Women's Work' 'Like a Man': Husbands' Experience of Care Work. In: The Gerontologist 47, H. 4, S. 516–527.

Connell, R.W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Cambridge: Polity Press.

Connell, R.W. (1995): Masculinities. Cambridge: Polity Press.
Connell, R.W. (2005): Change among the Gatekeepers: Men, Masculinities, and Gender Equality in the Global Arena. In: Signs 30, H. 3, S. 1801–1825.
Demetriou, Demetrakis Z. (2001): Connell's Concept of Hegemonic Masculinity: A Critique. In: Theory and Society 30, S. 337–361.
Elliott, Karla (2016): Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept. In: Men and Masculinities 19, H. 3, S. 240–259.
Elliott, Karla (2019): Zum Problem von Macht und Dominanz im Konzept Caring Masculinities. In: Scholz, Sylka / Heimann, Andreas (Hrsg.): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: oekom, S. 201–212.
Elliott, Karla (2020): Young Men Navigating Contemporary Masculinities. Cham: Palgrave Macmillan.
Gärtner, Marc / Scambor, Elli (2020): Caring Masculinities. Über Männlichkeit und Sorgearbeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 70, H. 45, S. 22–27.
Hanlon, Niall (2012): Masculinities, Care and Equality. Identity and Nurture in Men's Lives. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
Heilmann, Andreas (2019): Strukturübungen antiimperialer und antipatriarchaler Lebensweisen? Zum Transformationspotential von Caring Masculinities. In: Scholz, Sylka / Heimann, Andreas (Hrsg.): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: oekom. S. 187–200.
Heilmann, Andreas / Sylka Scholz (2017): Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? In: Feministische Studien 35, H. 2, S. 345–357.
Hodkinson, Paul / Brooks, Rachel (2020): Interchangeable Parents? The Roles and Identities of Primary and Equal Carer Fathers of Young Children. In: Current Sociology Review 68, H. 6, S. 780–797.
Hong, Sung-chull / Coogle, Constance L. (2016): Spousal Caregiving for Partners With Dementia: A Deductive Literature Review Testing Calasanti's Gendered View of Care Work. In: Journal of Applied Gerontology 35, H. 7, S. 759–787.
Hrženjak, Majda / Humer, Živa (2018): Caring Masculinities and Flexibilisation of Labour Markets: Fathers in Precarious and Mangerial Employment in Slovenia. In: Gender Questions 6, H. 1, S. 1–19. https://doi.org/10.25159/2412-8457/2977 .
Hunter, Sarah C. / Riggs, Damien W. / Augoustinos, Martha (2017): Hegemonic Masculinity versus a Caring Masculinity: Implications for Understanding Primary Caregiving Fathers. In: Social and Personality Psychological Compass 11, H. 3, S. 1–9. https://doi.org/10.1111/spc3.12307.
Kenny, Katherine / Broom, Alex / Kirby, Emma / Oliffe, John L. / Wyld, David / Lwin, Zarnie (2020): Reciprocity, Autonomy, and Vulnerability in Men's Experiences of Informal Cancer Care. In: Qualitative Health Research 30, H. 4, S. 491–503.
Langehennig, Manfred (2012): In der Angehörigenpflege seinen „Mann" stehen – Einblicke in die gender-konstruierte Sorge-Arbeit pflegender Männer: In: Langehennig, Manfred / Betz, Detlef / Dosch, Erna: Männer in der Angehörigenpflege. Weinheim & Basel Beltz Juventa. S. 13–44.
Lengersdorf, Diana / Meuser, Michael (2019): Leistungsbereit und fürsorgend? Zum Konzept der Caring Masculinities. In: Scholz, Sylka / Heilmann, Andreas (Hrsg.): Caring Masculinities? Möglichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: oekom. S. 97–108.
Leontowitsch, Miranda (2022): Caring Masculinities at Work in Later Life: Exploring Relational Care Work in Retirement. In: Gender, Work & Organization 29, S. 1–16. https://doi.org/10.1111/gwao.12954.
Meuser, Michael (2014): Care und Männlichkeit in modernen Gesellschaften – Grundlegende Überlegungen illustriert am Beispiel involvierter Vaterschaft. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf,

Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Baden-Baden: Nomos. S. 159–174.
Pangritz, Johanna (2021): Caring Masculinities – Bedeutung, Überlegungen und Einwände aus der Perspektive erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Kleinert, Ann-Christin et al. (Hrsg.): Interdisziplinäre Beiträge zur Geschlechterforschung. Repräsentationen, Positionen, Perspektiven. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 115–127.
Riegraf, Birgit (2019): Care, Care-Arbeit und Geschlecht: gesellschaftliche Veränderungen und theoretische Auseinandersetzungen. In: Kortendiek, Beate / Riegraf, Birgit / Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Bd. 2. Wiesbaden: Springer VS. S. 763–772.
Ruby, Sophie / Scholz, Sylka (2018): Care, care work and the struggle for a careful world from the perspective of the sociology of masculinities. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 43, S. 73–83.
Russel, Richard (2007): The Work of Elderly Men Caregivers. From Public Careers to an Unseen World. In: Men and Masculinities 9, H. 3, S. 298–314.
Scholz, Sylka / Heimann, Andreas (2017): Repliken: Plädoyer für die Weiterentwicklung von Caring Masculinities als Subjektivierungsperspektive auf das Postwachstumsprojekt. In: Feministische Studien 35, H. 2, S. 365–369.
Scholz, Sylka / Heimann, Andreas (Hrsg.) (2019): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: oekom.
Theunert, Markus (2020): Fair heißt 50:50: Förderung männlichen Care-Engagements – eine Praxisperspektive. In: Dinges, Martin (Hrsg.): Männlichkeiten und Care. Selbstsorge, Familiensorge, Gesellschaftssorge. Weinheim & Basel: Beltz Juventa. S. 109–122.
Tholen, Toni (2019): Caring Masculinities? Probleme und Potenziale. In: Scholz, Sylka / Heilmann, Andreas (Hrsg.): Caring Masculinities? Möglichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: oekom. S. 213–224.
Weber, Max (2016): Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus. Wiesbaden: Springer VS.

Umkämpfte Formalisierung und Normalisierung der Live-in-Betreuung

Zur Vermarktlichung von Care-Arbeit im „sorglosen Kapitalismus“

Helma Lutz und Karin Schwiter

1. Einleitung

In ihren Arbeiten zu Care-Arbeit im Gegenwartskapitalismus problematisiert Brigitte Aulenbacher die zunehmende Kommodifizierung von Sorgearbeit, die individualisierte anstelle von gesellschaftlicher Sorgeverantwortung ins Zentrum stellt (Aulenbacher 2020). Diese Vermarktlichung gehe mit einer fortschreitenden Formalisierung von Care-Arbeit einher, die gute Sorge verspricht, ohne gute Arbeitsbedingungen zu garantieren (Aulenbacher et al. 2021a). Am Beispiel der sogenannten Live-in-Betreuung für Senior:innen zeigt sie auf, wie deren Formalisierung dazu beiträgt, ein höchst problematisches transnationales Betreuungsarrangement zu etablieren, zu legitimieren und dieses als alternativlos zu präsentieren (Aulenbacher et al. 2021b). Mit unserem Beitrag knüpfen wir an unsere gemeinsamen Arbeiten mit Brigitte Aulenbacher an und analysieren die jüngeren Bestrebungen zur Formalisierung der Live-in-Betreuungsarbeit in österreichischen, deutschen und schweizerischen Privathaushalten. Wir fragen, welche Interessen hinter diesen Projekten stehen, wie sie jeweils organisiert, aber auch umkämpft sind und welche möglichen Alternativen sie verdecken. Dabei nehmen wir Brigitte Aulenbachers zentrales Anliegen auf, vermeintlich alternativlose gesellschaftliche Strukturen und Regelungen zu hinterfragen, um Widersprüche, Ambivalenzen und mögliche Alternativen sichtbar zu machen.

2. Die Vermarktlichung von Care-Arbeit im „sorglosen Kapitalismus“

In ihrem neuesten Buch zur Entwicklung des Kapitalismus im 21. Jahrhundert vertritt Nancy Fraser (2022) die These, der Finanzkapitalismus des 21. Jahrhunderts „verschlinge“ die Demokratie, die Care-Arbeit und den Planeten. Den Finanzkapitalismus bezeichnet sie als „a progressive neoliberalism, which celebrates ‚diversity‘, meritocracy and ‚emancipation‘ while dismantling social

protections and re-externalizing social reproduction. The effect is not only to abandon defenseless populations to capital's predation, but also to redefine emancipation in market terms" (Fraser 2022, S. 69). Mit dem Hinweis auf die (erneute) Externalisierung der sozialen Reproduktionsarbeit, die bereits in den Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft des 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts üblich war (siehe Lutz 2007), greift Fraser ein Thema auf, mit dem sich bereits Arlie Hochschild (2012) beschäftigte, als sie die kommerzialisierte Auslagerung des Privaten, etwa der Care- und Beziehungsarbeit, analysierte. Brigitte Aulenbacher problematisiert diese zunehmende Individualisierung der Verantwortung für die soziale Reproduktionsarbeit als eine „strukturelle ‚Sorglosigkeit' des kapitalistischen Wirtschaftens" (Aulenbacher et al. 2015, S. 7), die zu einer zunehmenden Vermarktlichung von Care-Arbeit führt. Sie fokussiert dabei auf die aktuell global zu beobachtende Ausbreitung der Care-Ökonomie im Bereich der Kinder- und Senior:innenbetreuung im privaten Haushalt.

Weltweit herrscht eine große Diversität unterschiedlicher Care-Regime. Viele Staaten, wie etwa die USA und zum Teil auch Kanada, haben – im Gegensatz zu den meisten europäischen Ländern – die Betreuung von älteren Menschen und Kindern nie als öffentliche, sondern stets primär als private Aufgabe betrachtet. Dementsprechend sind die Regelungen in diesen Ländern bis zum heutigen Tag darauf ausgerichtet, dass Familien die Betreuung für Senior:innen und Kinder individuell organisieren und dafür auch bezahlen. Privathaushalte, die über die entsprechenden Mittel verfügen, beschäftigen dementsprechend Arbeitskräfte, die von anderen Segmenten des Arbeitsmarktes ausgeschlossen werden. In Nordamerika sind dies vornehmlich Schwarze Frauen und Migrant:innen aus Lateinamerika, Asien und der Karibik (siehe Boris / Klein 2012; MacDonald 2010; Romero 1992). Charakteristisch für dieses Care-Regime ist ein substantieller und zu einem großen Teil informeller Arbeitsmarkt, dessen Arbeitsbedingungen kaum staatlich überprüft werden. Die Externalisierung der sozialen Reproduktionsarbeit existiert darin schon lange und spiegelt sich in einem prekären Care-Arbeitsmarkt für migrierte und marginalisierte Arbeitskräfte wider.

In vielen europäischen Wohlfahrtsstaaten lag die Zuständigkeit für vulnerable Gruppen, die Care benötigen, in erster Linie ebenfalls bei der Familie. Allerdings wurde diese Zuständigkeit durch staatliche Institutionen oder Zuschüsse abgefedert. Neben öffentlich finanzierten Kindertagesstätten und Pflegeheimen zählen dazu beispielsweise subventionierte mobile Pflegedienste. In den vergangenen 20 Jahren hat sich diese Situation einschneidend verändert: Auf der einen Seite ist der Care-Bedarf durch die Alterung der Bevölkerung – auch aufgrund längerer Lebenszeit – gestiegen. Auf der anderen Seite hat die zeitliche Ausdehnung und Intensivierung der Erwerbsarbeit für alle Geschlechter die in Familien verfügbaren Care-Ressourcen reduziert. Die Weiterentwicklung wohlfahrtsstaatlicher Leistungen trägt dieser Problematik nur ungenügend Rechnung. Im Zuge neoliberaler Restrukturierungen werden Leistungen eher ab- als ausgebaut.

So unterliegen öffentlich finanzierte Pflegeheime und mobile Pflegedienste beispielsweise einem immer engeren Kostenrahmen und Zeitkorsett (Schwiter et al. 2018). In Kombination führen diese Entwicklungen zu einer „Care-Krise" (Dowling 2021). Der Logik des „sorglosen Kapitalismus" folgend, zieht sich der Staat zunehmend aus seiner Sorgeverantwortung zurück. Gleichzeitig nimmt die intensivierte Erwerbsarbeit Berufstätigen die Zeit für die Versorgung ihrer Angehörigen sowie für die eigene soziale Reproduktion. Als Folge davon suchen immer mehr Familien nach Entlastung, indem sie Care-Tätigkeiten externalisieren. Sorgearbeit wird zunehmend kommodifiziert und es entsteht ein wachsender Markt gewinnorientierter Care-Unternehmen für all jene, die sich diese Dienstleistungen leisten können.

In Europa wurde diese Externalisierung und Vermarktlichung von Care-Arbeit begünstigt durch den Fall des Eisernen Vorhangs (Lutz / Palenga-Möllenbeck 2014). Dieser setzte im Zuge des Systemwandels eine große Zahl an Arbeitskräften aus Zentral- und Osteuropa frei, die dringend Arbeit suchten. Heute arbeiten viele von ihnen in Privathaushalten West- bzw. Südeuropas und betreuen dort Kinder und Senior:innen. In der Senior:innenbetreuung entstand dabei ein Care-Modell, das als „Live-in-Betreuung" bezeichnet wird und auch unter dem problematischen Begriff „24-Stunden-Betreuung" bekannt geworden ist. In dieser vermarktlichten Form der Care-Arbeit lebt eine – meist weibliche – Betreuungsperson im Haushalt einer älteren Person und ist zu einem Niedrigstlohn nahezu rund um die Uhr für deren Wohlbefinden und alle anfallenden Sorgearbeiten zuständig. Nach einigen Wochen oder Monaten wird sie im Rotationsprinzip durch eine neue Arbeitskraft ersetzt. Die Rekrutierung der Betreuer:innen übernehmen transnational operierende Vermittlungsagenturen; sie sind mittlerweile zu mächtigen Marktakteurinnen geworden und ihre Tätigkeit wird bislang nur ungenügend kontrolliert und reguliert (Aulenbacher et al. 2021a).

3. Die Formalisierung und Normalisierung von Live-in-Care in Österreich

In Österreich ist die Live-in-Betreuung im sogenannten Hausbetreuungsgesetz geregelt, das 2007 in Kraft trat. Seine Einführung zielte darauf ab, die irreguläre Beschäftigung von Senior:innenbetreuer:innen in Privathaushalten regelkonform zu machen. Hierzu etablierte es – die Problematik der Scheinselbständigkeit missachtend – ein neues Gewerbe, das der „Selbständigen Personenbetreuung". Gleichzeitig führte die Regierung Förderbeiträge für Haushalte ein, die eine solche Betreuung in Anspruch nehmen. Die Zahl der Live-in-Arbeitsverhältnisse stieg exponentiell und diese Betreuungsform wurde zu einem „wohlfahrtsstaatlich akzeptierten Weg quasifamiliärer Sorge" (Aulenbacher et al. 2018, S. 54). Sie

ließ die sogenannte „24-Stunden-Pflege zu einer gängigen Dienstleistung werden […], die selbstverständlich und unreflektiert in Anspruch genommen wird" (Bachinger 2009, S. 216; siehe auch Weicht/Österle 2016).

Brigitte Aulenbacher dokumentiert und problematisiert in ihren Arbeiten die schrittweise Formalisierung und Normalisierung dieses Betreuungsmodells, das den Arbeitskräften die für angestellte Erwerbstätige selbstverständliche soziale Absicherung vorenthält und gleichzeitig rund um die Uhr Einsatzbereitschaft verlangt. Indem sie diesen Widerspruch und weitere Ambivalenzen und Brüche im Modell aufzeigt, verdeutlicht sie, warum das in Österreich oft als alternativlos dargestellte Care-Modell stets umstritten geblieben ist (Aulenbacher 2021b). Mit ihrer Kritik an der Formalisierung und Normalisierung des österreichischen Live-in-Care-Modells verweist Brigitte Aulenbacher auf die zentrale Rolle des Staates in dieser Externalisierung und Vermarktlichung von Care. Denn Regulierungen wie z. B. das österreichische Hausbetreuungsgesetz legen Familien den Einkauf von Care-Ressourcen auf dem Markt nicht nur nahe, sondern fördern diesen sogar.

4. Formalisierte Informalität in der Live-in-Betreuung in Deutschland

Das deutsche Care-Regime deckt sich mit dem österreichischen und schweizerischen (siehe unten) insofern, als auch hier geschlechtsspezifische, kulturell verankerte Ideale wirkmächtig sind, die davon ausgehen, dass alternde Menschen so lange wie möglich im eigenen Haushalt verbleiben, dort betreut und gepflegt werden sollten. Dieses Leitbild einer „home-care-society" (Pfau-Effinger 2005) war jahrzehntelang gekoppelt an das heteronormative männliche Vollerwerbstätigkeitsmodell mit der gleichzeitigen Anrufung der Frauen als *Sorgeverantwortliche* für alle Alterssegmente (Kinder, Jugendliche, Eltern).

Mit der Einführung der gesetzlichen Pflegeversicherung im deutschen Sozialversicherungssystem (Januar 1995) wurde erstmals akzeptiert, dass die Betreuung von Senior:innen nicht lediglich privat erbracht werden muss, sondern der Staat aus Steuergeldern eine Unterstützungsverpflichtung übernimmt. Es zeigte sich jedoch, dass Betreuungsleistungen im Privathaushalt weiterhin mehrheitlich von Frauen (Ehe-/Partnerinnen, Schwieger-/Töchtern, Enkelinnen, Schwestern, Kusinen und Freundinnen) erbracht wurden und dass die Leistungen der Pflegekasse so pauschaliert sind, dass sie zur Sicherstellung der Versorgung nicht ausreichen (Benazha et al. 2021, S. 25). Die Einführung des Pflegegeldes, dessen Verwendung nicht staatlich überprüft wird und dessen Umfang eine Pflegeheimbetreuung in der Regel nicht abdeckt, hat schlussendlich der Entstehung eines (informellen) Live-in-Betreuungssektors Vorschub geleistet.

Die agenturvermittelte Betreuung von Senior:innen durch Migrant:innen aus post-sozialistischen Ländern entwickelte sich seit Beginn der 2000er-Jahre und setzt in Deutschland neben dem Selbstständigenmodell im Wesentlichen auf das Entsendemodell. Dieses stützt sich auf die EU-Entsenderichtlinie (RL 96/71/EG) von 1996. Sie regelt sowohl den freien Verkehr von Personen und Gütern als auch die Dienstleistungen zwischen EU-Mitgliedsstaaten (Benazha 2021, S. 55–59). Danach sind entsandte Arbeitnehmer:innen bzw. die Entsendeagenturen erst nach Ablauf einer zwölf- bis 18-monatigen Tätigkeit im Ausland verpflichtet, sich an die Rechtsnormen des Staates zu halten, in dem sie arbeiten (ebd.). Für die Agenturen ist dies von Vorteil, da sie sich an den niedrigeren Lohnnebenkosten im Entsendeland orientieren können.

Aranka Benazha (2021, S. 58) unterstreicht in ihrer Analyse des Entsendemodells, dass die Einhaltung von Regelarbeits- oder Ruhezeiten nicht kontrolliert und Überstunden nicht bezahlt werden. Weder werden Urlaubsansprüche gewährt, noch im Krankheitsfall der Migrant:innen deren anfallende Kosten medizinischer Betreuung übernommen. Die Erwartung von Angehörigen, dass Live-Ins in der Tat ganztägig zu Diensten stehen, wird auf den Webseiten der deutschen Agenturen gestützt durch Aussagen wie: „Unser Betreuungspersonal steht 24 Stunden für die Betreuung zur Verfügung und sieben Tage in der Woche“ (ebd., S. 54). Ein solches Arrangement ist, so die Einschätzung der Juristin Barbara Bucher (2018, S. 350), nicht möglich, „ohne dabei die durch Rechtsformen gesetzte Grenze zu überschreiten“. Kompliziert wird das Vermittlungsmodell dadurch, dass in der Regel eine deutsche mit einer Agentur im Herkunftsland der Betreuenden zusammenarbeitet. Während Erstere vor allem den Kontakt zu den deutschen Klient:innen und ihren Angehörigen pflegt, übernimmt Letztere den Transport zum Betreuungshaushalt und unterstützt ihre entsendeten Migrant:innen über eine Hotline. Zwar sind die entsendenden polnischen, rumänischen, slowakischen etc. Agenturen verpflichtet, für ihre Arbeitnehmer:innen monatlich Sozialbeiträge abzuführen, jedoch erfolgt dies oft unregelmäßig und die Betroffenen werden geschädigt. Entsendeverträge werden daher in Polen auch als „Müllverträge“ bezeichnet (Palenga-Möllenbeck 2021, S. 116).

Insgesamt ist zu konstatieren, dass im deutschen Entsendemodell arbeitsschutzrechtliche Bestimmungen faktisch außer Kraft gesetzt sind und sich eine rechtliche Grauzone „formalisierter Informalität“ (Benazha/Lutz 2019, S. 949) entwickelt hat, die – vom Staat geduldet und indirekt finanziert – mittlerweile zum Kernelement *formalisierter Normalität* gehört. Zwar gibt es in den großen Städten Hilfsangebote für Betreuer:innen, etwa des gewerkschaftsnahen Verbands „Faire Mobilität“, allerdings können diese nur in Einzelfällen Hilfe leisten. Selbst das Grundsatzurteil des Bundesarbeitsgerichts vom Sommer 2021, in dem eine Bulgarin, die beweisen konnte, dass sie statt 30 Stunden in der Woche eher 21 Stunden pro Tag für ihre Klientin gesorgt hatte und dafür 38.000 Euro Nachzahlung erhielt (siehe Janisch et al. in der Süddeutschen Zeitung vom

26.6.2021), hat nicht zu einer stärkeren öffentlichen Hinterfragung der Tätigkeit von Vermittlungsagenturen geführt.

Mächtiger Akteur im öffentlichen Diskurs ist der Bundesverband für häusliche Betreuung und Pflege (VHBP). Er vertritt nach eigenen Angaben 45 Agenturen und ist bestrebt, die Live-in-Betreuung als „Dritte Säule der Versorgung alter und kranker Menschen" neben ambulanter und Pflegeheimbetreuung zu etablieren (VHBP 2023). In seiner Lobbyarbeit setzt er sich vehement für das österreichische Selbstständigen-Modell ein. Dieses würde jedoch die Verantwortung für Arbeitszeit, Überstunden etc. letztendlich den Migrant:innen überlassen und damit vor allem die Selbstausbeutung fördern. Gewerkschaften prangern dieses Modell als „fragwürdige Scheinselbständigkeit" an (DGB 2022) und fordern stattdessen eine arbeitsrechtskonforme Lösung mit lückenloser Erfassung und Beschränkung der Arbeits- und Bereitschaftszeit. In ihrem Koalitionsvertrag für 2021–2025 verspricht die Bundesregierung, eine „rechtssichere Grundlage für die 24-Stunden-Betreuung" zu schaffen, ohne Hinweise auf den angestrebten Lösungsansatz zu geben (SPD et al. 2021, S. 64). Die Formalisierung der Live-in-Betreuung in Deutschland bleibt damit umkämpft.

5. Fortwährend umstrittene Regulierung der Live-in-Betreuung in der Schweiz

In der Schweiz gilt selbständige Personenbetreuung als Scheinselbständigkeit und ist verboten. Ebenfalls nicht zulässig ist die in Deutschland verbreitete Entsendung von Arbeitskräften in Privathaushalte. Betreuer:innen in der Schweiz sind folglich in jedem Falle Angestellte einer in der Schweiz ansässigen Agentur oder eines Haushalts (vgl. Medici 2015). Trotzdem bleiben sie von zentralen Schutzbestimmungen für Arbeitnehmende bezüglich Höchstarbeitszeiten, Nachtarbeit, zusammenhängenden Ruhezeiten etc. ausgenommen. Grund dafür ist, dass „private Haushaltungen" explizit vom Geltungsbereich des Schweizer Arbeitsgesetzes ausgeschlossen wurden (Art. 2 Abs. 1 lit. g ArG). Beim Erlass des Gesetzes 1960 erläuterte der Schweizerische Bundesrat in Bezug auf die Hausangestellten: „Für ihre Unterstellung unter das Arbeitsgesetz besteht nach allgemeiner und unbestrittener Auffassung kein Bedürfnis, ganz abgesehen davon, dass aus naheliegenden Gründen solche Vorschriften kaum durchgesetzt werden könnten" (Bundesrat 1960, S. 945, zitiert in Steiner 2020, S. 286).

Zumindest die Unbestrittenheit dieser Ausnahme ist bereits seit längerer Zeit nicht mehr gegeben. Auch wenn sie bis heute Bestand hat, zeigt die letzte Dekade eine Reihe von staatlichen Interventionen, um die Arbeitsverhältnisse in der Live-in-Betreuung zu verbessern. Diese sind nicht zuletzt Gruppen von selbstorganisierten Betreuer:innen, Gewerkschaften und Parlamentarier:innen zu ver-

danken, die immer wieder öffentlichkeitswirksam auf die ausbeuterischen Arbeitsverhältnisse in der Live-in-Betreuung hingewiesen und Verbesserungen eingefordert haben (Schilliger / Schilling 2017).

Erstmals griff der Bundesrat 2011 in den wachsenden Markt ein. Mit der Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf die neuen EU-Staaten in Zentral- und Osteuropa erließ er gleichzeitig sogenannte „flankierende Maßnahmen" gegen Lohndumping. Er führte einen Mindestlohn für alle Beschäftigten in der Hauswirtschaft ein, zu denen auch Live-in-Betreuer:innen zählen. 2012 folgte ein Gesamtarbeitsvertrag für Personalverleihbetriebe. Anfänglich hatte dieser nur für große Agenturen Gültigkeit. Wenig später weitete der Bundesrat seinen Geltungsbereich jedoch auf sämtliche Betreuungsagenturen aus. Der Gesamtarbeitsvertrag sah leicht höhere Mindestlöhne, Maximalarbeitszeiten und Bestimmungen zur Nachtarbeit vor (Steiner 2020). In der Praxis zeigte sich jedoch, dass sich in der Live-in-Betreuung, wo Arbeitsort und Wohnort zusammenfallen, beide Maßnahmen relativ einfach umgehen ließen. So reduzierten Agenturen kurzerhand die Arbeitsstunden im Vertrag und erhöhten im Gegenzug die nicht oder kaum bezahlten Stunden in Rufbereitschaft. Unter dem Strich wurden Live-in-Arbeitskräfte folglich kaum höher entschädigt als zuvor (Steiner 2020, S. 288).

Ein parlamentarischer Vorstoß forderte den Bundesrat daraufhin erneut auf, die Arbeitsverhältnisse in der Live-in-Betreuung zu prüfen. Dieser kam in seinem Bericht zum Schluss: Es „fehlen für diese Beschäftigungsgruppe klare rechtliche Vorgaben in verschiedenen zentralen Fragen wie Begrenzung der Arbeitszeit, übermäßige Verantwortung, Regelung der prekären arbeitsvertraglichen Situation, fehlende Privatsphäre. Daraus abgeleitet werden kann ein Bedarf, die Arbeitsbedingungen der Betagtenbetreuerinnen besser zu regeln. Dies um den Schutz der Arbeitnehmerinnen zu gewährleisten und den privaten Haushaltungen Rechtssicherheit zu geben" (Bundesrat 2015, S. 21). Die im Folgenden geprüften Regulierungsvorschläge beinhalteten u. a. auch die Ausdehnung des Geltungsbereichs des Arbeitsgesetzes auf die privaten Haushalte – oder zumindest auf die Live-in-Betreuer:innen (Bundesrat 2015, S. 23). Ein Regulierungsfolgeabschätzungsbericht (sic!) stellt jedoch fest, dass die Kosten für eine Live-in-Betreuung dadurch über Gebühr steigen würden (BSS 2016). Daraufhin entschied der Bundesrat 2017, auf eine weitergehende verbindliche Regulierung der Branche vorerst zu verzichten (Steiner 2020, S. 291).

Für die Gewerkschaften, welche die prekäre Situation in der Live-in-Betreuung seit Jahren anprangern, blieb die Situation unbefriedigend. Zumindest die Betreuer:innen, die durch Agenturen in die Haushalte verliehen werden, müssten dem Arbeitsgesetz unterstehen, argumentierte die Gewerkschaft des Personals öffentlicher Dienste (vpod). 2017 trat diese den Weg durch die Instanzen an, um diese Frage in einem Grundsatzentscheid durch das höchste Schweizer Gericht klären zu lassen. Im Falle von agenturbasierter Betreuung, so die Entschei-

dung Ende 2021, diene „die Arbeitsleistung der Betreuungskraft […] nicht nur der Erfüllung privater Bedürfnisse der zu betreuenden Person, sondern auch dem kommerziellen Zweck der Betreuungsorganisation". Folglich komme das Arbeitsgesetz zur Anwendung (BGE 2C_470/2020 vom 22.12.2021, E. 4.6). Das Arbeitsgesetz beschränkt den Bereitschaftsdienst einer Arbeitskraft auf maximal sieben Tage (ausnahmsweise 14 Tage) pro Monat. Zudem muss eine tägliche Ruhezeit von mindestens elf aufeinanderfolgenden Stunden gewährt werden, in denen die Arbeitskraft auch keine Bereitschaftseinsätze leistet (SECO 2022, S. 4). Die agenturbasierte Betreuung einer betagten Person durch eine einzige Arbeitskraft ist seit diesem Urteil in der Schweiz folglich nicht mehr möglich. Weiterhin zulässig bleibt das Arrangement für Arbeitskräfte, die von den Haushalten direkt beschäftigt werden.

Auf Seiten der Agenturen löste das Urteil Verärgerung über die Ungleichbehandlung von verliehenen Arbeitskräften gegenüber Direktangestellten aus. Derzeit versuchen sie durch intensives Lobbying auf dem Verhandlungsweg eine Ausnahmeregulierung zu erwirken, welche die agenturbasierte Rund-um-die-Uhr-Betreuung mittels einer Person wieder ermöglichen würde. Demgegenüber nimmt die Gewerkschaft vpod das Urteil zum Ausgangspunkt, um den Geltungsbereich des Arbeitsgesetzes auch auf die direkt von den Haushalten beschäftigten Betreuer:innen auszudehnen. Inwieweit der Bundesrat den einen oder anderen Interessen in seinem nächsten Regulierungsschritt entgegenkommen wird, ist zum heutigen Zeitpunkt offen.

Insgesamt zeigt das Beispiel Schweiz jedoch, wie selbstorganisierte Betreuer:innen, Gewerkschaften und Parlamentarier:innen die Arbeitsverhältnisse in der Live-in-Betreuung fortwährend öffentlich problematisieren und eine Reihe von Regulierungsbemühungen zu ihrer Verbesserung anstoßen konnten. Nicht zuletzt diesen Interventionen ist es geschuldet, dass die Live-in-Betreuung in der Schweiz bislang weit weniger verbreitet und normalisiert ist als in den beiden anderen deutschsprachigen Ländern.

6. Diskussion

Was zeigt die dargelegte Entwicklung der Live-in-Betreuung in den drei deutschsprachigen Ländern? Zum einen sehen wir, dass rechtliche *Formalisierungen* entscheidend dazu beitragen, ein neues Betreuungsmodell zu legitimieren und zu *normalisieren*. So hat sich die Live-in-Betreuung durch das Hausbetreuungsgesetz in Österreich zu einer von weiten Kreisen der Bevölkerung unhinterfragten Betreuungsform entwickelt. Wie Brigitte Aulenbacher in ihren Arbeiten hervorhebt, beinhaltet eine *Formalisierung* des Modells gleichzeitig eine staatliche Anerkennung der Agenturen als legitimierte Marktakteur:innen und führt zu einer *Normalisierung* der individualisierten, kommodifizierten Arrangements, die schluss-

endlich den Regeln des Marktes folgen. Auch in Deutschland haben die Einführung des Pflegegeldes und die Nutzung der Entsenderichtlinie bei gleichzeitigem Verzicht auf Interventionen zur Sicherstellung eines angemessenen Arbeitnehmendenschutzes zu einem in weiten Kreisen der Bevölkerung akzeptierten informellen Markt für Betreuungskräfte geführt. Auch die Aktivitäten der Agenturen werden weitgehend als alternativlos akzeptiert. Dass diese Tätigkeit mit prekären Arbeitsbedingungen und hohem (gesundheitlichen und sozialen) Risiko für die darin Beschäftigten verbunden ist, wird dabei in Kauf genommen. Gleichzeitig sind die problematischen Formalisierungen und die Tolerierung von rechtlichen Grauzonen in beiden Ländern stets umstritten geblieben. In diesem Sinne illustriert das dritte Beispiel der Schweiz, dass der Widerstand gegen die Erosion von Arbeitsrechten durch gewerkschaftliche und zivile Aktionsgruppen wohlfahrtsstaatliches Handeln sehr wohl beeinflussen kann und der Politik durchaus Instrumente zur Verfügung stehen, die eine Ausbreitung und Normalisierung ausbeuterischer Arbeitsverhältnisse verhindern. So haben die innerhalb kurzer Zeit immer wieder erfolgten regulatorischen Interventionen in Form von Mindestlöhnen, Gesamtarbeitsverträgen und der Ausdehnung des Geltungsbereichs des Arbeitsgesetzes auf agenturbasierte Live-in-Betreuung mit dazu beigetragen, das Betreuungsmodell zu problematisieren und zu delegitimieren.

Angesichts der raschen Alterung der Bevölkerung wird die Nachfrage nach Betreuungsdienstleistungen in den kommenden Jahrzehnten wachsen. Regulatorische Interventionen werden darüber entscheiden, ob die Live-in-Betreuung weiterhin als eine legitime Form kommodifizierter Care-Arbeit wahrgenommen wird. Im „sorglosen Kapitalismus" bleiben Betreuungsagenturen mächtige Marktakteur:innen, die der zahlungskräftigen Kundschaft individualisierte Sorgedienstleistungen verkaufen und der Politik dabei die Bedingungen diktieren. In einer „sorgenden Gesellschaft" (Tronto 2013) dagegen treten anstelle von vermarktlichter Care-Arbeit gemeinwirtschaftlich zur Verfügung gestellte Sorgekapazitäten, die auch die Bedürfnisse der Care-Arbeitenden berücksichtigen, z. B. ein Mosaik aus mobilen Pflegediensten, betreutem Wohnen, Pflegewohngruppen und ausreichend finanzierten Pflegeheimen. Vielleicht sind es die derzeit ins Alter kommenden Babyboomer:innen, die die erforderlichen regulatorischen Interventionen und die Bereitstellung der erforderlichen finanziellen Ressourcen dafür einfordern werden. Dass es ihnen gelingt, gesellschaftliche Normalisierungen aufzubrechen, haben sie bereits in jungen Jahren oft gezeigt.

Literatur

Aulenbacher, Brigitte / Bachinger, Almut / Décieux, Fabienne (2015): Gelebte Sorglosigkeit? Kapitalismus, Sozialstaatlichkeit und soziale Reproduktion am Beispiel des österreichischen „migrant-in-a-family-care"-Modells. In: Kurswechsel [29], H. 1, S. 6–14.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2018): Ein neuer Sorgemarkt im Wohlfahrtsstaat: 24-Stunden-Betreuung in Österreich und Dienstleistungsangebote von Wiener Vermittlungsagenturen. In: Filipič, Ursula / Schönauer, Annika (Hrsg.): Zur Zukunft von Arbeit und Wohlfahrtsstaat: Perspektiven aus der Sozialforschung. Wien: ÖGB Verlag. S. 47–56.

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina et al. (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: Springer. S. 125–147.

Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (2021a): Live-in-Betreuung – (k)ein Zukunftsmodell guter Sorge und guter Arbeit? In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa. S. 238–251.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2021b): Das umstrittene Selbstständigenmodell – Live-in-Betreuung in Österreich. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa. S. 66–78.

Bachinger, Almut (2009): Der irreguläre Pflegearbeitsmarkt, Zum Transformationsprozess von unbezahlter in bezahlte Arbeit durch die 24-Stunden-Pflege. Wien: Dissertation an der Universität Wien.

Benazha, Aranka (2021): Alles rechtens? Rechtliche Rahmenbedingungen der Live-in-Betreuung in Deutschland. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa. S. 46–65.

Benazha, Aranka / Leibelfinger, Michael / Prieler, Veronika / Steiner, Jennifer (2021): Live-in-Care im Ländervergleich. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa. S. 20–45.

Benazha, Aranka / Lutz, Helma (2019): Intersektionale Perspektive auf die Pflege. Geschlechterverhältnisse und Migrationsprozesse. In: Rudolph, Clarissa / Schmidt, Katja (Hrsg.): Interessenvertretung und Care. Voraussetzungen, Akteure und Handlungsebenen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 146–160.

Boris, Eileen / Klein, Jennifer (2012): Caring for America. Home health workers in the Shadow of the Welfare State. Oxford: Oxford University Press.

BSS 2016: 24-Stunden-Betagtenbetreuung in Privathaushalten. Regulierungsfolgenabschätzung zu den Auswirkungen der Lösungswege gemäss Bericht zum Postulat Schmid-Federer 12.3266 „Pendelmigration zur Alterspflege". Basel: BSS.

Bucher, Barbara (2018): Rechtliche Ausgestaltung der 24-h-Betreuung durch ausländische Pflegekräfte in deutschen Privathaushalten: Eine kritische Analyse. Baden-Baden: Nomos.

Bundesrat (2023): Verordnung über den Normalarbeitsvertrag für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in der Hauswirtschaft. Bern.

DGB Deutscher Gewerkschaftsbund (2022): 24-Stunden-Betreuung – Landesarbeitsgericht stärkt Rechte von Betreuungskräften. Pressemitteilung vom 5. September.

Dowling, Emma (2021): The Care Crisis: What caused it and how can we end it? London: Verso.

Fraser, Nancy (2022): Cannibal Capitalism. London: Verso.

Hochschild, Arlie (2012): The Outsourced Self. New York: Metropolitan Books.

Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen: Barbara Budrich.

Lutz, Helma / Palenga-Möllenbeck, Ewa (2014): Care-Migrantinnen im geteilten Europa – Verbindungen und Widersprüche in einem transnationalen Raum. In: Aulenbacher, Brigitte et

al. (Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt, Sonderband 20. Baden-Baden: Nomos.
MacDonald, Cameron Lynne (2019): Shadow Mothers. Berkeley: University of California Press.
Medici, Gabriela (2015): Migrantinnen als Pflegehilfen in Schweizer Privathaushalten. Menschenrechtliche Vorgaben und staatliche Handlungspflichten. Zürich: Schulthess.
Palenga-Möllenbeck, Ewa (2021): ‚Lade deine Superkräfte wieder auf': Vermittlungs- und Entsendeagenturen und das Konzept der guten Arbeit in der Live-in-Betreuung. In: Aulenbacher et al. (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa. S. 106–126.
Parreñas, Rhacel (2001): Servants of Globalization: Women, Migration, and Domestic Work. Stanford, CA: Stanford University Press.
Pfau-Effinger, Brigit (2005): Welfare State Policies and the Development of Care Arrangements. In: European Societies [7], H. 2, S. 321–347.
Romero, Mary (1992): Maid in the U.S.A. New York: Routledge.
Schilliger, Sarah (2014): Pflegen ohne Grenzen? Polnische Pendelmigrantinnen in der 24h-Betreuung. Eine Ethnographie des Privathaushalts als globalisiertem Arbeitsplatz. Basel: Disseration an der Universität Basel.
Schilliger, Sarah / Schilling, Katharina (2017): Care-Arbeit politisieren: Herausforderungen der (Selbst-)Organisierung von migrantischen 24h-Betreuerinnen. In: femina politica [26], H. 2, S. 101–116.
Schwiter, Karin / Berndt, Christian / Truong, Jasmine (2018): Neoliberal austerity and the marketization of elderly care. In: Social and Cultural Geography [19], H. 3, S. 379–399.
SECO Staatssekretariat für Wirtschaft (2022): Eckwerte Rahmenarbeitsverträge in der Betreuung durch Live-Ins bei den Klienten zuhause. Bern.
SPD / Bündnis 90 / Die Grünen / FDP (2021): Koalitionsvertrag 2021–2025. Berlin.
Steiner, Jennifer (2020): „Guter Lohn für gute Arbeit?" Legitimation und Kritik im Regulierungsprozess der Rund-um-die-Uhr-Betreuung betagter Menschen in Schweizer Privathaushalten. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziolgie [46], H. 2, S. 281–303.
Tronto, Joan (2013): Caring Democracy: Markets, Equality, and Justice. New York: New York University Press.
Janisch, Wolfgang / Koopmann, Christoph / Slavik, Angelika (2021): Der Preis der Würde. In: Süddeutsche Zeitung 26.6.2021.
VHBP Bundesverband für häusliche Betreuung und Pflege (2023): Ziele. https://www.vhbp.de/ueber-den-vhbp/ Abfrage: 5.10.2023
Weicht, Bernhard / Österle, August (Hrsg.) (2016): Im Ausland zu Hause pflegen. Die Beschäftigung von MigrantInnen in der 24-Stunden-Betreuung. Münster: Lit.

Sich um die Sorge sorgen

Umkämpfte Sorgeerbringung zwischen Vermarktlichung, Technologisierung und Vergemeinschaftung

Valentin Fröhlich, Anna Pillinger und Florian Pimminger

1. Einleitung

Sich um die Sorge sorgen – so könnte man ein zentrales Anliegen des breiten Oeuvres Brigitte Aulenbachers interpretieren und doch würde man zu kurz greifen, sähe man darin allein den Aufruf zur Besorgnis. So werden in ihren Arbeiten unter dem Schlagwort eines *sorglosen Kapitalismus* (Aulenbacher / Dammayr / Décieux 2015) einerseits Wandlungsprozesse in der Sorgeerbringung untersucht, die neben der (kapitalistischen) Abstraktion auch die Indienstnahme und Inwertsetzung von Sorge umfassen. Andererseits werden skizzierten Abwegen ökonomischer Verkehrungen, dem „Bestreben, die Kontingenz des Lebens wissenschaftlich-technologisch wie beispielsweise in der Care-Robotik oder, allgemeiner, durch Rationalisierung zu beherrschen" (ebd., S. 2), Lichtungen alternativer Sorgeformen, die Suche nach guter Sorge *und* guten Arbeitsbedingungen sowie die Möglichkeit einer sorgsamen Gemeinschaft oder Gesellschaft entgegengestellt.

Der vorliegende Beitrag widmet sich diesen in sich umstrittenen Tendenzen der Vermarktlichung, Technologisierung und Vergemeinschaftung.[1] Zunächst wird erschlossen, inwiefern die Bereitstellung von Sorge als umkämpft begriffen wird. Anschließend werden Ausformungen genannter Tendenzen mit Blick auf Live-in Care, digitale Pflegedokumentation sowie Robotik und Caring Commu-

1 Der Beitrag stützt sich auf folgende Forschungsprojekte: Das für drei Jahre (08/2021 – 07/2024) von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) geförderte DOC-Team 114: „The Contested Provisioning of Care and Housing" setzt sich aus je zwei Doktoranden der JKU Linz, Valentin Fröhlich und Florian Pimminger, sowie der WU Wien, Benjamin Baumgartner und Hans Volmary, unter Betreuung durch Brigitte Aulenbacher (JKU) und Andreas Novy (WU), zusammen. Zudem begleiten Julie Froud (Universität Manchester), Cornelia Klinger (Universität Tübingen) und Flavia Martinelli (Universität „Mediterranea" Reggio Calabria) das Projekt in beratender Tätigkeit. Gastgebende Partner sind Ewald Engelen (Universität Amsterdam), Maarten van Ham (TU Delft) sowie Tamás Bartus und Attila Melegh (Corvinus Universität Budapest). Das Forschungsprojekt „Digitalisierung und Arbeitsorganisation: Narrative, Praxis und Gestaltungsoptionen" (11/2021 – 10/2023) ist gefördert vom Digitalisierungsfonds Arbeit 4.0 der AK Wien. Es wird unter der Leitung von Brigitte Aulenbacher, Ernst Langthaler, Uli Meyer und Elke Schüßler und der Mitarbeit von Walpurga Friedl, Sara Maric, Anna Pillinger und Stefanie Raible an der JKU Linz durchgeführt.

nities exemplarisch behandelt. Abschließend soll eine Auseinandersetzung über potenzielle Verstrickungen angestoßen werden.

2. Die Krise der Sorge und das umkämpfte Feld der Sorgeerbringung

Von einer „Politik des Unterlassens" (Boemke/van Dyk/Haubner 2021, S. 383) über „Versorgungslücken" (Riegraf/Weber 2023, S. 113) und einen „growing ‚care gap' for the elderly" (Lutz 2017, S. 359) bis hin zu einer „Care Crisis" (Dowling 2021) reichen die Krisendiagnosen für das Feld der Sorge weit. Gemein ist diesen Befunden jedoch eine Diskussion darüber, wer in welcher Weise für wen Sorge zu tragen hat oder haben sollte. Aufgrund weitreichender Transformationen innerhalb gesellschaftlicher Sorgeerbringung ist dementsprechend das Zusammenspiel von Staat, Markt, Gemeinschaft, drittem Sektor und Familien bzw. Individuen in Bewegung geraten. Im Zuge dieser Verschiebungen zeichne(te)n sich Grenzen unscharf, die Marktökonomie griff auf ihr fremde Gesellschaftsbereiche über und Prozesse in der Erbringung von Sorgeleistungen verliefen zunehmend umstritten.

Wie kaum ein anderer begriff es bereits Karl Polanyi (1978), die Widersprüchlichkeit in der gesellschaftlichen Organisation menschlicher Bedürfnisse – worunter auch Sorge und Sorgearbeit zu zählen sind – als „Doppelbewegung", eine Bewegung der ausufernden Vermarktlichung und eine Gegenbewegung zum Schutz der bedrohten sozial-ökologischen Lebensgrundlagen, zu benennen. Diese Konstellation markiert indes die Notwendigkeit, anders über „die" Ökonomie – jenseits des Marktes – und über die institutionelle Ausdifferenzierung der Gesellschaft nachzudenken; die Bereitstellung von Sorge in ihrer „zweifachen Hybridität" zu konzipieren (Fröhlich 2023).

Ökonomische Prozesse, oder die Organisation der Lebensgrundlage, wie auch Doppelbewegungen werden dabei weder als mechanistisch noch deterministisch analysiert, sondern als inhärent heterogen, stets gekennzeichnet von Konstellationen der Prinzipien Markt-Tausch, Redistribution, Reziprozität und Haushaltung (Polanyi 1977, 1978). Als „Prinzipien sorgenden Handelns" (Fröhlich 2023) formieren sie in ihrem spezifischen Zusammenspiel Sorgearrangements, wobei eines der Prinzipien dominant, jedoch nie unabhängig von anderen Prinzipien und pluralen Handlungsorientierungen sein kann (vgl. Peck 2013, S. 1555). Als andere Seite der zweifachen Hybridität entspringen diese Orientierungen als „Institutionelle Logiken" (Thornton/Occasio/Lounsbury 2012) institutionellen Ordnungen wie der Familie, des Markts, der Gemeinschaft, des Staats, der Profession, des Unternehmens oder der Religion. Sinn und Legitimation stiftend leiten sie dabei das Handeln und erlauben somit einen Blick darauf, nach welchen implizi-

ten Regeln Akteur:innen ihre Praxis ausrichten (vgl. Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018a; Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018b).

3. Sorge und Sorgearbeit zwischen Vermarktlichung, Technologisierung und Vergemeinschaftung

Infolge des demografischen Wandels, des erhöhten Bedarfs an Sorgeleistungen bei gleichzeitig schwindenden familiären Sorgeressourcen durch die gestiegene Frauenerwerbstätigkeit und des ausbleibenden staatlichen Leistungsausbaus entstand in vielen europäischen Staaten ein subventionierter Sorgemarkt (vgl. Lutz 2017). So wurden Sach- durch Geldleistungen ersetzt bzw. ergänzt, wodurch Sorge zunehmender Kommodifizierung unterlag. Vermarktlichung, im Sinne der Schaffung von Märkten, war demnach politisch motiviert und führte letztlich zu einer „Korporatisierung" (Farris / Marchetti 2017) des Feldes, d. h. zur Implementierung unternehmerischer Praktiken. Markt-Tausch entwickelte sich zum vorherrschenden Organisationsprinzip in dem den Logiken der Erwerbsarbeit sowie dem Gewinnstreben grundsätzlich entzogenen Bereich der Sorgebereitstellung.

Als paradigmatischer Fall dieser Bewegungen kann dabei *Live-in Care*, besser bekannt unter dem umstrittenen Begriff der 24-Stunden-Betreuung, gesehen werden, wobei Österreich als Wegbereiter dieser Form vermarktlichter Sorge gilt, in der zumeist weibliche, migrantische Betreuer:innen in den privaten Haushalt der zu betreuenden Personen vermittelt werden (Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021; Shire 2015). Dieses Sorgearrangement, das insbesondere seit der Legalisierung des Selbstständigen-Modells zur tragenden Säule des österreichischen Care-Regimes avanciert ist, vereint nicht nur das kulturell und institutionell fest verankerte Ideal eines Lebens bis zuletzt in den eigenen vier Wänden mit dem Anspruch auf (professionelle) häusliche Betreuung, sondern ebenso *New Public Management*-Strategien mit dem Gewinnstreben marktorientierter Vermittlungsagenturen (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020a; Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020b; Bauer / Haidinger / Österle 2014; Prieler 2021). Gestützt durch Cash-for-Care-Politiken entstand somit ein „Sorgemarkt im Wohlfahrtsstaat" (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2018).

Genannte Agenturen, die auf einem stark umstrittenen Sorgemarkt eine äußerst machtvolle Position einnehmen, agieren dabei transnational, wodurch sich das Vermittlungskonzept, in dem *eine* Instanz sowohl mit der Auftragsabwicklung als auch der Ausgestaltung des direkten Betreuungsarrangement betraut ist, in Variation europaweit sowie teilweise global etablieren konnte. Wie für Österreich und Deutschland festgestellt, handelt es sich um eine *„bottom-up*-Entwicklung", einer familiären bzw. individuellen forcierten Herausbildung

entsprechender Sorgeverhältnisse mit einer erst nachträglich erfolgenden staatlichen Regulation (Theobald 2021, S. 402). Letztere variiert in ihrem Ansatz indes mitunter erheblich. Redistributive Maßnahmen bergen demgemäß das Potenzial, den Auswirkungen der Vermarktlichung entgegenzuwirken oder diese zu beeinflussen. Gleichzeitig nimmt der Staat insofern eine zwiespältige Position ein, als er zwar maßgeblich an der Schaffung sowie Förderung von Märkten beteiligt ist, sich dabei jedoch stets dem Einfluss verschiedener Interessengruppen ausgesetzt sieht. Hieraus ergeben sich nicht selten Überschneidungen von Staats-, Familien-, Professions- und Markt- sowie Unternehmenslogiken. Die in dieser „Komplizenschaft" – so die Charakterisierung für den deutschen Staat (Lutz/Palenga-Möllenbeck 2010) – gegen die Belange der prekarisierten Gruppe von Betreuer:innen zum Tragen kommende Position bleibt gleichwohl nicht ohne Kritik. Reziprozität, grundlegend für jede (Sorge-)Beziehung – wenn auch oftmals asymmetrisch –, ist dabei Ausgangspunkt für Zusammenschluss und Protest, mit dem Ziel, Arbeits- und Sorgebedingungen zu verbessern und so den Marktmechanismus einzuhegen.

Wie der Fall Österreich zeigt, regt sich regionaler Widerstand (Maier 2022). Insbesondere von Seiten der Wohlfahrtsverbände werden Versuche der Restrukturierung des Modells unternommen. Wenngleich die Diagnose des etablierten Arrangements als „Auslaufmodell" (vgl. Ostermann 2022) etwas zu weit gehen mag, scheint das zunehmende Fehlen leistbarer (professioneller) Angebote sowie die Schwierigkeit der Rekrutierung von Arbeitskräften darüber hinaus das Ideal einer „home care society" (Pfau-Effinger/Och/Eichler 2008, S. 90) auch hierzulande bröckeln zu lassen. Die Zukunft der gegebenen Ausgestaltung von Live-in Care ist nicht nur angesichts dessen umkämpft und in Bewegung.

Digitale Technologien werden von Seiten der Technikentwicklung als möglicher Lösungsansatz für den derzeitigen Personalmangel diskutiert, nicht zuletzt um die Arbeits- und Sorgebedingungen für Sorgearbeiter:innen zu verbessern. Hierbei werden Erwartungen möglicher Zeitersparnisse für Pflegekräfte und Unterstützungsleistungen bei der Arbeit geschürt. Derzeit sind verschiedene (mehr oder minder) wirkmächtige Technologien am Markt, die bereits in der Altenbetreuung und -pflege zum Einsatz kommen.

Die wohl am weitesten verbreitete digitale Technologie, die sowohl in der stationären als auch in der mobilen Betreuung eingesetzt wird, ist die digitale Pflegedokumentation. Diese hängt mit den nun erforderlichen Leistungsnachweisen und daran gekoppelten finanziellen Ressourcen zusammen und wurde maßgeblich durch Ökonomisierungsdruck sowie den Einzug von Marktlogiken hervorgebracht (Dammayr 2019; Décieux 2022). Pflegedokumentation nimmt dabei mittlerweile überbordende Ausmaße an, wie Dammayr (2019) konstatiert. Hersteller:innen von digitalen Dokumentationssystemen versprechen Abhilfe durch vermeintlich schnelleres und effizienteres Dokumentieren. Dies scheint aber nicht immer der Fall zu sein, kommt es doch bei der Einführung oft zu

bürokratischen Doppelstrukturen (vgl. Becker 2020). Zudem wird darauf hingewiesen, dass Pflegedokumentation als sehr zeitintensive Aufgabe angesehen wird – besonders mit Blick auf unzureichende Personalschlüssel (Dammayr 2019, S. 397 f.). Des Weiteren problematisiert die Forschung, dass durch den inhärent formalisierenden Charakter der Digitalisierung (Jungtäubl/Weihrich/Kuchenbaur 2018) nicht (zwingend) zu dokumentierende Aspekte, wie gewisse Interaktionsarbeit, unsichtbar gemacht und weder eingeplant noch entlohnt werden. Digitale Pflegedokumentation bietet also das Potenzial Sorgearbeit gewissermaßen taylorisiert durchzuführen und Arbeit zu intensivieren (Moore/Hayes 2017; Pfau-Effinger/Och/Eichler 2008, S. 85).

Darüber hinaus wird auch der Einsatz von Robotik im Feld als mögliche Unterstützung der Sorgearbeiter:innen verhandelt. Forschungen zum Robotereinsatz beschäftigen sich mit Entlastung von Pfleger:innen und einer Erhöhung von Pflegequalität durch Reduktion von „lästigen", monotonen und körperlich anstrengenden Tätigkeiten sowie vermehrter Interaktionsarbeit (Carstensen/Peukert 2022, S. 57). In der Forschung zeigt sich jedoch, dass der aktuelle Einsatz von Robotik im Kontext von Sorgearbeit bisher keine Arbeitserleichterung mit sich bringt, vielmehr wird von zusätzlichen Aufgaben für Sorgearbeiter:innen gesprochen (Hamblin 2022, S. 5).

Digitalisierung und Robotisierung im Feld der Sorge stellen sich, so lässt sich zusammenfassen, als umstritten dar. Die Möglichkeiten digitaler Dokumentation und Pflegeplanung bieten ein Instrument zur Kostenoptimierung und verbinden sich somit mit Markt- und Unternehmenslogiken. Gekennzeichnet durch wissenschaftlich-technologische Rationalisierung stellen diese Entwicklungen die Ganzheitlichkeit von Sorge und Sorgearbeit in Frage (Aulenbacher/Dammayr 2014, S. 70). Durch Fragmentierung und die Implementierung ökonomischen Kalküls in den bis dato als rationalisierungsresistent geltenden Bereich werden damit in weiterer Folge gute Sorge und gute Sorgearbeit gefährdet (ebd.). Zudem werden Ansprüche der Sorgearbeiter:innen verletzt (Dammayr 2019). Für das Thema der Robotik in der Pflege ist hervorzuheben, dass durch die oft privatwirtschaftlich organisierte Technikentwicklung (Aulenbacher/Dammayr 2014) Korporationslogiken bedeutsam werden. Aus Sicht der Roboterethik zeigen sich nach Sharkey und Sharkey (2012, S. 27) ferner folgende Streitpunkte: eine Reduktion des menschlichen Kontakts, Verlust von Privatsphäre und eine Täuschung durch Roboter.

Als mögliche Gegenbewegungen mit dem Ziel, Ökonomisierungs- sowie Rationalisierungstendenzen abzufedern und somit die Gefahr der Auflösung sozialer Gemeinschaft respektive fortschreitender Vereinzelung oder Individualisierung einzudämmen, werden in einem gleichwohl heterogenen Diskursfeld zunehmend *Caring Communities* diskutiert (Klie 2014; Wegleitner/Schuchter 2021). Die grundsätzliche definitorische Offenheit (vgl. Sempach/Steinebach/Zängl 2023), die diesen zu eigen ist, spiegelt sich dabei in einer Bezeichnungs-

vielfalt wider, worunter letztlich demenzfreundliche Kommunen (Gronemeyer/Ritter/Schultz 2022), „Care Sharing" (Habicht 2018; Haußmann 2021), „Compassionate Communities" (Wegleitner/Heimerl/Kellehear 2017), nachbarschaftliche Netzwerke bzw. Wohn-Pflege-Gemeinschaften (Reimer/Riegraf 2016), „citizens' initiatives" (van der Knaap et al. 2019) und „Caring Neighborhoods" (Raap/Knibbe/Horstman 2021) fallen.

Eine „sorgende Gemeinschaft" erscheint jedoch nicht nur begrifflich in ihrer beständigen Unvollendetheit und Offenheit. So manifestiert sich gemeinschaftsbildende Praxis in einem labilen Gefüge vielschichtiger Sorgebeziehungen und geht diesem gleichzeitig stets voraus. Derartige Gemeinschaften organisieren sich dementsprechend in diversen sozialen Umfeldern wie Wohngruppen, Nachbarschaften oder Gemeinden, in der Suche, ein Kollektiv der gegenseitigen Hilfeleistung und Sorgsamkeit hervorzubringen. Dies schließt nicht nur die solidarische Verteilung von Care-Arbeit ein, sondern ebenso die Bewusstseinssteigerung für Fragen der Verletzlichkeit, des Alterns, des Sterbens und des Verlusts (Wegleitner/Schuchter 2021).

Auch wenn sich gemeinschaftsförmige Sorgearrangements bzw. -initiativen vielerorts beobachten lassen, unterscheidet sich deren Tragweite je nach Care-Regime deutlich. Setzt etwa der niederländische Wohlfahrtsstaat seit Jahren auf „citizen-to-citizen relations" (Rissieuw 2009; vgl. Leichsenring 2019) und das Engagement der Zivilgesellschaft, ist in anderen europäischen Ländern, wie Österreich, die Förderung und Responsibilisierung von Gemeinschaften ein relativ junges, im Wachsen begriffenes Phänomen, oder, wie beispielsweise in Ungarn, noch kaum etabliert. Die zunehmende Initiierung und Subventionierung gemeinschaftlicher Sorgenetzwerke ist dabei jedoch keineswegs eine rein wohlfahrtsstaatliche Anstrengung, vielmehr sind Caring Communities in der Bestrebung der Schaffung solidarischer Kulturen des Sorgens und Miteinanders neben der primären Orientierung an Gemeinschaftslogiken ebenso bemüht, adäquate politische Rahmenbedingungen einzufordern sowie mitzugestalten (vgl. Klie 2014; Schuchter/Wegleitner 2022).

Staatliche Zuschüsse verbunden mit Verantwortungszuschreibungen sind indes keineswegs unumstritten. Die Kritik richtet sich mit Blick auf die Konstellation des „Community-Kapitalismus" insbesondere auf die zunehmende „Instrumentalisierung der ‚Ressource Gemeinschaft'" (van Dyk/Misbach 2016, S. 206), die dazu führt, dass neben Individuen, Märkten und Unternehmen auch Freiwilligenarbeit wie auch unentgeltliches Engagement der Zivilgesellschaft in Dienst genommen werden. Ambivalent zeigen sich Caring Communities zudem hinsichtlich potenziell vorhandener romantisierender Vorstellungen von Familie, Geschlechterrollen, Nachbarschaften oder *der* Gemeinschaft. In diesem Zusammenhang gilt es (noch) zu fragen, inwieweit stärker reziproke Sorgebeziehungen und Gemeinschaftslogiken zu neuen Familien-, Generationen-, Geschlechter- und Arbeitsarrangements beitragen können, ob sie gar zu einer Reorganisation

traditioneller Orientierungen jenseits des Marktes sowie mit und nicht durch den Staat führen oder in das Gegenteil umschlagen.

4. Bewegte Sorge: Vermarktlichung, Technologisierung und Vergemeinschaftung in ihrer gesellschaftlichen Einbettung

> „Care wird […] in umkämpfter Weise auf neuer Stufe vergesellschaftet und vergemeinschaftet, was sich […] hinsichtlich der Neuordnung des Sozialen mit grundlegenden Fragen danach verbindet, welche Arbeiten zu welchen Bedingungen von wem wie erbracht werden sollen, was Sache des Staates, der Familie, des Marktes, der Zivilgesellschaft ist und inwiefern das Leistungs- und Wettbewerbsprinzip Geltung haben kann und soll" (Aulenbacher 2020, S 33).

Brigitte Aulenbachers wegbereitende soziologische Arbeiten und Projekte, die grundlegend dazu beitrugen Verstrickungen sowie Momente sozialer Umstrittenheit und Kritik in der Neuordnung gesellschaftlicher Sorgeerbringung auszuleuchten, bilden nicht nur den Ausgangspunkt dieses Beitrags, sondern ebenso dessen Abschluss. So galt es, unschätzbar von ihren Einsichten profitierend, die Aufmerksamkeit gleichermaßen auf Brüchigkeiten und Diskontinuitäten wie auch auf sich fortsetzende Entwicklungen und stabile Ungleichheiten im Feld der Sorge zu richten. Im Speziellen wurde der Frage nachgegangen, wie Tendenzen der Vermarktlichung, Technologisierung und Vergemeinschaftung von Doppelbewegungen durchdrungen und in ihrer Manifestation von verschiedenen Prinzipien sowie Logiken geprägt sind. Gezeigt wurde somit, dass Sorge für ältere Mitmenschen in Bewegung befindlich und deren gesellschaftliche Erbringung umkämpft ist. Gewandelte Muster an der Schnittstelle von Markt, Staat, Gemeinschaft, Familie und Individuum gingen hierbei keineswegs bloß mit der Ausweitung marktbasierter Sorge, der (Re-)Etablierung von sorgenden Gemeinschaften zu einer wichtigen Größe der Sorgeerbringung und der Intensivierung der Technologisierung des Feldes einher, vielmehr zogen sie weitreichende Veränderungen in der Praxis, den Anforderungen, der Ausrichtung und der gesellschaftlichen Rahmung entsprechender Pflegearrangements nach sich. Unabgeschlossen zeichnen sich betrachtete Tendenzen dementsprechend nicht nur in sich, sondern zugleich in ihrer Wechselseitigkeit und gesellschaftlichen Tragweite, deren Untersuchung uns, vermittelt durch Brigitte Aulenbacher, ein stetes Anliegen sein wird.

Literatur

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienne (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: Springer. S. 125–147.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (2014): Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime: Care: Work, Relations, Regimes. Baden-Baden: Nomos. S. 129–146

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Décieux, Fabienne (2015): Prekäre Sorge, Sorgearbeit und Sorgeproteste. Über die Sorglosigkeit des Kapitalismus und eine sorgsame Gesellschaft. In: Völker, Susanne / Amacker, Michèle (Hrsg.): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge, Politik. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 59–74.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018a): Capitalism goes care. Elder and child care between market, state, profession, and family and questions of justice and inequality. In: Equality, Diversity and Inclusion: An International Journal 37, H. 4, S. 347–360.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018b): The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. In: Current Sociology 66, H. 4, S. 517–530.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2018): Ein neuer Sorgemarkt im Wohlfahrtsstaat: 24-Stunden-Betreuung in Österreich und Dienstleistungsangebote von Wiener Vermittlungsagenturen. In: Filipic, Ursula / Schönauer, Annika (Hrsg.): Zur Zukunft von Arbeit und Wohlfahrtsstaat: Perspektiven aus der Sozialforschung. ÖGB Verlag. S. 47–56.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2020a): „Jetzt kümmern sich zwei slowakische Frauen abwechselnd um meinen Vater …“. Institutionelle Logiken und soziale Ungleichheiten in der agenturvermittelten 24h-Betreuung. In: Seeliger, Martin / Gruhlich, Julia (Hrsg.): Intersektionalität, Arbeit und Organisation. S. 160–174.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2020b): The Promise of Decent Care and the Problem of Poor Working Conditions. Double Movements Around Live-In Care In Austria. In: sozialpolitik.ch, H. 2, S. 1–21.

Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.) (2021): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Bauer, Gudrun / Haidinger, Bettina / Österle, August (2014): Three Domains of Migrant Domestic Care Work: The Interplay of Care, Employment and Migration Policies in Austria. In: Anderson, Bridget / Shutes, Isabel (Hrsg.): Migration and care labour. Theory, policy and politics. Houndmills, Basingstoke, Hampshire / New York: Palgrave Macmillan S. 67–86.

Becker, Wolfgang (2020): Prozess der Pflegedokumentation und Auswirkungen der Digitalisierung. In: Kubek, Vanessa / Velten, Sebastian / Eierdanz, Frank / Blaudszun-Lahm, Annette (Hrsg.): Digitalisierung in der Pflege. Berlin, Heidelberg: Springer. S. 119–130.

Boemke, Laura/van Dyk, Silke / Haubner, Tine (2021): Freiwilligenarbeit als Ressource. In: WSI-Mitteilungen 74, H. 5, S. 374–384.

Carstensen, Tanja / Peukert, Almut (2022): Digitale Transformation in der Sorgearbeit. Wandel von Care durch Robotisierung, Plattformisierung und Virtualisierung. In: Kastein, Mara / Weber, Lena (Hrsg.): Care-Arbeit und Gender in der digitalen Transformation. Weinheim: Beltz Juventa. S. 52–67.

Décieux, Fabienne (2022): Transformationen der Sorgearbeit? Sozialinvestive Politiken in Kinderbetreuung und Altenpflege unter Vorzeichen (digitaler) Technologien. In: Kastein, Mara / Weber, Lena (Hrsg.): Care-Arbeit und Gender in der digitalen Transformation. 1. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa. S. 68–83.

Dammayr, Maria (2019): Legitime Leistungspolitiken? Leistung, Gerechtigkeit und Kritik in der Altenpflege. Weinheim: Beltz Juventa.
Dowling, Emma (2021): The care crisis: what caused it and how can we end it? London, New York: Verso.
Farris, Sara R. / Marchetti, Sabrina (2017): From the Commodification to the Corporatization of Care. European Perspectives and Debates. In: Social Politics: International Studies in Gender, State & Society 24, H. 2, S. 109–131.
Fröhlich, Valentin (2023): Analysing Senior Care in its Change – The Twofold Hybridity in the Societal Embedding of Marketised and Communitised Care. https://www.karlpolanyisociety.com/2023/05/10/analysing-senior-care-in-its-change/ [Abfrage: 31.10.2023].
Gronemeyer, Reimer / Ritter, Martina / Schultz, Oliver / Träger, Jutta (Hrsg.) (2022): Demenz im Quartier. Ehrenamt und Sozialraumorientierung für das Alter. Bielefeld: transcript.
Habicht, Gerhard (2018): Care Sharing. Von der Angehörigenpflege Zur Selbsthilfe in Sorgenden Gemeinschaften. Wiesbaden: Springer.
Hamblin, Kate A. (2022): Technology in care systems: Displacing, reshaping, reinstating or degrading roles? In: New Technology, Work and Employment 37, H. 1, S. 41–58.
Jungtäubl, Marc / Weihrich, Margit / Kuchenbaur, Marco (2018): Digital forcierte Formalisierung und ihre Auswirkungen auf die Interaktionsarbeit in der stationären Krankenpflege. SSOAR – GESIS Leibniz Institute for the Social Sciences.
Klie, Thomas (2014): Caring Community. In: Lebenswelt Heim, S. 34–37.
Leichsenring, Kai (2019): Pflege neu denken. „Community-Power" in den Niederlanden. In: Lebenswelt Heim, H. 84, S. 34–37.
Lutz, Helma (2017): Care as a fictitious commodity. Reflections on the intersections of migration, gender and care regimes. In: Migration Studies 5, H. 3, S. 356–368.
Lutz, Helma / Palenga-Möllenbeck, Ewa (2010): Care Work Migration in Germany: Semi-Compliance and Complicity. In: Social Policy and Society 9, H. 3, S. 419–430.
Maier, Carina (2022): Nicht ohne ihre Kämpfe! Arbeits- und Lebensbedingungen der 24-Stunden-Betreuer*innen und vieles zu lernen für feministische Theorie. In: Momentum Quarterly – Zeitschrift für sozialen Fortschritt 11, H. 1, S. 94–107.
Moore, Sian / Hayes, L. J. B. (2017): Taking worker productivity to a new level? Electronic Monitoring in homecare-the (re)production of unpaid labour. In: New Technology, Work and Employment 32, H. 2, S. 101–114.
Ostermann, Gudrun (2022): Welche Modelle die 24-Stunden-Betreuung ersetzen könnten. https://www.derstandard.at/story/2000133842801/welche-modelle-die-24-stunden- betreuung-ersetzen-koennten [Abfrage: 31.10.2023].
Österle, August / Bauer, Gudrun (2016): The Legalization of Rotational 24-hour Care Work in Austria: Implications for Migrant Care Workers. In: Social Politics: International Studies in Gender, State & Society 23, S. 192–213.
Peck, Jamie (2013): For Polanyian Economic Geographies. In: Environment and planning. A 45, S. 1545–1568.
Pfau-Effinger, Birgit / Och, Ralf / Eichler, Melanie (2008): Ökonomisierung, Pflegepolitik und Strukturen der Pflege älterer Menschen. In: Evers, Adalbert (Hrsg.): Sozialpolitik. Ökonomisierung und Entgrenzung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag. S. 83–98.
Polanyi, Karl (1977): The livelihood of man. New York u. a.: Acad. Press.
Polanyi, Karl (1978): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Raap, Sanne / Knibbe, Mare / Horstman, Klasien (2021): Caring neighbourhoods: maintaining collective care under neoliberal care reforms. In: European Journal of Social Work, S. 1–13.
Reimer, Romy / Riegraf, Birgit (2016): Geschlechtergerechte Care-Arrangements? Zur Neuverteilung von Pflegeaufgaben in Wohn-Pflege-Gemeinschaften. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2023): Ob Workfare, Adult Worker Model oder sozialinvestiv … Geschlechterungleiche Implikationen des neoliberalen Umbaus der Wohlfahrtsstaaten. In: Atzmüller, Roland / Décieux, Fabienne / Ferschli, Benjamin (Hrsg.): Ambivalenzen in der Transformation von Sozialpolitik und Wohlfahrtsstaat. Soziale Arbeit, Care, Rechtspopulismus und Migration. Weinheim: Beltz Juventa. S. 109–124.
Schuchter, Patrick / Wegleitner, Klaus (2021): Caring Community – eine soziale Bewegung. In: Praxis Palliative Care, H. 13, S. 61–70.
Sempach, Robert / Steinebach, Christoph / Zängl, Peter (Hrsg.) (2023): Care Schafft Community – Community Braucht Care. 1. Auflage. Wiesbaden: Springer.
Sharkey, Amanda / Sharkey, Noel (2012): Granny and the robots: ethical issues in robot care for the elderly. In: Ethics and Information Technology 14, H. 1, S. 27–40.
Shire, Karen (2015): Family Supports and Insecure Work: The Politics of Household Service Employment in Conservative Welfare Regimes. In: Social Politics: International Studies in Gender, State & Society 22, H. 2, S. 193–219.
Theobald, Hildegard (2021): Gute Arbeit in der Pflege? Staatliche Steuerungsversuche im internationalen Vergleich. In: Emunds, Bernhard / Degan, Julian / Habel, Simone / Hagedorn, Jonas (Hrsg.): Freiheit – Gleichheit – Selbstausbeutung. Zur Zukunft der Sorgearbeit in der Dienstleistungsgesellschaft. Marburg: Metropolis-Verlag. S. 391–418.
Thornton, Patricia H. / Ocasio, William. / Lounsbury, Michael. (2012): The Institutional Logics Perspective: A New Approach to Culture, Structure, and Process. New York: Oxford Univ Press.
van der Knaap, Thijs / Smelik, Jan / Jong, Floor de / Spreeuwenberg, Peter / Groenewegen, Peter P. (2019): Citizens' initiatives for care and welfare in the Netherlands: an ecological analysis. In: BMC Public Health 19, PMID: 31640592, S. 335–343.
van Dyk, Silke / Haubner, Tine (2021): Community-Kapitalismus. 1. Auflage. Hamburg: Hamburger Edition.
van Dyk, Silke / Misbach, Elène (2016): Zur politischen Ökonomie des Helfens. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 46/183, 205–227.
Wegleitner, Klaus / Heimerl, Katharina / Kellehear, Allan (Hrsg.) (2017): Compassionate communities. Case studies from Britain and Europe. Abingdon, Oxon, New York: Routledge.
Wegleitner, Klaus / Schuchter, Patrick (2021): Handbuch Caring Communities – Sorgenetze stärken – Solidarität leben.

Emotional support, matchmaking, and administrative services as care work

Intermediaries' role in relocating seniors to care homes abroad

Veronika Prieler

1. Introduction[1]

"I am not a classic broker. We take care of the seniors and the family until after death. We won't leave them alone. We do everything. Registration, deregistration, health insurance. We know all of our retirees personally." With these words, an interviewee describes the added value of their brokerage agency's services in the field of care relocation, that is, the relocation of seniors to care homes abroad where care is considerably cheaper than at home (Toyota and Xiang 2012; Horn et al. 2016; Ormond and Toyota 2016; Großmann and Schweppe 2020; Schwiter / Brütsch / Pratt 2020; Ezzeddine and Krause 2022). Distinguishing themselves from competitors who supposedly only place German seniors in long-term care facilities abroad "and then you usually no longer reach the telephone number," the interviewee emphasizes: "We are there." As the quote above shows, this promise is far-reaching, ranging from support with specific tasks, such as administrative issues, to the promise of a personal and caring relationship, even beyond death. The assurance to always be available as a reliable service provider and contact person is remarkable in the sense that people in need of care or their relatives can and do also organize care abroad without the help of a third party. The following pages will explore how intermediaries nevertheless manage to claim a key position in this transnational care arrangement.

The development of private brokerage into crucial players in care markets is a phenomenon that is also known in other transnational settings, such as migrant live-in care (Lindquist / Xiang / Yeoh 2012; Leiber / Matuszczyk / Rossow 2019; Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020). Agencies promise care recipients high-

1 This text has benefited greatly from in-depth discussions with Kristine Krause, Matouš Jelínek, and Mariusz Sapieha and helpful comments from the editors of this anthology. Many thanks to all of them.

quality care and relatives relief from the burdens of organizing and delivering care. By addressing clients as consumers on welfare markets, they reproduce the neoliberal ideal of the autonomous market subject who solves care needs in a self-responsible manner by purchasing care services. The increasing presence of agencies and their influence on the shape of the care services as well as the conditions of their provisioning can be interpreted as an expression of the ongoing commodification and marketization of care (Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018; Schwiter / Berndt / Truong 2018): Care and care work are restructured in line with market mechanisms like competition and supply and demand, and private actors gain importance vis-á-vis the state and the family, although without rendering the latter irrelevant (Aulenbacher 2020).

The following chapter presents findings from the research project "ReloCare"[2] which studies care homes in Poland, the Czech Republic, Slovakia, and Hungary that cater to local, wealthier clients as well as seniors from Western European countries, mostly Germany and Switzerland. Previous research on care relocation within Europe focused on the emergence of such facilities within the context of the German long-term care crisis (Horn et al. 2016), how care entrepreneurs advertise and legitimize their services (Großmann and Schweppe 2020), how the phenomenon is scandalized in the media (Schwiter / Brütsch / Pratt 2020), or how frail bodies become a source of profitmaking because of the social insurance entitlements attached to them (Ezzeddine and Krause 2022). ReloCare turns the attention to regional care landscapes, histories, and entrepreneurial projects, as well as transnational migration infrastructures and intermediary actors. The latter is at the center of this chapter, the aim of which is twofold: First, it describes in detail who these intermediaries are and what kind of services they offer to care homes and especially to the people in need of care and their relatives. Secondly, it analyzes the agencies' brokerage and advisory practices *as such* as specific care work and interprets them as an articulation of the commodification and marketization of care. To do so, the text applies a multidimensional understanding of care as introduced by Fisher and Tronto (1990), who differentiate between "caring about, taking care of, [and] caregiving"[3]. Focusing not only on the hands-on caregiving that agencies broker but also on their services regarding the organization of care, the text shows how intermediaries manage to claim the role of an indispensable partner in this transnational care arrangement.

---

2 "Relocating Care Within Europe. Moving the elderly to places where care is more affordable" (ERC Grant No. 949200; www.relocatingcare.org). Pilot research in Poland in 2018/19 was funded by seed grants from the research group Health, Care and the Body within the Amsterdam Institute for Social Science Research (AISSR), University of Amsterdam.

3 The fourth component of caring, care-receiving, will not be in the focus of this text.

2. Data collection and online search results

The following analysis draws on data gathered collectively as part of the ReloCare project.[4] As a first step, an online search was carried out using keywords such as *(Alten-)Pflege im Ausland* (senior care abroad) or *Altenheim* (care home)/*Pflegeheim* (nursing home) plus *Osteuropa* (Eastern Europe) or one of the studied countries. This online search brought up 35 websites of organizations or individuals that mentioned care homes abroad in one way or another without running a care home themselves. As a next step, the organizations or individuals were called to find out whether they are involved in any way in mediating between people in need of care and care homes abroad and, if not, how they came to have information on care homes abroad on their websites. Data gathered in the phone calls and subsequent interviews were complemented by a secondary analysis of interviews with care home managers, care workers, care recipients, and relatives as well as notes from participant observations in care homes conducted by different members of the ReloCare project between 2018 and 2023. The aim of this was to analyze other actors' perceptions of intermediaries and their role in establishing and organizing care abroad.

Out of the 35 identified web pages, a few mention care homes abroad only in very general terms, be it as part of broader information on moving abroad or in the context of long-term care in Germany. For instance, one German web portal specialized in aging and care services provides a list of care homes in Central and Eastern European countries but also in other regions in Europe and beyond, including descriptions of care home services, pictures, contact details, and a contact form. The majority of websites belong to agencies or individual intermediaries in the field of live-in care brokerage, mostly from Poland to Germany. Besides recruiting care workers, they also offer support in moving to a care home abroad. Lower prices and better nursing and medical care for people with very high care needs are presented as the advantages of a care home abroad compared to a live-in care arrangement. However, in the phone calls, very few brokers confirmed that they had actually placed individual seniors in a care home abroad. The others had never been involved in this kind of mediation at all. Asked why they nevertheless mention it on their website, one respondent explained that the idea came up when looking for new markets. Others said they felt like they had to include it simply because the possibility exists or because it was a "current topic" even though clients do not really inquire about it. The link to live-in care migration and the fact that many websites mention care homes abroad or offer mediation services, despite the respective intermediaries or companies in fact having (almost) never been involved in care relocation, reflect the recurring waves of media attention to

4 The team consists of PI Kristine Krause, Matouš Jelínek, Mariusz Sapieha, Hanna Horváth and the author.

the phenomenon (cf. Schwiter/Brütsch/Pratt 2020). Furthermore, it also shows how one form of transnational and marketized care informs the emergence of another. Agencies, important actors in the live-in care market, include information on care homes abroad in their portfolios and thereby contribute to spreading the idea of agency-brokered care relocation.

3. Intermediaries' characteristics and services

Only four of the online identified intermediaries reported being specialized and active in connecting German seniors with care homes abroad, some for over ten years already. A total of nine on-site interviews were conducted with founders and employees of these agencies. All but one have connections to live-in care brokerage, and all consist of only a handful of people: a male responsible who is in contact with homes and a female responsible (or several employees) in contact with seniors and/or their relatives. The agencies promote their services online —some use several web pages, which makes the phenomenon look even bigger on the internet —and are active on social media. Some operate in only one country, while others are active in several. Some collaborate with just a few care homes, and others with up to 20. At the same time, collaborations are ended and new ones formed, showing how dynamic this transnational care market is.

The histories of how their services started are similar: Inspired by requests from acquaintances or live-in care clients for recommendations for care homes abroad, they started to look for facilities that they found suitable for hosting German seniors. In the beginning, intermediaries actively approached care homes and thereby initiated the idea of catering to German seniors.[5] However, once established, care facilities turned to them with requests for collaborations, and some intermediaries expanded their services by formally selling consultancy to care entrepreneurs. The core service of the intermediaries for care homes (and also their main source of income) is to recruit German clients, a service for which they take a monthly fee of one to two hundred euros per brokered senior for as long as they remain in the respective facility. Some care homes apparently pass these costs on to the residents. Others pay it out of pocket, which makes German clients more expensive than local ones and explains why some care entrepreneurs end their collaboration with an agency once they gather enough clients through word of mouth.

The contact between intermediaries and seniors in need of care or their relatives usually starts with a phone call where interested clients inquire about care abroad and the agency's services. Intermediaries then give advice regarding the

5 Intermediaries as brokers of aspirations are part of the PhD project of the ReloCare team member Mariusz Sapieha.

transnational portability of social rights,[6] try to establish clients' wishes and expectations, and send them written exposés with more detailed information about one or several facilities they consider suitable. In case of a positive decision by the client, agencies reserve the care home place and request documents from the families to forward to the care home, such as medical reports, a list of medications, a living will, the contact details of the authorized representative, an ID card, and a pension certificate. Based on the documents, particularly regarding the senior's care needs, the care home then decides whether to accept the interested person. All intermediaries also collaborate with German-speaking ambulance services and furniture movers and offer to organize the transfer to the care home.

Agency services after the brokerage itself include advice and support with administrative tasks around social insurance issues, such as problems with the payment of the care allowance abroad or the billing of medical costs incurred abroad directly to the home health insurance company;[7] the reassessments of care needs; and death (e.g., information about funeral options and funeral home contacts, or the cross border transportation of dead bodies and urns, etc.). They help to re-establish communication in case families cannot reach their elderly relatives or care homes have problems contacting relatives or authorized representatives. With some homes, especially if they lack someone with high German proficiency, intermediaries also take over communication between the care home, the senior, and the relatives as a whole.

The interviewed intermediaries work with different contractual models and fees: After a senior has moved to a care home abroad, some of them charge families a brokerage fee of around 900–1,000 euros. One agency considers its services completed as soon as the senior has signed a contract with the care home and has moved there. The others understand their role as accompanying the care arrangement until the senior leaves the care home or dies. They do so by either offering families a separate service contract (next to the contract between family and care home) or operating with only one contract, which means that clients and care homes are connected only indirectly via the agency. In this case, families pay a monthly sum to the intermediary who passes the money on to the care home after deducting a service fee.

In reality, however, the service profile and practices of intermediaries are less clear than the emphasis on formalized procedures, written exposés, and contracts might suggest (see also Aulenbacher and Prieler (forthcoming) on the interplay

6 Based on EU regulations on the portability of social rights, German old-age pensions and cash benefits from the long-term care insurance (but not the higher in-kind allowances) can be transferred to another country (Horn et al. 2016, pp. 167–168).

7 EU citizens who reside in a different EU member state than where they are insured have the right to access public health care services in the host country. After registering with the local health insurance company, costs incurred abroad can be reimbursed by the home health insurance company.

between formality and informality in agency-brokered live-in care). Agency representatives themselves, for example, report that in some regards, responsibilities between themselves and care homes overlap. Regarding the situation in one of the countries where the respective agency operates, an interviewee explains that "concrete registrations with the authorities […] have to be made by [the care home]. But everything they need for this is more or less handled by us […]. As far as the health insurance company is concerned, it doesn't necessarily have to be done by [the care home], we can do that too. So [the care home] is more likely to be in contact with the health insurance company if they still need something after moving in." Possibly adding to confusion among seniors and relatives about who exactly is doing what is the fact that intermediaries sometimes also forward documents, for example, confirmations of registration or certificates of life[8] issued or organized by the care homes.

4. Emotional support, matchmaking, and administrative services as care work

Throughout the interviews, intermediaries present moving to a care home abroad as a reasonable decision, but a decision that comes with certain worries and difficulties that call for support from a caring and professional partner. First, moving someone to a care home is intrinsically not an easy decision in the context of a familialistic care regime like the German one, with its critical discourse about institutional care (Horn et al. 2016). If the care home is located abroad, relatives are confronted even more with the need to justify their decision.[9] As Schwiter, Brütsch, and Pratt (2020, p. 118) show in their analysis of the German media, care relocation "is often framed as deportation and abandonment." This discourse tends to "villainize people who seek care for their loved ones abroad" (ibid, p. 106). Against this background, intermediaries present themselves as empathic partners who understand that clients do not organize care abroad for their elderly relatives out of carelessness or financial motivation but because they recognize their relatives' specific needs and want them to be met in the best possible way[10]—what Fisher and Tronto (1990) refer to as *caring about*. As another

8 In order for the pension to be paid abroad, it must be regularly confirmed that the recipient is still alive.

9 In our interviews with active seniors who independently decided to move abroad for care, the seniors themselves also reported that sometimes their social environment reacted to their decision with incomprehension.

10 All respondents also mentioned cases in which the decision was based primarily on financial reasons and knew seniors who have not been visited a single time after the move. From their point of view, however, this is no different than in the home country and does not apply to the majority of clients.

expression of this caring attitude among relatives, intermediaries repeatedly cite the worries and concerns that clients show in consultations. These apprehensions are often so profound that they cannot be dispelled at all, resulting in people withdrawing from the idea of a care home abroad (and sometimes even from institutional care altogether).[11] The interviewed intermediaries see their role as helping clients in the form of emotional support and the provision of information: "At the beginning, the conversation is full of fear […]. There is a very big emotional barrier here […]. I try to calm them down and say, 'I understand the inhibitions, everyone has that, it would be a miracle if someone didn't have any inhibitions.'" Clients' concerns relate amongst other things to the quality of the care services abroad and potential language problems. Intermediaries relativize these possible difficulties by pointing out that it would most likely not be any better in Germany and that language no longer plays a big role for seniors with dementia[12] (see also Horn et al. 2016).

Above all, however, agencies promise to support clients in their decision-making process by pre-selecting potential care homes and identifying the few homes out of the huge number of existing facilities that meet certain standards: "I would say that in general there are of course worse homes abroad than in Germany. […] But, of course, we pick the raisins, and, of course, they are, quite simply, better than in Germany." Regarding the principles according to which intermediaries select homes, interviewees mention the German language skills of staff and management and the quality of the building and care services, for example, whether an institution offers activating activities for seniors. However, specific criteria, for instance, how many staff members should be able to speak German and at which level, were not mentioned. Instead, language skills are tested "through small talk." An agency representative summarizes their approach as follows:

> I don't have a list of criteria that I'm ticking off. The conversations make the difference, […] with the home management, with the German-speaking care workers, and, hopefully, also with some of the people who live there or their relatives. And when I hear "good," "good," "good," then I don't care whether there is food five times a day or four times or only three times. I'm interested in the feedback, that's what counts. […] I'm not interested in the carer-to-resident ratio and the hard facts, but only if it's good, it's good.

11 Interviewees cited also other reasons for the fact that only a small proportion of interested people actually decide on a care home abroad, such as, that seniors either recover significantly or die or that active seniors inform themselves about the possibility and plan it as a strategy for later, but when the decision comes, they are no longer able to implement the plan.

12 From a gerontological point of view, this is a highly problematic assumption, and was also critically assessed by many respondents in our interviews.

The statement exemplifies the redefinition of quality as implied in the marketization of care. It is not standardized criteria —"hard facts"—associated with publicly provided, bureaucratized care that ensures high quality, but private providers' entrepreneurial approach characterized by user orientation and free market competition which manifests itself in the residents' feedback. This reference to market principles intersects with orientations associated with the state, for example, when it comes to licenses, or the family (Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018). The latter becomes visible, for instance, in agencies' emphasis on the familiar and caring atmosphere in the facilities with whom they collaborate; that care entrepreneurs run their business "with heart and soul and don't just look at financial matters"; or that the care there is provided with more warmth and attention to the individual person —traits that are often naturalized and attributed to a certain ethnicity (see also Schwiter / Brütsch / Pratt 2020).

The intermediaries argue that through their professional pre-selection of potential care homes, they substantially support clients in what Fisher and Tronto (1990) refer to as *taking care of*, namely, to organize activities that respond to identified care needs, for example, by choosing a good care home. Interviewees underscore that they have the means and knowledge to carefully screen care homes, capacities which clients do not have and cannot acquire because they often are under time pressure (e.g., when the senior's health condition suddenly deteriorates) or are emotionally too involved (such as when a decision is made against the will of the elderly relative). Furthermore, they are unable to gain access to all the necessary information, especially when the care home is located abroad. "It's a foreign country. Of course, you have a lot of questions, and we are the only contact person you can turn to until you move in, and that's reassuring for the family." Intermediaries claim to have an overview of the market and the means to assess homes, capacities which they link to their longstanding experience in the field but also to their own transnational background and knowledge of both the German context as well as the context of the region where they operate (cf. Bender et al. 2014; see also Leiber / Matuszczyk / Rossow (2019) on the transnational background of live-in care brokerage agencies). Similar to what Souralová and Jelínek (2018) show with regard to agencies in the domestic work and care sector, the implicit argument is that only the screening and pre-selecting practices of intermediaries turn care abroad into a reliable service. At the same time, through these selection procedures, the agencies' status as professional and trustworthy service providers is confirmed.

Experience and expertise are also underscored with regard to the matching of seniors and care homes. According to all respondents, clients care most about the price and that the home is as close as possible to the German border, although "it's not about the difficulty of reaching the place, but about the mentality […] and that people can identify well with the location." For example, the region around Lake Balaton is named repeatedly in the interviews as a place that is known to ma-

ny Germans (especially from the former German Democratic Republic) from previous vacations. When suggesting a care home, intermediaries take clients' wishes into account but also pay special attention to the seniors' health status as this is the most important criterion for care homes when deciding to accept or reject a senior. Intermediaries also recommend visiting potential institutions in advance because "in the end, I think what counts is not necessarily the impression of the house, but also, for example, of the care home director and the assistant. This is very important if [clients] have the feeling that everyone is very nice and that they are warmly welcomed." This points once again to the aforementioned importance of informal aspects in the establishment of this transnational care setting.

5. Conclusion

The chapter studied intermediaries and their brokerage practices in the field of care relocation. It showed how intermediaries present themselves as professional and empathic service providers. They not only broker hands-on care work by linking clients with care homes abroad and thereby contribute to the commodification and marketization of care, but promise to substantially support clients in *caring about* and *taking care of* (Fisher and Tronto 1990) their elderly relatives by providing emotional support, bureaucratic advice, assistance with administrative tasks, screening and pre-selection of care homes, support in choosing a facility and moving there, and being available as a reliable and trustworthy contact person. By analyzing intermediaries' service offers *as such* as specific care work and as an articulation of the commodification and marketization of care, the chapter deepens the understanding of the current reorganizations of care in which market principles gain in importance without overriding the familialism of conservative care regimes, such as the German one, which still ascribe families the primary responsibility for senior care (Aulenbacher 2020). The service offers of intermediaries also reflect the shortfalls of the neoliberal ideal that care needs can best be satisfied if well-informed and rationally acting subjects purchase services that are provided by private entrepreneurs who compete with each other on transnational care markets. Individuals in need of care and their relatives do not necessarily have the knowledge, time, and emotional resources to organize care in the best possible way —and even more so when it implies crossing the border between welfare states. It is precisely against this background that intermediaries can position themselves as crucial actors who make it possible for the transnational care arrangement to work.

References

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienne (eds.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: Springer VS, pp. 125–147.

Aulenbacher, Brigitte / Prieler, Veronika (forthcoming): The 'Good Agency'? On the Interplay of Formalisation and Informality in the Contested Marketisation of Live-in Care in Austria. In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Palenga-Möllenbeck, Ewa / Schwiter, Karin (eds.): Home Care for Sale. The Transnational Brokering of Senior Care in Europe. Los Angeles / London / New Delhi / Singapore / Washington: SAGE.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018): Capitalism goes care. Elder and child care between market, state, profession, and family and questions of justice and inequality. In: Equality, Diversity and Inclusion: An International Journal 37 (4), pp. 347–360.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2020): The Promise of Decent Care and the Problem of Poor Working Conditions: Double Movements Around Live-In Care in Austria. In: socialpolicy.ch – Journal of the Division of Sociology, Social Policy, Social Work, University of Fribourg 2/2020, Article 2.5.

Bender, Désirée / Hollstein, Tina / Horn, Vincent / Huber, Lena / Schweppe, Cornelia (2014): Old age care facilities and care-seeking elderly on the move. In: Transnational Social Review 4 (2–3), pp. 290–293.

Ezzeddine, Petra / Krause, Kristine (2022): Profitable Bodies and Care Mobilities in Central and Eastern Europe. In: Global Dialogue 12 (3), pp. 41–42.

Fisher, Berenice / Tronto, Joan (1990): Toward a Feminist Theory of Caring. In: Abel, Emily / Nelson, Margret (eds.): Circles of care. Work and identity in women's lives. Albany: State University of New York Press, pp. 35–62.

Großmann, Sonja / Schweppe, Cornelia (2020): Just like in Germany, only better? Old-age care facilities in Poland for people from Germany and the question of legitimacy. In: Ageing and Society 40 (4), pp. 823–841.

Horn, Vincent / Schweppe, Cornelia / Bender, Désirée / Hollstein, Tina (2016): "Moving (for) Elder Care Abroad". The Fragile Promises of Old-Age Care Facilities for Elderly Germans in Thailand. In: Horn, Vincent / Schweppe, Cornelia (eds.): Transnational Aging. Current Insights and Future Challenges. New York and London: Routledge, pp. 163–177.

Leiber, Simone / Matuszczyk, Kamil / Rossow, Verena (2019): Private Labor Market Intermediaries in the Europeanized Live-in Care Market between Germany and Poland: A Typology. In: Zeitschrift für Sozialreform 65 (3), pp. 365–392.

Lindquist, Johan / Xiang, Biao / Yeoh, Brenda S. A. (2012): Opening the Black Box of Migration: Brokers, the Organization of Transnational Mobility and the Changing Political Economy in Asia. In: Pacific Affairs 85 (1), pp. 7–19.

Ormond, Meghann / Toyota, Mika (2016): Confronting economic precariousness through international retirement migration: Japan's old-age 'economic refugees' and Germany's 'exported grannies'. In: Rickly, Jillian M. / Hannam, Kevin / Mostafanezhad, Mary (eds.): Tourism and leisure mobilities. Politics, work, and play. London and New York: Routledge, pp. 134–146.

Schwiter, Karin / Berndt, Christian / Truong, Jasmine (2018): Neoliberal austerity and the marketisation of elderly care. In: Social & Cultural Geography 19 (3), pp. 379–399.

Schwiter, Karin / Brütsch, Jill / Pratt, Geraldine (2020): Sending Granny to Chiang Mai: Debating global outsourcing of care for the elderly. In: Global Networks 20 (1), pp. 106–125.

Souralová, Adéla / Jelínek, Matouš (2018): Constructing professional services: For-profit care and domestic work agencies in the Czech Republic. In: Women's Studies International Forum 70, pp. 53–61.

Toyota, Mika / Xiang, Biao (2012): The emerging transnational "retirement industry" in Southeast Asia. In: International Journal of Sociology and Social Policy 32 (11–12), pp. 708–719.

Könnte die Stille Reserve die Pflegelücke in Österreich schließen?

Ergebnisse einer Sekundäranalyse des Mikrozensus des Jahres 2021

Johann Bacher

1. Einleitung

Brigitte Aulenbacher hat sich in den letzten Jahren in ihrer Forschung intensiv mit unterschiedlichen Fragen der Pflege von pflegebedürftigen Älteren beschäftigt. In einem Forschungsprojekt (Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021a) beispielsweise hat sie mit ihrem Forscher:innenteam an der JKU gemeinsam mit Kolleg:innen aus Deutschland und der Schweiz die Live-in-Betreuung (24-Stunden-Pflege) in einer international vergleichenden Perspektive untersucht.

Im Fokus ihrer Forschungsinteressen steht dabei die Frage, ob und gegebenenfalls wie humane Arbeitsbedingungen für die in der 24-Stunden-Pflege Tätigen (gute Arbeit) und gleichzeitig eine umfassende der menschlichen Persönlichkeit gerecht werdende Pflege (gute Sorge) angesichts einer zunehmenden Ökonomisierung und Vermarktlichung aller Lebensbereiche möglich sein können. Das in Österreich praktizierte Selbstständigenmodell war dazu bereits vor der Covid-19-Pandemie nur bedingt geeignet (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2021), die Covid-19-Pandemie hat seine Schwächen noch deutlicher sichtbar gemacht und die Arbeitsbedingungen der in der 24-Stunden-Pflege Tätigen weiter verschlechtert (Leiblfinger et al. 2021). Die ohnedies langen Anreisedauern verlängerten sich und die Betreuer:innen (zumeist Frauen) mussten oft länger in Österreich bleiben, da ihre Tauschpartner:innen, die sie üblicherweise nach zwei bis vier Wochen ablösen, vor allem in der Anfangsphase der Covid-19-Pandemie nicht einreisen konnten.

Eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen der in der 24-Stunden-Pflege Tätigen sollte daher ein vordringliches politisches Anliegen sein. Diesbezügliche Maßnahmen werden in der am Tage der Pflege skizzierten Pflegereform der Bundesregierung (ORF 2022) zwar angekündigt, aber nicht weiter konkretisiert. Die bisher beschlossenen Maßnahmen der Pflegereform (BMSGPK 2022) konzentrieren sich im Wesentlichen auf eine Attraktivierung des Pflegeberufs für dauerhaft in Österreich Beschäftige und auf betreuende Angehörige. Zur Gewinnung von Quereinsteiger- und Wiedereinsteiger:innen startet mit 1. Jänner 2023

ein Pflegestipendium, das mit einem Betrag von mindestens 1.400 Euro eine Existenzsicherung garantieren soll.

Dieser Beitrag setzt sich mit letzterem Vorschlag auseinander und geht der Frage nach, welchen Beitrag die in Österreich vorhandene Stille Reserve zur Schließung der zu erwartenden Pflegelücke leisten könnte. Dazu werden zunächst in Abschnitt 2 Schätzungen für die zu erwartende Pflegelücke zusammengefasst. Darauf aufbauend werden in Abschnitt 3 die Größe und die sozialstrukturelle Zusammensetzung der Stillen Reserve in Österreich dargestellt, um in einem nächsten Schritt in Abschnitt 4 die Kernforschungsfrage zu erörtern, in welchem Umfang die Stille Reserve zur Schließung der Pflegelücke beitragen könnte. Im Vordergrund der empirischen Analyse stehen dabei berufliche Wiedereinsteiger:innen. Nach diesem empirischen Teil werden in der Schlussbetrachtung in Abschnitt 5 Überlegungen angestellt, welche Rahmenbedingungen gegeben sein müssten, damit ein eventuell vorhandenes Potential von Wiedereinsteiger:innen tatsächlich aktiviert werden könnte.

2. Pflegebedarf und Pflegelücke

Schätzungen zum zukünftigen Pflegebedarf und der Pflegelücke liegen z. B. von Seiten des WIFO (Famira-Mühlberger / Firgo 2019) und der Bundesregierung in Zusammenarbeit mit Gesundheit Österreich (Rappold / Juraszovich 2019) vor. Beide Schätzungen (siehe Tabelle 1) wurden im Jahr 2019 publiziert und bedienen sich unterschiedlicher Datenquellen. Bei der Berechnung von Famira-Mühlberger / Firgo (2019) steht die Bedarfsseite im Vordergrund, eine Differenzierung nach Berufsgruppen findet nicht statt bzw. wird zumindest nicht publiziert. Berücksichtigt werden die demografische Entwicklung, eine Verbesserung des durchschnittlichen Gesundheitszustands sowie eine Verringerung des Potentials der informellen Pflege. Untersucht werden drei Varianten: eine untere, eine mittlere und eine obere Variante, wobei die untere Variante die kostengünstigste Entwicklung darstellt und die obere die kostenintensivste. Die Schätzungen werden bis zum Jahr 2050 vorgenommen. Für das Jahr 2030 wird im mobilen Bereich für die mittlere Variante ein Zusatzbedarf von ca. 4.500 Vollzeitäquivalenten (VZÄ) ermittelt, der im Jahr 2050 auf ca. 14.000 VZÄ steigen wird (Famira-Mühlberger / Firgo 2019, S. 154). Im stationären Bereich liegt der Zusatzbedarf an Vollzeitäquivalenten entsprechend der mittleren Variante für das Jahr 2030 bei ca. 13.100 VZÄ, der sich im Jahr 2050 auf ca. 44.100 VZÄ erhöhen wird (ebd.).

In den Schätzungen von Rappold / Juraszovich (2019) wird stärker auf die Berufs- und Altersstruktur der in der Pflege Beschäftigten eingegangen. Die Schätzung wird allerdings nur bis zum Jahr 2030 vorgenommen. Für das Basisszenario, das von einem gleichbleibenden Mix der Berufsgruppen und einer gleichbleibenden altersspezifischen Inanspruchnahme ausgeht, wird ein demografisch be-

Tabelle 1: Zusatz- und Ersatzbedarf an Pflegekräften für das Jahr 2030 in Vollzeitäquivalenten (VZÄ)

Bedarf		davon		
	Gesamt	Diplomkranken-pflege	Pflegeassis-tenz	Heimhilfe
Famira-Mühlberger und Firgo (2019)				
Zusatzbedarf Mobile Pflege	4.500	–	–	–
Zusatzbedarf (Teil-)stationäre Langzeit-pflege	13.100	–	–	–
Gesamt	17.600	–	–	–
Rappold und Juraszovich (2019)				
Zusatzbedarf Mobile Pflege	3.450	850	1.000	1.600
Zusatzbedarf (Teil-)stationäre Langzeit-pflege	10.700	3.500	6.400	800
Ersatzbedarf durch Pensionierung	15.500	4.700	8.100	2.700
Gesamt	29.650	9.050	15.500	5.100

Anmerkungen: Gerundete Werte. Rappold/Juraszovich (2019) berichten von einem Ersatzbedarf von 41.500 Personen insgesamt. Das entspricht in etwa 32.900 VZÄ, wenn keine Änderung der Relation von 0,793 von VZÄ zu Personen (100.600 zu 126.900) angenommen wird. Davon entfallen 15.500 VZÄ auf die Pflege. Der Ersatzbedarf von 15.500 VZÄ teilt sich auf die Berufsgruppen unter der Annahme, dass sich Zusammensetzung dieser nicht ändert, wie folgt auf. Diplomkrankenpflege = 4.700 VZÄ, Pflegeassistenz = 8.100 VZÄ, Heimhilfe = 2.700 VZÄ.
Zusatzbedarf: Primär durch demografische Änderungen der Nachfrageseite (Stichwort: Alterung) bedingter Bedarf.
Ersatzbedarf: Durch Pensionierungen der in der Pflege Tätigen bedingter Bedarf.
Quellen: Famira-Mühlberger/Firgo (2019) und Rappold/Juraszovich (2019), eigene Zusammenstellung und Berechnungen.

dingter Zusatzbedarf von ca. 10.700 VZÄ im (teil-)stationären Bereich und von ca. 3.450 VZÄ im mobilen Bereich prognostiziert (Rappold/Juraszovich 2019, S. 39). Der größte Zusatzbedarf besteht bei der Pflegeassistenz, der geringste bei der Heimhilfe.

Zusammenfassend ergibt sich somit auf Basis der Prognosen von Rappold/Juraszovich (2019) bereits für das Jahr 2030 ein Bedarf von ca. 14.150 zusätzlichen Vollzeitäquivalenten im (teil-)stationären und mobilen Bereich (3.450 plus 10.700), entsprechend der mittleren Variante von Famira-Mühlberger/Firgo (2019) von ca. 17.600. Die Abweichungen der beiden Schätzungen können zum Teil dadurch erklärt werden, dass in die Schätzung von Rappold/Juraszovich (2019) die bereits bestehende Pflegelücke nicht einfließt.

In beiden Schätzungen ist der Ersatzbedarf aufgrund von Pensionierung nicht berücksichtigt. Dieser wird von Rappold/Juraszovich (2019, S. 39) auf ca. 41.500 Personen für das Jahr 2030 geschätzt, wobei hier auch die Akutversorgung in Krankenanstalten eingerechnet ist. Bezogen auf die Pflege ergibt sich ein

Ersatzbedarf von 15.500 VZÄ und damit ein Gesamtbedarf von ca. 30.000 VZÄ, wobei etwas mehr als die Hälfte auf die Pflegeassistenz entfällt.

Nachfolgend soll untersucht werden, ob bzw. in welchem Ausmaß dieser (Zusatz-)Bedarf dadurch gedeckt werden könnte, dass Personen aus der sogenannten Stillen Reserve (Definition siehe unten) für eine Tätigkeit in der Pflege gewonnen werden können. Zuvor sei aber noch angemerkt, dass die 24-Stunden-Betreuung in den zitierten Schätzungen nicht explizit berücksichtigt wird. Sie geht nur über die informelle Betreuung als Rahmenbedingung ein. Auch in der Pflegedienstleistungsstatistik der Statistik Austria (Pratscher 2022) wird sie nicht ausgewiesen. In einer anderen Publikation berichtet Famira-Mühlberger (2017) von 21.900 durchschnittlichen Förderfällen für die 24-Stunden-Pflege für das Jahr 2015. Der Rechnungshof nennt für dasselbe Jahr ca. 33.000 Förderfälle (Rechnungshof Österreich 2018, S. 18). Nimmt man an, dass bei einem Förderfall ca. zwei Betreuer:innen aktiv sind, ergibt sich eine Zahl von etwa 60.000 in der 24-Stunden-Betreuung Tätigen, was der in Benazha et al. (2021, S. 24) berichteten Zahl entspricht.

3. Die Stille Reserve in Österreich

In der Arbeitsmarktforschung und -statistik setzt sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass die Arbeitslosigkeit nur ein unvollständiges Bild über den Arbeitsmarkt vermittelt (Bacher et al. 2022). So werden z. B. in der internationalen Arbeitslosenstatistik (Gumprecht 2016) jene Personen nicht als arbeitslos erfasst, die aktuell keine Arbeit suchen, grundsätzlich aber arbeiten würden und innerhalb von 14 Tagen auch eine Stelle antreten könnten. Diese Personen bilden die Stille Reserve.[1]

Zur Schätzung der Stillen Reserve werden unterschiedliche Methoden eingesetzt. Häufig Anwendung findet eine ökonometrische Schätzung (Franz 1999, S. 343 f.). Bei dieser Vorgehensweise werden zwei Erwerbsquoten berechnet, eine zu einem bestimmten Zeitpunkt empirisch gegebene Erwerbsquote EWQemp sowie eine unter idealen Arbeitsmarktbedingungen zu erwartende Erwerbsquote EWQerw. Die Differenz EWQerw – EWQemp wird als Stille Reserve oder

1 Ab dem Jahr 2022 wurde die Stille Reserve von der Statistik Austria der Eurostat-Definition folgend neu definiert (Klapfer 2023). Es wird nun zwischen einer verfügbaren und nichtverfügbaren Stillen Reserve unterschieden. Zuvor war dies nicht der Fall. Die hier betrachtete Stille Reserve entspricht inhaltlich der ab 2022 verwendeten Definition der verfügbaren Stillen Reserve, die aber ab 2022 teilweise durch andere Indikatoren erfasst wird, sodass auch die Zahlen für das Jahr 2021 abweichen (neue Definition: 105.700 versus hier verwendete alte Definition: 84.400, Klapfer 2023). Die in diesem Beitrag untersuchte Gruppe der Personen mit Arbeitswunsch unterscheidet sich auch inhaltlich von der Definition der nichtverfügbaren Stillen Reserve. Sie ist weiter gefasst und umfasst dementsprechend eine größere Gruppe (227.900 versus 41.400 nichtverfügbare Stille Reserve).

verdeckte Arbeitslosigkeit bezeichnet. Für Österreich wurde diese Methode von Christl/Kucsera (2013) angewandt. Die Autoren ermitteln für 2013 (neuere Zahlen nicht verfügbar) 230.000 Personen in der Stillen Reserve. Eine andere Erfassungsmethode besteht darin, dass die Stille Reserve mittels einer Befragung erhoben wird. Das ist in der europäischen Arbeitskräfteerhebung (EU-LFS), die in Österreich im Rahmen des Mikrozensus durchgeführt wird, der Fall. Damit eine Person der Stillen Reserve zugerechnet wird (Statistik Austria 2022a), müssen folgende Bedingungen erfüllt sein: Die Person ist (1.) erwerbslos, sucht (2.) nicht aktiv eine Arbeit, möchte (3.) grundsätzlich arbeiten und könnte (4.) eine Stelle in den nächsten 14 Tagen antreten, wobei entsprechend der internationalen Definition eine Stunde Erwerbstätigkeit ausreicht, um als erwerbstätig zu gelten.

Entsprechend diesem Zugang wird für das Jahr 2021 ein Wert von 84.400 Personen in der Stillen Reserve ausgewiesen (Statistik Austria 2022b). Im Vergleich zum Vorjahr mit einem Wert von 154.000 ist dies ein deutlicher Rückgang, der nur zu einem geringen Teil durch die wirtschaftliche Erholung 2021 bedingt ist. Hauptverantwortlich für den Rückgang ist eine Umstellung in der Erfassung arbeitsmarktbezogener Merkmale in der europäischen Arbeitskräfteerhebung (Statistik Austria 2021a). So werden z. B. ab 2021 Personen mit einer Wiederbeschäftigungszusage, darunter fallen u. a. Saisonarbeitslose, als arbeitslos geführt, während sie vor der Umstellung der Stillen Reserve zugeordnet wurden. Ein Vergleich des Jahres 2021 mit den vorausgehenden Jahren ist daher nicht möglich. Die nachfolgende Auswertung verwendet daher den Mikrozensus des Jahres 2021. Dadurch ist auch gewährleistet, dass rezente Daten in die Schätzung einfließen und Covid-19-bedingte unmittelbare Effekte auf den Arbeitsmarkt, wie sie 2019 und 2020 zu beobachten sind, nicht bzw. weniger zum Tragen kommen. Der Nachteil ist eine kleinere Stichprobengröße und damit eine größere Ungenauigkeit der statistischen Schätzungen.

Im Vergleich zu allen 15- bis 64-Jährigen sind die Personen der Stillen Reserve derselben Altersgruppe (siehe Tabelle A1 im Anhang A)

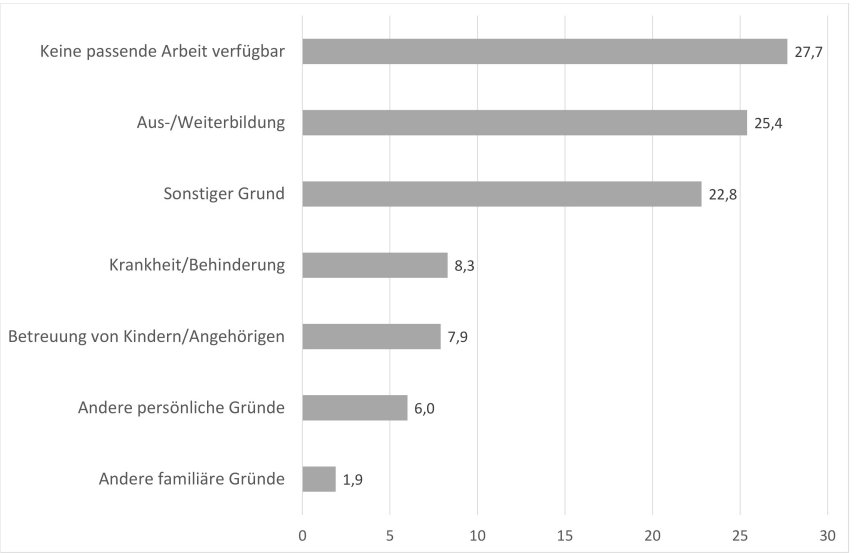
- jünger (38 % vs. 26 %),
- häufiger weiblich (54 % zu 50 %),
- haben einen geringeren Bildungsabschluss (maximal Pflichtschule 33 % zu 18 %) oder einen AHS-Abschluss (15 % zu 7 %),
- gehören häufiger der ersten Zuwanderungsgeneration an (40 % zu 23 %) und
- sind häufiger ledig (52 % zu 44 %).

Hinsichtlich der im Haushalt lebenden Kinder unter 15 Jahren treten keine erkennbaren Unterschiede auf, wobei es sich bei den „Kindern" auch um Geschwister handeln kann, wenn die befragte Person in der Stillen Reserve noch jung ist.

Aufgrund der Änderungen der Erfassung ergeben sich auch Unterschiede in den Gründen für keine Arbeitssuche. Der am häufigsten genannte Grund (siehe Abbildung 1) war im Jahr 2021, dass keine geeignete Arbeit gefunden wurde. An

zweiter Stelle folgt die Teilnahme an einer Aus- oder Weiterbildung. Dabei kann es sich beispielsweise um eine AMS-Schulungsmaßnahme handeln. Den dritten Platz nimmt die Restkategorie „Sonstige Gründe" ein, die nicht näher spezifiziert wird. Es kann sich dabei um die in der Forschung (Provenzano 2017; Congregado et al. 2021) viel diskutierte Gruppe der „Discouraged Workers" handeln, die entmutigt die Suche nach einer Arbeitsstelle aufgegeben haben. In Bacher et al. (2022) war dies aber nur eine prozentuell kleine Gruppe.

Abbildung 1: Gründe für keine Arbeitssuche in der Stillen Reserve in Prozent

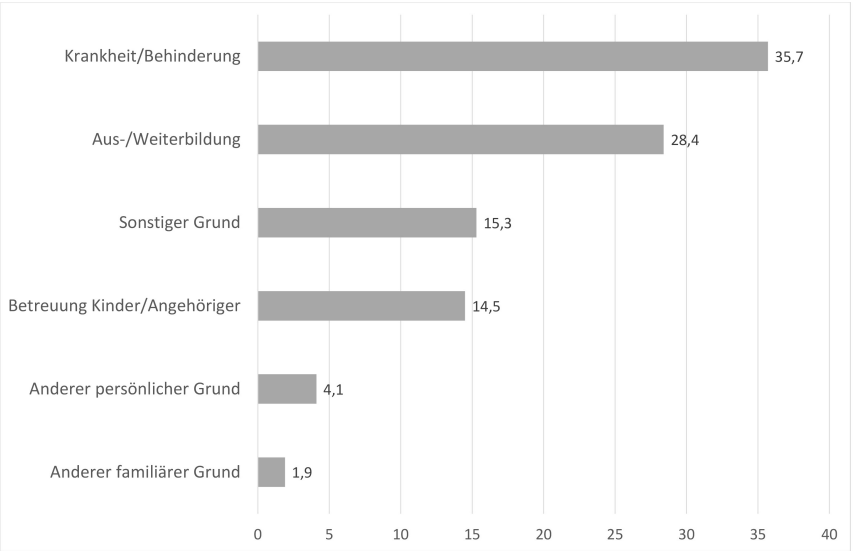


Anmerkungen: nur Personen im Alter von 15 bis unter 65 Jahren, die der Stillen Reserve angehören, n (Stichprobe) = 1.408.
Quelle: Mikrozensus 2021, eigene Berechnungen.

Entgegen den Erwartungen treffen Betreuungspflichten gegenüber Kindern oder Angehörigen nur auf 8 % zu. Andere, nicht näher spezifizierte familiäre Gründe, nennen 2 % der Personen der Stillen Reserve. Die geringe Nennung von Betreuungspflichten ist mitunter dadurch bedingt, dass entsprechend der Definition der Stillen Reserve gefordert wird, dass die Person innerhalb von 14 Tagen eine Stelle antreten kann. Bei Betreuungspflichten ist diese Vorgabe schwer zu realisieren, da der Antritt einer Stelle ein geeignetes Betreuungsarrangement voraussetzt. Daher werden die nachfolgenden Analysen um jene Personen erweitert, die einen grundsätzlichen Arbeitswunsch haben. Insgesamt gehören der Gruppe der Personen mit einem Arbeitswunsch 227.900 an, davon stehen 84.400 (37 %) unmittelbar dem Arbeitsmarkt zur Verfügung, bilden also die bereits beschriebene Stille Reserve, 193.500 (63 %) nicht. Der häufigste Grund für die

Nichtverfügbarkeit (siehe Abbildung 2) ist eine Behinderung oder Krankheit. An zweiter und dritter Stelle folgen der Besuch einer Aus- oder Weiterbildung sowie nicht näher spezifizierte sonstige Gründe. Im Unterschied zur Stillen Reserve werden an nächster Stelle Betreuungspflichten von 15 % genannt. Der Anteil verdoppelt sich somit beinahe im Vergleich zu jenen, die unmittelbar verfügbar sind. Mit Abstand folgen andere familiäre und persönliche Gründe.

Abbildung 2: Gründe für Nichtverfügbarkeit bei Personen mit Arbeitswunsch in Prozent



Anmerkungen: nur Personen im Alter von 15 bis unter 65 Jahren mit Arbeitswunsch, die nicht unmittelbar verfügbar sind, also nicht der Stillen Reserve angehören, n (Stichprobe) = 3.330.
Quelle: Mikrozensus 2021, eigene Berechnungen.

4. Schließung der Pflegelücke durch die Stille Reserve?

Inwiefern durch die Stille Reserve bzw. durch Personen mit einem grundsätzlichen Arbeitswunsch die in Abschnitt 2 dargestellte Pflegelücke geschlossen werden kann, lässt sich nur indirekt abschätzen, da im Mikrozensus nicht gefragt wird, ob sich die betroffenen Personen eine Tätigkeit im Pflegebereich vorstellen könnten und welche Bedingungen hinsichtlich Arbeitsinhalt, Arbeitsort, Arbeitszeit usw. dafür erfüllt sein müssten.

Rein rechnerisch steht dem Gesamtbedarf von 29.650 VZÄ eine Stille Reserve von 84.400 Personen gegenüber und die Betreuungslücke könnte somit geschlossen werden. Das ist aber eine unzulässige Schlussfolgerung, da nicht alle Perso-

nen der Stillen Reserve für eine Tätigkeit in der Pflege gewonnen werden können, vermutlich ist dies derzeit nur ein geringer Anteil.

Bei den Personen, die für eine Tätigkeit in der Pflege gewonnen werden können, kann es sich um Personen handeln, die über keine entsprechenden Qualifikationen verfügen (Quereinsteiger:innen), oder um Personen, die bereits im Pflegebereich tätig waren und/oder für diesen Bereich qualifiziert sind (Wiedereinsteiger:innen). Die Gruppe der Wiedereinsteiger:innen kann theoretisch auch Personen umfassen, die eine entsprechende Ausbildung absolviert haben, aber noch nie erwerbstätig waren (siehe dazu später).

Beide Gruppen (Quereinsteiger:innen und Wiedereinsteiger:innen) werden im geplanten Pflegestipendium adressiert. Bei einem beruflichen Wiedereinstieg kann ein Ausbildungsbedarf beispielsweise dann auftreten, wenn eine Person Interesse an einer Tätigkeit mit höheren Qualifikationsanforderungen hat. Dies kann z. B. eine Person sein, die bereits in der Heimhilfe tätig war, sich jetzt aber zur Pflegeassistentin/zum Pflegeassistenten weiterqualifizieren möchte. Aber auch eine Auffrischung des bereits erworbenen Wissens bei gleichbleibendem Qualifikationsniveau kann nach einer längeren Unterbrechung erforderlich sein und sollte mit dem Pflegestipendium möglich sein.

Mit dem Mikrozensus kann die Gruppe der potentiellen Wiedereinsteiger:innen aus der Stillen Reserve oder mit einem grundsätzlichen Arbeitswunsch, die über eine entsprechende Ausbildung verfügen und/oder in dem Bereich tätig waren, weiteruntersucht werden. Die durchgeführten Analysen ergeben den in Tabelle 2 zusammengefassten Befund.

Personen mit entsprechenden Qualifikationen aus der Stillen Reserve könnten 7,8 % des Zusatz- und Ersatzbedarfs an diplomierten Fachkräften abdecken, 1,2 % des Zusatz- und Ersatzbedarfs an Pflegeassistenzkräften und 5,5 % jenen der Heimhilfe. Rechnet man bei der Heimhilfe jene hinzu, die zwar keine entsprechende Ausbildung haben, aber in diesem Bereich bereits einmal beruflich tätig waren, so könnte der Zusatz- und Ersatzbedarf zu 40 % abgedeckt werden. Insgesamt würden in der Stillen Reserve 2.950 Wiedereinsteiger:innen zur Verfügung stehen. Sie könnten damit etwa 10 % des Zusatz- und Ersatzbedarfs abdecken. Höhere Deckungswerte ergeben sich, wenn alle Personen mit einem Arbeitswunsch betrachtet werden. Das Potential umfasst dann insgesamt 10.120 Personen. Damit könnten ca. 34 % des zu erwartenden Zusatz- und Ersatzbedarfs abgedeckt werden.

Angemerkt sei, dass die hier als Wiedereinsteiger:innen bezeichnete Gruppe auch Personen umfasst, die zwar über eine entsprechende Ausbildung verfügen, aber noch nie erwerbstätig gewesen sind. Bei der Stillen Reserve sind das 1,7 %, bei jenen mit einem Arbeitswunsch mit 7,1 % deutlich mehr, wobei vor allem bei diplomierten Fachkräften und Pflegeassistenzkräften die Anteilswerte mit 21 % und 15 % relativ hoch sind. Ein Faktor hierfür ist vermutlich die Teilnahme an einer weiteren Aus- und Weiterbildung, wobei mit dem Mikrozensus nicht geklärt

Tabelle 2: Deckung des Zusatzbedarfs durch die Stille Reserve bzw. durch Personen mit Arbeitswunsch

Personengruppe	verfügbares Potenzial		Zusatz- und Ersatzbedarf entsprechend Abschnitt 2	Deckung des Zusatzbedarfs durch	
	Stille Reserve	Arbeitswunsch		Stille Reserve	Arbeitswunsch
DGKP	710	2.530	9.050	7,8 %	28,0 %
PA/PFA/SBB	180	1.240	15.500	1,2 %	8,0 %
Heimhilfe	2.060	6.350	5.100	40,4 %	124,5 %
mit entsprechender Ausbildung	280	510		5,5 %	10,0 %
ohne Ausbildung, aber mit entsprechender beruflicher Tätigkeit	1.780	5.840		34,9 %	114,5 %
Gesamt inklusive Pensionierungen	2.950	10.120	29.650	9,9 %	34,1 %

Anmerkungen: DKP = Diplomiertes Gesundheits- und Krankenpflegepersonal. Dieser Kategorie wurden Personen zugordnet, die eine Ausbildung in Krankenpflege oder Geburtshilfe (ISCED-F-13-Code = 913) absolviert haben. Bei vorhandenem Abschluss wurde zusätzlich gefordert, dass er entsprechend der internationalen Bildungsklassifikation (ISCED) ein Niveau von 4 oder höher aufweist.
PA/PFA/SBB = Pflegeassistenz/Pflegefachassistenz/Sozialbetreuungsberufe. Dieser Kategorie wurden Personen zugordnet, die eine Ausbildung in der Pflege von alten oder behinderten Personen haben (ISCED-F-13-Code = 921), und Personen mit einer Ausbildung in Krankenpflege oder Geburtshilfe (ISCED-F-13-Code = 913) mit maximal Pflichtschulabschluss. Ebenfalls zugeordnet wurden Personen, die eine Ausbildung in Sozialarbeit und Beratung (ISCED-F-13-Code = 923) absolvieren oder absolviert haben.
Heimhilfe = Dieser Kategorie wurden Personen zugeordnet, die eine Ausbildung in Hauswirtschaftlichen Diensten (ISCED-F-13 = 1011) absolvieren oder absolviert haben oder als letzten Beruf den ISCO-Code 532 (Betreuungsberufe im Gesundheitswesen) genannt haben. Der ISCO-3-Steller 532 umfasst folgende Berufe: 5321 = Pflegehelferinnen und Pflegehelfer, 5322 = Haus- und Familienpflegerinnen und -pfleger sowie 5329 = Betreuungsberufe im Gesundheitswesen, anderweitig nicht genannt. Zur Bildungsklassifikation ISCED-F-13 nach Fachgebieten siehe UNESCO (2015), zur internationalen Bildungsklassifikation Statistik Austria (2021b) und zur Klassifikation der Berufe nach ISCO siehe Statistik Austria (2011).
Zusatzbedarf: Primär durch demografische Änderungen der Nachfrageseite (Stichwort: Alterung) bedingter Bedarf.
Ersatzbedarf: Durch Pensionierungen der in der Pflege Tätigen bedingter Bedarf.
Quelle: MZ2021, eigene Berechnungen.

werden kann, ob die Teilnahme freiwillig erfolgt oder wegen fehlender geeigneter beruflicher Möglichkeiten.

Besonders hohe Deckungsgrade werden bei der Heimhilfe ermittelt. Hier könnte der Zusatz- und Ersatzbedarf bereits zu 40 % durch die Stille Reserve abgedeckt werden. Eine Erweiterung des Potenzials um jene mit Arbeitswunsch erbringt eine Überdeckung von 125 %. Das vorhandene Potential würde den Bedarf übersteigen. Diese rechnerisch hohe Überdeckung ist darauf zurückzuführen, dass für diese Berufsgruppe zum einen ein geringerer Bedarf geschätzt wird und zum anderen mit einer groben Berufsklassifikation gerechnet werden

musste, die auch Haus- und Familienpfleger:innen umfasst (siehe Anmerkungen zur Tabelle 2).

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass bei der Berechnung des Deckungsgrades angenommen wurde, dass 100 % des verfügbaren Potenzials für einen Wiedereinstieg gewonnen werden. Das ist natürlich unrealistisch (siehe oben) und die Werte sind mit einem Faktor kleiner 1,00 zu multiplizieren, der angibt, welcher Anteil tatsächlicher Wiedereinsteiger:innen (inklusive Berufseinsteiger:innen) erwartet werden kann. Dieser Anteil hängt davon ab, welche Angebote dieser Gruppe gemacht werden.

5. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die Bundesregierung hat im Jahr 2022 eine aus ihrer Sicht umfassende Pflegereform eingeleitet. Die Maßnahmen fokussieren zum einen auf die Attraktivierung des Pflegeberufs für dauerhaft in Österreich (unselbständig) Beschäftige und zum anderen auf betreuende Angehörige. Für diese beiden Zielgruppen sieht die Pflegereform beachtenswerte und positiv zu beurteilende Ansätze vor. Für die 24-Stunden-Pflege sind dagegen keine wesentlichen Änderungen vorgesehen. In welchem Umfang die beschlossenen bzw. geplanten Maßnahmen zur Schließung der Pflegelücke beitragen werden, lässt sich derzeit noch nicht abschätzen.

Eine Gruppe, die einen Beitrag zur Schließung der Pflegelücke leisten könnte, sind Personen, die in diesem Bereich qualifiziert, aber derzeit nicht erwerbstätig sind. Wenn man diese Personengruppe der potentiellen Wiedereinsteiger:innen enger fasst, kommen Personen in Betracht, die der sogenannten Stillen Reserve angehören, das sind erwerbslose Personen, die aktuell keine Stelle suchen, aber einen grundsätzlichen Arbeitswunsch haben und unmittelbar dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. Bei einer weiteren Fassung der Gruppe kommen allgemein erwerbslose Personen in Betracht mit einem grundsätzlichen Arbeitswunsch.

Im Vergleich zu potentiellen Quereinsteiger:innen ist die hier untersuchte Gruppe der Wiedereinsteiger:innen numerisch deutlich kleiner, hat aber den Vorteil, dass bereits Vorqualifikationen vorliegen, die für einen rascheren beruflichen Einstieg genutzt werden könnten. Wenn es gelänge, diese Personengruppe wieder für den Pflegeberuf zu gewinnen, könnten theoretisch maximal 10 % bis 34 % des Zusatz- und das durch bevorstehende Pensionierungen bedingten Ersatzbedarfs abgedeckt werden.

Die durchgeführten Modellrechnungen zeigen somit, dass durch einen Wiedereinstieg von Personen mit Qualifikationen in der Pflege ein Teil der Pflegelücke gedeckt werden könnte. Diesbezügliche Maßnahmen würden sich lohnen und könnten sein:

- Gezielte und persönliche Ansprache der in Frage kommenden Personen inklusive einer genauen Abklärung ihrer Wünsche bezüglich Arbeitsinhalte und Arbeitsbedingungen.
- Angebote zur Weiterbildung und zur Qualifizierung im Rahmen des Pflegestipendiums. Wünschenswert sind hier insbesondere Angebote für Personen mit geringer Qualifikation, die in der Heimhilfe tätig waren.

Selbst wenn es gelänge, einen hohen Anteil der Personen mit einer entsprechenden schulischen oder beruflichen Vorqualifikation für einen beruflichen Wiedereinstieg zu gewinnen, sind weitere Schritte zur Schließung der Pflegelücke erforderlich.

Neben den bereits in der Pflegereform geplanten bzw. beschlossenen Maßnahmen sind weitere Verbesserungen der Arbeitsbedingungen für alle in der Pflege Tätigen (inklusive der 24-Stunden-Pflege) unerlässlich. Hierfür vermitteln die eingangs erwähnten Forschungsarbeiten von Brigitte Aulenbacher und ihren Ko-Autor:innen wichtige Denkanstöße.

Eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen der 24-Stunden-Pflege könnte z. B. entsprechend den zusammenfassenden Ausführungen von Aulenbacher/Lutz/Schwiter (2021b) in Österreich erreicht werden, wenn das Selbstständigen-Modell durch ein Angestelltenmodell abgelöst wird und auf Seiten des Staates Schutz- und Kontrollaufgaben ausgebaut werden.

Darüber hinaus sehen Brigitte Aulenbacher und ihre Ko-Autor:innen die Notwendigkeit, über Alternativen nachzudenken. Besonders anregend und zukunftsweisend sind dabei aus meiner Sicht ihre Überlegungen zu gemeinschaftlichen Wohnformen, wo z. B. eine Gruppe Älterer gemeinsam zusammenlebt und von einem Team mit unterschiedlichen Qualifikationen betreut wird. Dadurch könnten Betreuungsressourcen und Qualifikationen besser genutzt werden. Gleichzeitig würden sich die Arbeitsbedingungen der Betreuenden verbessern, da man in einem Team arbeiten würde, man sich gegenseitig unterstützen könnte und nicht von einem einzigen Betreuungsfall abhängig wäre. Auch das Angestelltenmodell ließe sich leichter umsetzen. Für die Betreuten würden derartige Wohnformen mehr Sicherheit (z. B. Betreuung im Krankheitsfall einer/eines Betreuer:in) und Betreuungsqualität (z. B. durch ein multiprofessionelles Team), mehr soziale Kontakte (z. B. durch Besuche, die Mitbewohner:innen erhalten) und mehr Handlungsmöglichkeiten (z. B. gemeinsame Unternehmungen) bieten. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn Brigitte Aulenbacher und ihre Ko-Autor:innen diesbezügliche Forschungsarbeiten fortsetzen würden.

Anhang

Tabelle A1: Soziodemografische Merkmale von Personen in der Stillen Reserve

	15- bis 64-Jährige		
Merkmal	**alle**	**Stille Reserve**	**Differenz**
Alter			
15–29 Jahre	25,6	38,4	12,8
30–49 Jahre	40,7	36,2	–4,5
50–64 Jahre	33,7	25,4	–8,3
Gesamt	100	100	
Geschlecht			
Männlich	50,3	46,2	–4,1
Weiblich	49,7	53,8	4,1
Gesamt	100	100	
Bildungsabschluss			
Pflichtschule/keine Pflichtschule	18,4	33,2	14,8
Lehrabschluss (Berufsschule)	32,7	23,8	–8,9
Berufsbild. mittlere Schule (ohne BS)	11,7	8,7	–3,0
Allgemeinbildende höhere Schule	7,4	15,2	7,8
Berufsbildende höhere Schule[a)]	12,6	8,4	–4,2
Universität, Fachhochschule	17,2	10,7	–6,5
Gesamt	100	100	
Migrationshintergrund			
Ohne Migrationshintergrund	72,3	52,2	–20,1
Erste Generation	22,7	39,8	17,1
Zweite Generation	5,0	7,9	2,9
Gesamt	100	100	

Anmerkungen: a) BHS inklusive BHS-Abiturientenlehrgang, Kolleg, Hochschulverw. LA, Universitätslehrgänge, b) Eingetragene Partnerschaften werden wie verheiratet behandelt.
Quelle: MZ2021, eigene Berechnung.

Familienstand[b)]			
Ledig	44,0	51,7	7,7
Verheiratet	46,7	39,1	−7,6
Verwitwet	1,2	1,3	0,1
Geschieden	8,1	7,9	−0,2
Gesamt	100	100	
Kinder unter 15 Jahren im Haushalt			
0 Kinder	71,3	70,8	−0,5
1 Kind unter 15 Jahren	15,1	13,7	−1,4
2 Kinder unter 15 Jahren	10,4	10,7	0,3
3 und mehr Kinder unter 15 Jahren	3,2	4,8	1,6
Gesamt	100	100	
n (Stichprobe)	113.457	1.408	

Literatur

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2021): Das umstrittene Selbständigenmodell – Live-in-Betreuung in Österreich. In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 79–91.

Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.) (2021a): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (2021b): Live-in-Betreuung – (k)ein Zukunftsmodell guter Sorge und guter Arbeit. In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 238–252.

Bacher, Johann / Broederbauer, Sandra / Pilgerstorfer, Thomas / Tamesberger, Dennis (2022): Die Stille Reserve in Österreich – ein ungenütztes Arbeitskräftepotenzial. In: Momentum Quarterly 11, H. 3, S. 143–203.

Benazha, Aranka Vanessa / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika / Steiner, Jennifer (2021): Live-in-Care im Ländervergleich. In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 20–45.

BMSGPK (2022): Pflegereform. Wien: BMSGPK.

Christl, Michael / Kucsera, Dénes (2013): Österreich, das Land der versteckten Arbeitslosigkeit. Wien.

Congregado, Emilio / Gałecka-Burdziak, Ewa / Golpe, Antonio A. / Pater, Robert (2021): Separating aggregate discouraged and added worker effects: the case of a former transition country. In: Oeconomia Copernicana 12, H. 3, S. 729–760.

Famira-Mühlberger, Ulrike (2017): Die Bedeutung der 24-Stunden-Betreuung für die Altenbetreuung in Österreich. Im Auftrag des Instituts für angewandte Gewerbeforschung. Wien.

Famira-Mühlberger, Ulrike / Firgo, Matthias (2019): Zum künftigen Bedarf an Pflegepersonal in den stationären und mobilen Diensten. In: WIFO-Monatsberichte 92, H. 3, S. 149–157.

Franz, Wolfgang (1999): Arbeitsmarktökonomik. 4., überarbeitete Auflage. Berlin, Heidelberg, New York.

Gumprecht, Daniela (2016): Arbeitslos ist nicht gleich arbeitslos. Internationale und nationale Definition von Arbeitslosigkeit in Österreich. In: Statistische Nachrichten, H. 5, S. 336–347.

Klapfer, Karin (2023): Ungenütztes Arbeitskräftepotenzial. Messung von Zusatzindikatoren zur Arbeitslosigkeit ab 2022. In: Statistische Nachrichten, H. 4, S. 268–274.

Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika / Schwiter, Karin / Steiner, Jennifer / Benazha, Aranka Vanessa / Lutz, Helma (2021): Auswirkungen der Maßnahmen zur Eindämmung der COVID-19-Pandemie auf die Live-in-Betreuer*innen. In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

ORF (2022): Die Eckpunkte des Pflegepakets. Wien. https://orf.at/stories/3265274/ (Abfrage: 04.11.2023)

Pratscher, Kurt (2022): Betreuungs- und Pflegedienste der Bundesländer im Jahr 2020. In: Statistische Nachrichten, H. 3, S. 172–186.

Provenzano, Sandro (2017): The empirics of hidden labor force dynamics in Germany. In: Journal of Economics and Statistics (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik) 237, H. 5, S. 373–406.

Rappold, Elisabeth / Juraszovich, Brigitte (2019): Pflegepersonal-Bedarfsprognose für Österreich. Wien.

Rechnungshof Österreich (2018): Förderung der 24-Stunden-Betreuung in Oberösterreich und Wien. Reihe BUND 2018/21; Reihe OBERÖSTERREICH 2018/2; Reihe WIEN 2018/5. Wien.

Statistik Austria (Hrsg.) (2011): Systematik der Berufe – ÖISCO08. Wien: Statistik Austria.
Statistik Austria (2021a): Frequently Asked Questions: Änderungen im Mikrozensus ab 2021. Wien: Statistik Austria.
Statistik Austria (2021b): ISCED2011 Zuordnungen Österreich. Wien: Statistik Austria.
Statistik Austria (2022a): Arbeitswunsch, Stille Reserve. Wien: Statistik Austria.
Statistik Austria (2022b): Arbeitswunsch, Stille Reserve. Detailtabellen zu Arbeitswunsch, stille Reserve, AKE (.ods). Wien: Statistik Austria.
UNESCO (2015): International Standard Classification of Education: Fields of Education and Training 2013. Paris: UNESCO.

Arbeit, Kapitalismus und Transformation – Work, capitalism and transformation

Kritik der Kritik – oder: Warum Kapitalismus- und Klassenanalyse notwendig intersektional sein muss

Interview mit Klaus Dörre

Fabienne Décieux, Raphael Deindl und Johanna Grubner

Klaus Dörre und Brigitte Aulenbacher verbinden seit langer Zeit inhaltliche Auseinandersetzungen und produktive Kooperationen. Der gemeinsame Fluchtpunkt war dabei stets die Analyse der Funktionsweisen und Krisendynamiken kapitalistischer Gesellschaften. Beginnend mit der Diskussion um Prekarisierung führten die beiden Debatten zu verschiedenen brennenden gesellschaftlichen Themen.

Fabienne Décieux, Raphael Deindl und Johanna Grubner haben Klaus Dörre über die enge Kooperation und die inhaltlichen Debatten schriftlich Fragen gestellt.

Brigitte und dich verbindet eine lange wissenschaftliche Zusammenarbeit. Wie habt ihr beide euch kennengelernt und wie ist eure Kooperation seitdem gewachsen?

KD: Seit nunmehr zwei Jahrzehnten arbeiten wir – Brigitte, unsere Forschungsgruppen und ich selbst – eng zusammen. Zuletzt haben wir gemeinsam den Global Dialogue, ein Periodikum der International Sociological Association (ISA), herausgegeben. Den Anstoß für unsere Kooperation lieferte, wenn ich mich richtig erinnere, eine Prekarisierungs-Studie, die aus feministischer Perspektive durchaus anstößig war. Sie motivierte Brigitte in ihrem Beitrag zum Buch *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung*, das ich gemeinsam mit Robert Castel 2009 herausgegeben habe, zu einer bemerkenswerten Kritik nicht nur an meinen Arbeiten, sondern auch an der ihnen zugrunde liegenden These Robert Castels. Der große französische Sozialwissenschaftler hatte eine Wiederkehr sozialer Unsicherheit behauptet, die, so das Gegenargument, im prekären Leben vieler Frauen niemals verschwunden war. Dementsprechend hinterfragte Brigitte einen männlich konnotierten Prekaritätsbegriff, der sich nach ihrer Auffassung zu eng am Normalarbeitsverhältnis ausrichtete und dessen inhärente Herrschaftsmechanismen übersah. Dazu kontrastierend favorisierte Brigitte – wie sie in ihrem Text *Gegenläufige Blicke auf Kapitalismus und Arbeit* aus dem Jahr 2012

darlegt – einen intersektionalen Ansatz, der diverse Achsen sozialer Ungleichheit erfasste und sie in ihren Wechselwirkungen beleuchtete.

Von Brigittes kritischen Interventionen habe ich enorm profitiert. Die Zusammenarbeit führte von Beiträgen zu Feminismus und Kapitalismus über die Analyse von Care Work und Veröffentlichungen zu Public Sociology bis hin zu Publikationen, die in Referenz zu Karl Polanyis *Great Transformation* entstanden sind. Brigitte war Special Fellow der Kollegforschungsgruppe „Postwachstumsgesellschaften" und hat mit ihren zahlreichen Beiträgen maßgeblich zum Gelingen dieses Instituts auf Zeit beigetragen. Für mich ist die feministische Soziologin freilich weit mehr als eine Kollegin. Entstanden ist, so darf ich wohl sagen, eine Freundschaft, wie sie im akademischen Feld allgemein und in der Soziologie im Besonderen selten vorkommt.

Kritische Gesellschaftstheorie war also stets euer geteiltes Interesse und die teils unterschiedlichen Zugänge haben immer wieder zu Diskussionen und auch Kontroversen geführt. Haben die Beiträge oder auch Einwände, die Brigitte eingebracht hat, dich in deinem eigenen wissenschaftlichen Denken beeinflusst und, wenn ja, in welchem Bereich?

KD: Auf jeden Fall! Es war immer eine solidarisch-kritische Auseinandersetzung, über die Brigittes Forschungen mein Denken nicht nur nachhaltig beeinflusst, sondern über Kritik, Revision und Gegenkritik regelrecht vorangetrieben haben. Dies anzuerkennen, würdigt die großen wissenschaftlichen Leistungen einer Persönlichkeit, der man eng verbunden ist und der man selbst so viel zu verdanken hat.

Ganz wesentlich ist für mich in diesem Zusammenhang die aktuelle Kontroverse, die mit der Rückkehr des Klassenbegriffs in die soziologische Debatte verbunden ist. Brigitte erkannte darin früh – und heute muss ich sagen, teilweise zu Recht – die Gefahr einer Re-Dogmatisierung soziologischer Kapitalismuskritik. Umgekehrt meine ich aber, dass auch die feministische Debatte von einer erneuerten Klassentheorie und -analyse vieles lernen kann.

Intersektionalität, so meine von Brigitte inspirierte These, ist im 21. Jahrhundert zu einer methodologischen Minimalanforderung geworden, hinter die zurückzufallen nur um den Preis wissenschaftlicher wie politischer Regression möglich ist. Dennoch geschieht gegenwärtig in Teilen der Linken genau dies – selbst unter Nachwuchswissenschaftler:innen und in meinem eigenen Arbeitsbereich. Politisch ungleich wirkungsvoller entlädt sich diese Debatte aber in einer geradezu grotesken Entgegensetzung von Klassen- und Identitätspolitik, die gegenwärtig länderübergreifend die gesamte gesellschaftliche Linke zerreißt.

Kannst du auf diese Debatte genauer eingehen? Welchen Beitrag leistet deiner Ansicht nach die von Brigitte eingebrachte intersektionale Perspektive für die Analyse von Klassenpolitik?

KD: In der klassenvergessenen deutschsprachigen Soziologie waren intersektional ausgerichtete Forschungen über viele Jahre hinweg eine der wenigen seriösen Referenzen, um Klassenverhältnisse soziologisch überhaupt thematisieren zu können. Ein von Brigitte gemeinsam mit Michael Meuser und Birgit Riegraf herausgegebenes Schwerpunktheft des Berliner Journals für Soziologie (BJS), das den anspruchsvollen Versuch unternimmt, eine marxistisch inspirierte Regulationstheorie mit feministischer Gesellschaftstheorie und Forschungen aus dem Bereich der Men's Studies zusammenzubringen, bietet einen eindrucksvollen Beleg. Wie selbstverständlich formulieren die Autor:innen darin ein dynamisches Kapitalismusverständnis, das mit manchen überkommenen Dogmen bricht. Zu diesen Dogmen gehört die Auffassung, es sei allein der Klassenkampf, der den sozialen Wandel in kapitalistischen Gesellschaften vorantreibe. Das ist mitnichten der Fall; die kapitalistische Dynamik speist sich aus der Bearbeitung einer Pluralität an strukturellen Widersprüchen, zu deren wichtigsten die Konflikte um patriarchale Herrschaft auf der Geschlechterachse gehören. Es ist bezeichnend, dass David Harvey als ein prominentes Beispiel den Antagonismus doppelter Beherrschung, von der die „Unternehmer und die männlichen Beschäftigten" profitieren (Becker-Schmidt 2007, S. 260), nicht zu den kapitalistischen Grundwidersprüchen zählt (Harvey 2015). Das sehen Brigitte und ihre Mitstreiter:innen zu Recht völlig anders, wenngleich sie Konflikte in modernen Gesellschaften nicht allein auf spezifisch kapitalistische Herrschaftsmechanismen zurückführen wollen.

Mit ihrem intersektionalen Verständnis der kapitalistischen Dynamik ist es dem Autor:innenteam um Brigitte tatsächlich gelungen, der Regulationstheorie zu einem Zeitpunkt neues Leben einzuhauchen, als sich diese Variante der Kapitalismustheorie bereits auf dem absteigenden Ast befand. Die Herausgeber:innen des erwähnten BJS-Sonderbandes übernehmen die regulationstheoretische Prämisse, der zufolge die kapitalistische Dynamik als Abfolge qualitativ verschiedener kapitalistischer Formationen zu verstehen sei. Dabei knüpfen Brigitte und Kolleg:innen u. a. an Arbeiten des marxistischen Staatstheoretikers Joachim Hirsch an, der, gemeinsam mit Roland Roth, die französische Regulationsschule in Westdeutschland bekannt gemacht hatte. Wie mir scheint, dürften die der Regulationstheorie zugrunde liegenden Überlegungen zur Entwicklungsdynamik kapitalistischer Gesellschaften vielen jüngeren Kritiker:innen des Intersektionalitäts-Paradigmas völlig unbekannt sein. Heute genügt bereits wieder ein wenig Beschäftigung mit Marx' Kapital, um sich auf der Höhe zeitgenössischer Kapitalismuskritik zu wähnen. Mit solchen Vereinfachungen hatte die marxistische Strömung innerhalb der Regulationstheorie bewusst gebrochen, denn jede sogenannte „Gesetzmäßigkeit" kapitalistischer Entwicklung wird real in einer „von sozialen Kräfteverhältnissen und Handlungen gesellschaftlicher Akteure bestimmten Weise zum Ausdruck" gebracht (Hirsch 2001, S. 43). Dementsprechend gibt es keine allgemeine historische Tendenz, die zwangsläufig

zum Ende des Kapitalismus führen muss, wie Marx im Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate andeutet. Als zwangsläufig eintretende Negation der Negation oder Zusammenbruchsprognose lässt sich dieses Gesetz nicht aufrechterhalten. Das Wichtigste am tendenziellen Fall der Profirate sind indes die von Marx ausgemachten entgegenwirkenden Ursachen (Marx 1894/1976, S. 221 ff.; zu den „entgegenwirkenden Ursachen" siehe ebd., S. 242–250). Insofern ist es sinnvoller, von politisch beeinflussbaren sozialen Regelmäßigkeiten kapitalistischer Dynamik als von Gesetzen im strengen Wortsinn zu sprechen.

Brigitte und Kolleg:innen gehen jedoch noch einen Schritt weiter, wenn sie darauf hinweisen, dass jedes Akkumulationsregime nicht nur kapitalistische, sondern immer auch nichtkapitalistische Bereiche umfasst. Hier deutet sich bereits die Stoßrichtung einer Kapitalismusanalyse an, die dem methodologischen Gebot von Intersektionalität entspricht. Regulation bedeutet in kapitalistischen Gesellschaften stets Austausch zwischen kapitalistischen und nicht – oder zumindest nicht vollständig – durchkapitalisierten Sektoren. Dieser Austausch, der systemische Zwang zu Landnahmen eines nichtkapitalistischen Anderen, wird innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise immer wieder neu justiert. Er lässt sich aber nicht vollständig außer Kraft setzen. Deshalb ist ein Kapitalismus in Reinform, wie ihn Marx in seinen allgemeinsten Konturen in seinen Reproduktionsschemata im zweiten Band von *Das Kapital* beschrieben hat, empirisch nirgendwo existent. Er ist im Grunde auch theoretisch unmöglich, weil kapitalistische Märkte, um funktionieren zu können, zwingend nicht marktförmige Sozialformen voraussetzen – beispielsweise die Selbststabilisierungsmechanismen sozialer Reproduktion.

Wie konzipiert Brigitte den Austausch zwischen kapitalistischen und nichtkapitalistischen Sektoren innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaftsformation?

KD: Um diese Frage beantworten zu können, überschreitet die feministische Soziologin in Arbeiten jüngeren Datums den regulationstheoretischen Horizont und knüpft an Karl Polanyis Konzept fiktiver Waren an. In Anlehnung an Polanyi lässt sich die Entwicklung des internationalen Kapitalismus als Doppelbewegung beschreiben. Durch marktradikale Ideologien forciert, werden marktbegrenzende Institutionen und Organisationen geschwächt, Märkte aus ihren sozialen Schutzmechanismen herausgelöst und marktabhängige Individuen einem Wettbewerbsprinzip ausgesetzt, das permanent Gewinner und Verlierer erzeugt. Das *disembedding* von Märkten, in dessen Logik die fiktiven Waren Arbeit, Boden und Geld so behandelt werden, als seien sie Waren wie jede andere, löst im globalen Maßstab Gegenbewegungen aus, die in einer großen Krise der Marktvergesellschaftung kulminieren. Polanyis Konzept fiktiver Waren ermöglicht es, die kapitalistische Spezifik von Herrschaftsmechanismen zu erfassen, deren Ursprung in vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen zu verorten ist.

Brigitte – und das ist eine besondere theoretische Leistung – fügt Polanyis Konzept nun eine vierte fiktive Ware hinzu. Gemeint ist Care Work, die Sorgearbeit, wie sie es beispielsweise gemeinsam mit Kolleg:innen in dem Band *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime* darlegt. Die gesellschaftliche Bedeutung dieser vierten fiktiven Ware ergibt sich aus der für den Kapitalismus zentralen Trennung von Öffentlichem und Privatem. Zwar beinhaltet die Separierung von Erwerbstätigkeit und privater Lebensführung laut Robert Castel gegenüber der Feudalordnung insofern eine breitere Streuung außerökonomischer Güter, als sie Freizeit für die unteren Klassen überhaupt erst möglich macht. Der damit verbundene soziale Progress fordert aber einen Preis, weil ein Großteil der Sorgearbeiten als unbezahlte Tätigkeit und überwiegend von Frauen im Haushalt geleistet wird. Die Ausübung männlicher Dominanz, die bereits die Haushaltsproduktion der feudalen Ordnung prägte, verschwindet nicht; sie wird für die kapitalistische Produktionsweise funktionalisiert und mit der Trennung von Öffentlichem und Privaten auf neue Weise organisiert. Das zeigt sich an der Tendenz zur Abwertung reproduktiver Tätigkeiten, ihrer fortbestehenden „Verbannung" in die Sphäre des Privaten, Persönlichen und Weiblichen.

In diesem Punkt schließe ich mich Brigittes Überlegungen an. So brillant Analysen der fiktiven Waren Arbeit, Boden, Geld und nun auch Sorge ausfallen mögen, so wenig aussagekräftig sind sie jedoch hinsichtlich der systemischen Triebkräfte, die sich hinter dem expansiven kapitalistischen Markt- und Wettbewerbsprinzip verbergen. Präziser formuliert: Mit Polanyi problematisiert man Marktmechanismen, Produktion und Produktionsverhältnisse bleiben jedoch analytisch unterbelichtet. Das gilt für Polanyis Great Transformation ebenso wie für die zahlreichen Aktualisierungsversuche.

Und wie gestaltet sich deiner Ansicht nach der Austausch zwischen kapitalistischen und nichtkapitalistischen Sektoren in unterschiedlichen Phasen oder Stadien kapitalistischer Entwicklung? Welche Mechanismen sozialer Reproduktion sind auf der Ebene des Akkumulationsregimes anzusiedeln, welche auf denen der Regulationsweise oder des Produktionsmodells? Und wie verhalten sich regulationstheoretische Ansätze zu Karl Polanyis Transformationskonzept?

KD: Mein Vorschlag lautet, in Anlehnung an Silvia Federici und möglicherweise ein wenig kontrastierend zu Brigittes Analysen, systematisch zwischen zwei Produktionsweisen zu unterscheiden. Entgegen der marxistischen Orthodoxie, die Frauenunterdrückung als Residuum feudaler Verhältnisse betrachtet, sind Frauen für Federici Produzentinnen der Ware Arbeitskraft. Die überwiegend unbezahlte Hausarbeit von Frauen bildet den Sockel, auf dem kapitalistische Gesellschaftsordnung gründet und der die Ausbeutung der Lohnarbeit überhaupt erst ermöglicht. Den Nachweis will Federici über eine Neuinterpretation der Geschichte des Kapitalismus und des Patriarchats liefern, mit der sie u. a.

an Arbeiten von Leopoldina Fortunati anknüpft. Der Kapitalismus, „insofern er auf ständige Ausdehnung der Arbeitskraft und die Senkung der Arbeitskosten hinwirkt", müsse, so die Kernthese Federicis, diejenige Arbeit und diejenigen Subjekte entwerten, „durch die Arbeitskraft produziert wird, angefangen bei den Frauen" (Federici 2015, S. 12).

Marx' Analyse der ursprünglichen, gewaltsam vorangetriebenen Akkumulation des Kapitals fügt Federici kritisch hinzu, dass Marx – wie schon Rosa Luxemburg moniert hatte – offene Gewalt bei der Auspressung von Mehrarbeit als gleichsam notwendiges Durchgangsstadium betrachtet habe. Anhand einer Analyse des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus will Federici zeigen, dass kapitalistische Vergesellschaftung konstitutiv auf außerökonomischer Gewalt beruht. Sie interpretiert die Entstehung des Kapitalismus als Konterrevolution gegen das Aufbegehren oppositioneller, häretischer Unterklassen-Bewegungen, die auch den Anspruch der Kirche attackierten, Macht über Körper und Sexualität auszuüben. Als Reaktion auf den Machtzuwachs von Teilen der Unterklassen, der auch durch den „Schwarzen Tod" (Pest) und die damit verbundene Arbeitskräfteknappheit ermöglicht wurde, setzte eine Gegenreaktion feudaler und bürgerlicher Eliten ein. Die kapitalistische Restauration begann mit Abwertung aller Frauen und eskalierte in hunderttausendfacher Hexenverfolgung. Der Staat avancierte dabei zum repressiven Wächter der Reproduktion. Bei allem, was man an dieser Interpretation kritisieren kann, bleibt wichtig, dass Federici das Geschlechterverhältnis als ein Produktionsverhältnis begreift, welches mittels struktureller Abwertung von lebensspendender Arbeit und weiblichem Körper eine eigenständige, von Männern beherrschte Produktionsweise hervorbringt. Für Frauen ist deshalb seit langer Zeit und bis heute der Körper zentrales Moment und Ort nicht nur der Ausbeutung und Unterdrückung, sondern auch des Kampfes und Widerstands.

Wie verknüpfst du nun die Unterscheidung von zwei Produktionsweisen mit Brigittes Postulat der Notwendigkeit einer intersektionalen Analyse?

KD: Ich halte die Unterscheidung von zwei Produktionsweisen für eine theoretische Innovation, hinter die intersektionale Analysen nicht mehr zurückfallen sollten. Eröffnet dieser Zugang doch die Möglichkeit zu einer systematischen Politischen Ökonomie der billigen, weil abgewerteten, von Überausbeutung und ungleichem Tausch geprägten Produktions- und Lebensweisen. Sorgearbeiten sind ursprünglich dieser zweiten Produktionsweise zuzuordnen, d. h., sie sind jedem Akkumulationsregime, jedem Produktionsmodell der ersten, kapitalistischen Produktionsweise vorgelagert. Die Übergänge zwischen beiden Produktionsweisen sind jedoch umkämpft und somit fließend. Sorgearbeiten können kommodifiziert, in die kapitalistische Warenform gepresst werden. Sie können aber auch über Staatsinterventionen oder mittels genossenschaftlicher

Organisationsformen aus der Logik des Warentauschs herausgelöst werden. Ob und wie dies geschieht, entscheidet sich in Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Regulationsweise von Care Work. Männlichkeitskonstruktionen, aber auch rassistische und sexistische Abwertungen lassen sich dann im Anschluss an die Arbeiten von Brigitte und Kolleg:innen als – negative – Klassifikationen verstehen, die eine Unterordnung der zweiten unter die erste Produktionsweise legitimieren und auf Dauer stellen sollen.

Wenn zutrifft, dass die Reproduktion des Kapitalismus zwingend auf die Abwertung von lebensspendender Arbeit in der zweiten Produktionsweise angewiesen ist, dann macht es Sinn, klassenspezifische Ausbeutung von Lohnarbeit im Kontext der Aneignung von billiger Sorge, aber auch von billigem Geld, billiger Natur, billiger Lohnarbeit und billigen bedarfsökonomischen Sektoren zu betrachten. Dazu muss, wie Brigitte und ihre Kolleg:innen mit Recht argumentieren, Kapitalismus- und Klassenanalyse methodologisch intersektional ausgerichtet sein. Gesellschaftliche Antagonismen sind nach diesem Verständnis in ihrer begrenzten Vielfalt zu betrachten. Weder die Aneignung von Naturressourcen oder Sorgetätigkeiten noch die Konflikte, die mit sexistischen und rassistischen Abwertungen verbunden sind, lassen sich auf ihre Klassendimension reduzieren. Wenn klassenspezifische Herrschafts- und Ausbeutungsformen gegenwärtig nach besonderer Aufmerksamkeit verlangen, so nicht etwa, weil es sich um einen vermeintlichen „Hauptwiderspruch" handelt, hinter den „Nebenwidersprüche" zurückzutreten haben. Eher trifft das Gegenteil zu. Die Klassenachse ist gerade im deutschsprachigen Raum wissenschaftlich und politisch derart vernachlässigt worden, dass es inzwischen schwerfällt, die soziale (Klassen-)Frage zum Ausgangspunkt emanzipatorischer Bestrebungen zu machen. Nutznießerin ist die radikale Rechte, der es gelingt, das Deutungsmuster klassenspezifischer Interessengegensätze durch die Denkschablone ethnisierter Innen-außen-Konflikte zu ersetzen.

Du argumentierst, dass eine kritische Kapitalismus- und Klassenanalyse intersektional fundiert sein muss, erkennst aber auch gleichzeitig konzeptionelle Schwächen darin, wie das bisher gedacht worden ist. Wie würdest du dieser konzeptuellen Schwäche entgegentreten, die du hier erkennst?

KD: Ich nenne exemplarisch zwei Ansatzpunkte. *Erstens* muss Klassenanalyse überhaupt erst wieder betrieben werden, um deren widersprüchliche Koppelung mit patriarchaler Herrschaft und sexistisch-rassistischer Diskriminierung soziologisch durchdringen zu können. Ich nenne als Beispiel nur die in Deutschland noch kaum rezipierten Arbeiten von Erik Olin Wright, den Brigitte noch zu Lebzeiten im „Postwachstumskolleg" kennen gelernt hat. Im Unterschied zu früheren Arbeiten konzipiert Wright in seinem Spätwerk eine integrative, paradigmenübergreifende Klassentheorie (Wright 2015). Auf der Mikroebene individueller

Lebensführung erwerben Personen klassenrelevante Eigenschaften; Distinktion wirkt als ein Kausalmechanismus, der Klassenindividuen zueinander in Beziehung setzt. Hier wären Ansätze von, wie Wright sie nennt, Bourdieusianern zu verorten. Auf der Mesoebene lassen sich Positionen und Chancen innerhalb von Marktbeziehungen analysieren, die durch soziale Schließung, positive oder negative Privilegierung aufeinander bezogen sind. Dies ist die Ebene weberianischer Kausalitätsvermutungen. Makrosozial geht es um Positionierungen innerhalb von Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen sowie die mit ihnen verbundenen Auseinandersetzungen vor allem innerhalb der Produktion. Das ist die Ebene marxianischer („marxian" anstelle von „marxist") Theorie. Beherrschung (*domination*) thematisiert die Fähigkeit, die Aktivitäten anderer zu kontrollieren. Ausbeutung (*exploitation*) beinhaltet die Generierung ökonomischer Vorteile aus der Arbeitstätigkeit derjenigen, die beherrscht werden. Jedem Cluster klassenkonstitutiver Kausalmechanismen werden Schlüsselprozesse zugeordnet, die in dynamischen Mikro-Makrobeziehungen aufeinander einwirken. Innerhalb von Klassenbeziehungen wirken alle genannten Schlüsselprozesse; wie genau, kann nur empirisch geklärt werden. Hier sehe ich eine Aufgabe intersektionaler Forschung. In seinen empirischen Arbeiten ist Wright mit Blick auf das Verhältnis von Klassen- und Geschlechterachse zu überraschenden Ergebnissen gelangt.

Ein Beispiel bietet das geschlechterspezifische Autoritäts-Gap. Dazu zählt u. a. der Zugang zu Positionen mit Entscheidungsmacht. Demnach ist weniger wahrscheinlich, dass Frauen Sanktionsmacht über Untergebene ausüben, an organisatorischen Entscheidungsprozessen beteiligt sind oder eine formale Autoritätsposition innehaben. Dabei zeigen sich allerdings signifikante zwischenstaatliche Unterschiede im Ausmaß dieser Ungleichheit. Für alle Autoritätsformen haben die USA und Australien die geringsten Geschlechterlücken, Japan verzeichnet das weitaus größte Gap. Überraschenderweise ist die Geschlechterlücke jedoch in den skandinavischen Ländern Schweden und Norwegen größer als in Ländern des angelsächsischen Sprachraums. Politische und ökonomische Faktoren haben dabei laut Wright einen stärkeren Einfluss; kulturelle Variationen und Geschlechterideologien sind deutlich weniger signifikant (Wright 1997). Das ist ein Befund aus den späten 1990er-Jahren. Sie zeugen vom Erfolg eines – wie Nancy Fraser ihn genannt hat – *progressiven Neoliberalismus*, der mittlerweile an seine Grenzen stößt und den Mobilisierungen einer radikalen Rechten, die hart erkämpfte Grundrechte von Frauen wie das auf einen selbstbestimmten Schwangerschaftsabbruch zu liquidieren beabsichtigt, gegenwärtig wenig entgegenzusetzen hat. Wie ist das zu erklären und wie lässt sich erfolgreicher Widerstand mobilisieren?

Um diese Fragen beantworten zu können, muss *zweitens* geklärt werden, weshalb es Frauen wie Männern schwerfällt, sich überhaupt einer sozialen Klasse zuzuordnen. Laut Mike Savage, der den British Class Survey verantwortet, fühlt sich nur ein knappes Drittel des repräsentativen Samples einer sozialen Klasse zuge-

hörig, zwei Drittel lehnen eine Zuordnung ab. Die mit Abstand am häufigsten genannte Zuordnung ist „middle working class". Unabhängig von ihrer objektiven Klassenzugehörigkeit identifiziert sich eine Mehrheit der erfassten Personen mit der sozialen Mitte. Mike Savage deutet dies als Beleg dafür, dass Klassifikationen als mächtige Herrschaftsinstrumente fungieren.

Klasse sei etwas, was wir unter der Haut trügen. Während sich die Bedeutung von Klasse häufig nicht in direkten Gesprächen über den Begriff zeige, sondern in alltäglichen Situationen, habe sie auch eine körperliche Komponente. Schlechtes individuelles Verhalten, Rauchen, Trinken, Übergewicht, aber auch Tattoos würden zu symbolischen Merkmalen beschädigter Körper und pathologisierter Identitäten. Dies in Rechnung gestellt, lautet meine Frage: Haben feministische Forschungen und intersektionale Analyse hier nicht einen deutlichen Nachholbedarf? Und sind es nicht beschädigte Köper und abwertende Symbole, die geradezu nach einer produktiven Synthese von Klassenanalyse und feministischer Theorie schreien?

Wo siehst du also die zukünftigen Herausforderungen in der Analyse von Funktionsweisen und Krisendynamiken kapitalistischer Gesellschaften sowie einer kritischen Soziologie? Siehst du hier Möglichkeiten, an die Debatten und den Austausch von dir und Brigitte anzuschließen?

KD: Selbstverständlich! Ich nenne als Beispiel nur die sozial-ökologische Transformation. Hier erweisen sich Verschränkungen von Klasse und Geschlecht vor allem auf der Ebene distinktiver Abwertung als enorm wirkmächtig. Ich verdeutliche das anhand eines Beispiels aus eigener Forschung (Dörre et al. 2024). So empfindet ein befragter Opel-Arbeiter, der sich selbst als „Autonarr" bezeichnet, große Freude dabei, seinen Pkw auf „über 220 km/h zu tunen", um auf der Autobahn Teslas zu jagen, bis diese „mit überhitztem Motor von der Spur müssen". Die Zwänge des Arbeitslebens nimmt der Befragte in Kauf, um während seiner Freizeit wirklich frei zu sein. Wie er lebt, was er nach der Arbeit macht, will er sich unter keinen Umständen vorschreiben lassen. Und das schon gar nicht von Leuten mit privilegiertem Klassenstatus, die von „Bandarbeit nichts wissen", sich aber moralisch überlegen fühlen. Weil er solch abschätzige Haltungen bei Grünen und Klimabewegung wahrzunehmen glaubt, betrachtet der angehende Vertrauensmann beide als Gegner. Besonders harsch fällt die Kritik an den sogenannten „Klimaklebern" aus: „Auf die Straße kleben, das ist auch für mich so eine ungeheuerliche Frechheit eigentlich, weil wen triffst du damit? Du triffst nicht da die Leute, die wirklich was machen können. Du triffst den einfachen Mann, der einfach nur seine scheiß Termine einhalten muss, der auf Arbeit muss, der seine Kinder von der Schule nur abholen will. Nicht dem, der es auslöst. Diesem Wirtschaftssystem, was nun mal zurzeit einfach darauf ausgelegt ist: ‚Wir brauchen mehr, immer mehr, mehr Neues, mehr, mehr, mehr, mehr, mehr.'"

Die harsche Kritik an einer als homogen wahrgenommenen Klimabewegung resultiert auch daraus, dass ziviler Ungehorsam, wie ihn beispielsweise die *Letzte Generation* praktiziert, an jenen Arrangements rüttelt, die ein fremdbestimmtes Leben einigermaßen lebenswert machen. Notgedrungen fügt man sich einem System des „Immer mehr und nie genug!", das sich für den Klimawandel hauptverantwortlich zeichnet. Die Klimaproteste treffen, so die Deutung, aber nicht dieses expansive System, sondern den „kleinen Mann", dem die Anpassung an die Zwänge der Lohnarbeit ohnehin viel abverlangt. Deshalb kann sich der Zwang zum Selbstzwang in aggressiver Ablehnung entladen: „Also Fridays for Future. Wir sagen immer scherzhaft: ‚Sie sollten sich nicht vor uns auf die Straße kleben. Das wäre schlecht für sie. Hupps. Von der Kupplung gerutscht. Tut mir leid!'"

In derartigen Gewaltfantasien – Kritiker:innen klassifizieren sie als Trotzreaktionen einer dem Untergang geweihten „Petromaskulinität" – offenbaren sich auch reale Klassenerfahrungen. Das wird deutlich, wenn man die Mesoebene von Transformationskonflikten betrachtet. Hier entscheidet bürokratische Kontrollmacht mittels positiver oder negativer Privilegierung, welche Deutungen des ökologischen Gesellschaftskonflikts sich durchsetzen. Führungskräfte in mittleren Positionen haben selbst Vorgaben umzusetzen, sie sind aber auch in der Lage, den ihnen unterstellten Personen die eigenen Vorstellungen von ökologisch akzeptablen Arbeits- und Lebensweisen aufzuzwingen. Da die Mittelklassenperspektive häufig eine ist, die ökologische Nachhaltigkeit ohne soziale Gerechtigkeit denkt, stoßen entsprechende Deutungsschemata in der Arbeiterschaft auf Ablehnung. Weil die Zugänge zu den attraktiven Positionen der werksinternen Mittelklasse, die ein höheres Maß an Selbstentfaltung erlauben, verschlossen sind, registriert man jede Art von Doppelmoral, wie man sie aus privilegierten Kreisen zu kennen glaubt, mit besonderer Aufmerksamkeit. Führungskräfte können sich einen ökologisch-nachhaltigen Lebensstil leisten, einige von ihnen sympathisieren offen mit den Klimaprotesten. Als problematisch werden solch „grüne" Orientierungen von Arbeiter:innen aber dann wahrgenommen, wenn sie von privilegierten Positionen aus administriert und im Modus bürokratischer Beherrschung durchgesetzt werden. In der betrieblichen Arena entfaltet sich das Konfliktpotential solcher Herrschaftsmechanismen zumeist im Verborgenen, Autoritäten werden nur selten in Frage gestellt. Dafür werden doppelte Standards in Gesellschaft und Politik von den Arbeitenden aber umso heftiger attackiert. Die „grüne Regierung" mache das Autofahren „einfach so teuer, dass es sich der normale Mensch nicht mehr leisten kann. Und dann kommen wir wieder bei der Ungerechtigkeit an. Ich darf als einfacher Arbeiter mein Hobby nicht ausleben. Und der, der die Millionen auf'm Konto hat, der kauft sich trotzdem einen Porsche", lautet das bezeichnende Statement des bereits zitierten Opel-Arbeiters.

Besitzen solche Haltungen nicht einen rationalen Kern? Und falls ja, wie lassen sie sich aufbrechen? Wie ist zu verhindern, dass solcher Unmut zum Treibstoff für ein „Weiter so!" avanciert, das die radikale Rechte mit scheinrebellischem

Gestus vorträgt? Eine Betriebsrätin aus dem gleichen Werk deutet an, auf welcher Ebene Antworten zu suchen sind: „Ich glaube, wir brauchen Demokratisierung in der Gesellschaft. Ich glaube, dass in den Betrieben zu wenig Mitbestimmung da ist. In was für Produkte wird investiert? Wie wird gearbeitet? Mit wie viel Leuten wird gearbeitet? Unter welchen Bedienungen wird gearbeitet? Da haben wir einen unwahrscheinlichen Nachholbedarf. Weil auf der einen Seite die Belegschaft natürlich sagt: Betriebsrat, dafür bist du da. Auf der anderen Seite ich gar kein Instrument habe, ernsthaft mit den Arbeitgebern in die Verhandlungsposition zu kommen, die ich bräuchte, um Missstände dann auch abzuarbeiten."

Anders gesagt: Nötig wäre eine radikale Demokratisierung von Produktionsentscheidungen, die gegenwärtig winzigen kapitalistischen Eliten vorbehalten bleiben. Und, so sei hinzugefügt, diese radikale Demokratisierung müsste für beide Produktionsweisen gelten, denn nur so ließe sich jene Unterordnung der Sorgetätigkeiten unter kapitalistische Verwertungsimperative beheben, die Brigitte und die feministische Politische Ökonomie zu Recht für die Krise sozialer Reproduktion verantwortlich machen. Für beide Produktionsweisen gilt, was der Philosoph Günther Anders als Freiheitsprojekt charakterisiert: „[…] wirklich frei sind wir alleine dann, […] wenn wir einsehen, daß auch unser Arbeiten ein ‚Tun', und auch unser Herstellen ein ‚Anstellen' ist; wenn wir Verantwortung also auch für das übernehmen, was wir erzeugen" (Anders 1982, S. 369). Ich wünsche mir, gemeinsam mit Brigitte nach Wegen zu suchen, wie diese gesellschaftliche Verantwortung wiederherzustellen ist, und bin mir sicher, dass wir dies in einer Weise tun können, die uns beiden Spaß macht – trotz der düsteren Zeiten, in denen wir leben!

Literatur

Anders, Günther (1982): Hiroshima ist überall. München: C. H. Beck.

Aulenbacher, Brigitte / Funder, Maria / Jacobsen, Heike / Völker, Susanne (Hrsg.) (2007): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft – Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS.

Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, Robert / Dörre, Klaus (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung – Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main / New York: Campus, S. 65–80.

Aulenbacher, Brigitte (2012): Gegenläufige Blicke auf Kapitalismus und Arbeit, Feministische Kapitalismusanalysen im Verhältnis zu Kapitalismustheorie und Arbeitssoziologie. In: Dörre, Klaus / Sauer, Dieter / Wittke, Volker unter Mitarbeit von Tine Haubner und Harald Hoppadietz (Hrsg.): Kapitalismustheorie und Arbeit. Frankfurt am Main / New York: Campus Verlag, S. 113–126.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Care: Work, Relations, Regimes. Soziale Welt, Sonderband 20. Baden- Baden: Nomos.

Aulenbacher, Brigitte / Burawoy, Michael / Dörre, Klaus / Sittel, Johanna (Hrsg.) (2017): Öffentliche Soziologie – Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft. Frankfurt am Main / New York: Campus.

Atzmüller, Roland / Aulenbacher, Brigitte / Brand, Ulrich / Décieux, Fabienne / Fischer, Karin / Sauer, Birgit (Hrsg.): Capitalism in Transformation. Movements and Countermovements in the 21th Century. Cheltenham / Northampton: Edward Elgar Publishing.

Becker-Schmidt, Regina (2007): Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung. In: Aulenbacher, Brigitte / Funder, Maria / Jacobsen, Heike / Völker, Susanne (Hrsg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch moderne Gesellschaften. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS, S. 250–268.

Dörre, Klaus / Mayer-Ahuja, Nicole / Sauer, Dieter / Wittke, Volker (Hrsg.) (2018): Capitalism and Labor. Towards Critical Perspectives. Frankfurt am Main / New York: Campus.

Dörre, Klaus / Liebig, Steffen / Lucht, Kim / Sittel, Johanna (2024): Klasse gegen Klima. Transformationskonflikte in der Autoindustrie. In: Berliner Journal für Soziologie 1/2024. https://link.springer.com/article/10.1007/s11609-023-00514-z.

Harvey, David (2015): Siebzehn Widersprüche und das Ende des Kapitalismus. Berlin: Ullstein.

Hirsch, Joachim (2001): Weshalb Periodisierung? In: Mario Candeias / Frank Deppe (Hrsg.): Ein neuer Kapitalismus? Hamburg: VSA, S. 41–47.

Marx, Karl (1894/1976): Das Kapital. Dritter Band. In: MEW 25, Berlin: Dietz.

Savage, Mike (2015): Social Class in the 21st Century. London: Pelican Books.

Wright, Erik Olin (1997): Class Counts. Comparative studies in class analysis. Cambridge: University Press.

Wright, Erik Olin (2015): Understanding Class. Verso: London.

Tecxxx – Socxxx (ein Fragment)[1]

Technologische – und andere Revolutionen der Gesellschaft um das sich selbst aufstellende moderne Subjekt herum

Cornelia Klinger

1. Einleitung

Insofern materialisierte menschliche Gedanken als „dingfest" gewordene Fähigkeiten und Fertigkeiten, als bloße (Hilfs-)Mittel, Instrumente und neuerdings als *tools* (miss-)verstanden werden, wird deren Bedeutung für sozio-politische[2] Verhältnisse in herkömmlichen Gesellschaftstheorien über weite Strecken – wenn nicht gänzlich übersehen, so doch – unterschätzt. Das hat gravierende Folgen, da die Relationen zwischen *Mitteln und Zwecken* im Unklaren gelassen oder sogar verunklärt werden. Daraus resultiert ein ungenaues Verständnis des Verhältnisses von *Haben und Sein*.[3]

Der folgende Text ist ein *Versuch* einer Suche mit bloßem Auge über den Tellerrand hinaus. In zwei Kapiteln werden verschiedene, einander widersprechende Auffassungen der Verhältnisse zwischen Menschen, Gesellschaften und Techniken/Technologien betrachtet, um am Schluss weitergehende Fragen zu öffnen und offenzulassen. Den roten Faden bildet der Slogan einer US-amerikanischen Wahlkampagne, der seinen Adressaten (eine) Dummheit unterstellt: *It's the economy, stupid*. Der clevere Wahlkampfstratege eines smarten Präsidentschaftskandidaten war bestrebt, die übersehene oder unterschätzte Bedeutung ökonomischer Aspekte für *the state of the nation* herauszustellen. Die folgenden Ausführungen sol-

1 Roland Atzmüller, Fabienne Décieux und Johanna Grubner danke ich für Ihre sorgsame Überarbeitung meines Beitrags. Sie haben den Text nicht nur gekürzt, sondern dabei auch bestens verstanden und viel besser verständlich gemacht – sogar für mich selbst!

2 Mit „sozio-politisch" möchte ich die Verbindung zwischen den gesellschaftlichen bzw. ökonomischen und den politischen bzw. staatlichen Verhältnissen zum Ausdruck bringen, die Relationen zwischen Kapitalismus und Nationalstaat, die ich als Kap&Nat-Regime zugleich differenziere und als „Konzern" zusammenfasse.

3 Auf den ersten Blick fällt ins Auge, dass infolge solcher Unklarheiten von der Bedeutung der materiellen Seite des menschlichen Daseins abgesehen wird. Auf den zweiten Blick zeigt sich, dass eben dadurch der Verdinglichung des Handelns und der Materialisierung des Menschlichen Vorschub geleistet wird. In weiterer Folge können die theoretische allgemeinmenschliche Vernunft ebenso wie der praktische Gemeinsinn *(common sense)* zu einer instrumentellen, funktionalen Rationalität umgebogen werden und Menschen finden sich dem Utilitätsprinzip unterstellt.

len die an den Anfang gestellte Hypothese erhärten, dass die Bedeutung materieller Hilfsmittel des menschlichen Handelns nicht richtig eingeschätzt wird.

2. Technische/technologische Revolutionen und der Mensch als Subjekt in der Gesellschaft

Große epochale Auf- und Umbrüche, die Menschen in ihrer Wirklichkeitsbewältigung mehr Selbst-Tätigkeit ermöglichen, zu mehr Eigenständigkeit ermächtigen und so den Aufstieg des Menschen zum Subjekt befördern, stehen mit technischen/technologischen Revolutionen in Korrelation.

Davon ausgehend sind Fragen zu klären, die auch den folgenden Artikel strukturieren:

1. Was sind technische/technologische Revolutionen?
2. Wie wird der Mensch Subjekt? *Is it tecxxx, stupid?*
3. Was wird aus Menschen als Subjekten? *Is it society, stupid?*

Die Wortbildung „tecxxx" verwende ich in der Absicht, die Differenz zwischen traditionell handwerklichen Techniken und moderner, wissenschaftsbasierter Technologie (S&T – Science and Technology) gelegentlich implizit lassen zu können, obgleich es mir eigentlich um die Explikation solcher Unterschiede geht.

Seit alters her werden Techniken als Mittel zur Verlängerung der Reichweite menschlicher Köpfe oder Körper und zur Verstärkung, Verstetigung oder Verschnellerung lebendiger Kräfte (Pferdestärken, *manpower*) aufgefasst. Technische Instrumente sind Werkzeuge:

- Werkzeuge setzen Wissen voraus; sie dienen Intentionen und Interessen, Zielen und Zwecken, Absichten, die aus unterschiedlichen, entgegengesetzten Perspektiven für „richtig oder falsch", „gut" oder „böse"/„schlecht" gehalten werden.
- Werkzeuge setzen Können voraus; sie liegen in verschiedenen geübten/befähigten oder ungeübten/ungeschickten Händen.
- Wie viele Techniken im Lauf der Zeit auch entwickelt worden sein mögen: Werkzeuge haben Menschen meist in der Hand, zuweilen auch unter dem Hinterteil oder den Füßen.
- Werkzeuge sind nicht neutral, sondern ambig: vom Regen- bis zum Raketenabwehrschirm sind solche Sachen immer zugleich *tool and weapon* (vgl. nicht unzutreffend aber unzureichend: Smith / Brown 2019).
- Als Abwehr- oder Angriffswaffen werden Werkzeuge nach außen gerichtet: gegen die verschiedenen Elemente einer als fremd, feindlich und wild gefürchteten „Natur" oder gegen als fremd, feindlich und wild gefürchtete Menschen und Tiere. Gegen Götter vermögen Werkzeuge wenig; fast

ebenso untauglich scheinen sie zur Auseinandersetzung mit dem je eigenen menschlichen Inneren …

Es versteht sich von selbst, dass die im langen *march of progress* langsam sich entwickelnden handwerklich-technischen Instrumente das Selbst- und Weltverständnis von Menschen fortlaufend mitbestimmen.

Seit Beginn des Industriezeitalters wird Technik zu Technologie (wohlgemerkt, das bedeutet nicht, dass Technik dadurch überflüssig werden und ganz verschwinden würde). Wie vollzieht sich dieser Wandel? Den modernen Naturwissenschaften liegt keine Vorstellung von Natur als auf Dauer angelegter, „ewiger" Ordnung zugrunde; sie entwickeln Funktionswissen, das auf Veränderung angelegt ist. So assoziieren die neuen Naturwissenschaften sich mit der Technik, die unter dem neuen wissenschaftlichen Impakt ihren handwerklichen Zuschnitt und den Plural verliert.

Aus dem Junktim zwischen Wissenschaften, die kein substanzielles Was-Wissen, sondern Wie-Wissen, Know-how produzieren, und Techniken, die den Logos dieser aus sich heraus technisch anwendungsorientierten Wissenschaften adaptieren, resultieren Techno-Logie und in weiterer Folge ein neues Wissenssystem: das S&T-Konsortium. Von der Mechanisierung um 1800 bis zur Digitalisierung um 2000 ist dieses das leitende Wissensregime. Dieses gedoppelte, aus Science & Technology zusammengesetzte Wissensregime leitet das seinerseits gedoppelte, aus nationalstaatlicher Politik und (staats-)kapitalistischer Ökonomie zusammengesetzte Handlungsregime an, das als Kombinat oder Konzern in Erscheinung tritt. In der modernen Wissensgesellschaft basiert das sozio-politische Handeln auf Empirie, Experiment und Evidenz.

Mit den beiden industrialisierten Weltkriegen des 20. Jahrhunderts verfestigt sich das Konglomerat zum militärisch-industriellen Komplex. Krieg in Gestalt von Konkurrenz und Konflikt ist die Fortsetzung sowohl von Politik als auch von Ökonomie nicht eigentlich mit anderen Mitteln, sondern Wettbewerb und -kampf ums Monopol sind systemisch, systematisch angelegt, integrale Bestandteile und letzten Endes Zündstoff. Infolge der konsekutiven industriellen Revolutionen rund um 1800, 1900 und 2000, in der die mathematisch fundierten Felder von mathematisch fundierter Wissenschaft und Mess-Technik mit jeder Welle zunehmend konvergieren, erweitern sie den Bereich des Mach- oder wenigstens Manipulierbaren auf atemberaubende Weisen. Zu *hyper-cyber-science&technology* agglomeriert, ist das der leitende Wissensdiskurs, der von der Zahl zum Code übergeht.

Im Wandel von Technik zu Technologie tauschen Menschen und Dinge die Plätze: Die alten handwerklichen Werkzeuge haben Menschen gedient. Bei der modernen Technologie kehrt sich das Abhängigkeitsverhältnis um: Moderne, also eigentlich freie, gleiche und solidarische Menschen bedienen Maschinen und dienen in Apparaten. So gesehen besteht zwischen Technik und Technologie ein

Unterschied „ums Ganze“. Wie das (weiter-)geht, sei hier noch kurz angedeutet: Die sozialtechnologischen Apparate der modernen nationalstaatlichen Verwaltung (Bürokratie) sowie die Automaten der (kapitalistischen) Produktionsbetriebe entfernen das Handeln, die Handlungen immer weiter

- von der Hand der Werker an ihren Gegenständen,
- von den nicht nur auf Feldern, Plantagen oder in Bergwerken auf dem Bauch liegenden oder arbeitenden Menschen (nicht ausschließlich, aber zumeist Männer), sondern den auch und erst recht von mit Herz an Leib und Seele menschlicher Subjekte herum „laborierenden“ (*labor* als Arbeit, aber auch Wehen) Menschen (nicht ausschließlich, aber zumeist Frauen).

2.1 Technische/technologische Revolutionen

An einigen wenigen Stellen in der Geschichte der Zivilisation ballen sich technische/technologische Innovationen mit anderen Entwicklungen zu „Revolutionen“ zusammen. Ich nehme die Spur von technologischen Revolutionen in der frühen europäischen Neuzeit auf. An diesem „Knotenpunkt“ veranlassen in etwa zeitgleich eintretende Großereignisse ein paar wenige Menschen dazu, *den* Menschen im Universalsingular als das *eine* autonome Subjekt seines Geschicks, und das soll heißen *die* Menschheit „schlechthin“ im Gesamtkollektivsingular, also überhaupt *alle* als den Souverän ihres Geschicks und ihrer Geschichte, in Stellung zu bringen. Die kontingente Genese dieser anthropozentrischen, vermeintlich menschenfreundlichen Ideen soll ihrer universalen Geltung keinen Abbruch tun.

Dieser Auffassung widerspreche ich: Jede Vorstellung der Ganzheit des *einen* Menschen „als solcher an sich“ (Hegel 1970, S. 31) und alle Ideen von Einheit des Ganzen als Menschheit „schlechthin“ gehen fehl. Denn: Der eine Mensch ist unaufhebbar *partikular*, nicht „an sich“ Subjekt, sondern Subjekt für sich. Die Menschheit ist irreduzibel *plural*. Weil die Vorfahren weggehen und Nachfahren ankommen, sind Menschen niemals alle, sondern verschiedenartig viele. Unter den Konditionen von Zeit und Raum stehend denken und fühlen, urteilen und handeln sie unterschiedlich: *Quot homines, tot sententiae*[4].

2.2 Das Subjekt Mensch

Aus der einschlägigen Literatur (Luhmann 1994; Heidegger 1938; Touraine 1992) ist bekannt, dass der Mensch nicht *per se* Subjekt ist, sondern erst an einem

4 So viel Menschen, so viel Meinungen (Übers. der Hrsg.).

Punkt, in einem bestimmten sozio-politischen Kontext, in einem definierten Kulturkreis als Subjekt konstituiert wird. Der Mensch im Universalsingular wird anstelle Gottes zum Subjekt proklamiert. Eine Reihe von Eigenschaften, die vorher in den Schriften von Schriftgelehrten der monotheistisch-christlichen Religion dem Allwissenden, Allmächtigen, Allgütigen zugesprochen worden waren, werden von Philosophen auf das an dessen Stelle tretende Subjekt Mensch (zurück) übertragen. Während wohl niemand bestreiten wollte, dass es Menschen an Allwissen und noch mehr an Allgüte gebricht, spekulieren nicht wenige auf Allmacht in Raum und Zeit. Diese Divergenz zwischen dem Menschen als Schöpfer seiner Welt (Gattungswesen, transzendentales Ich, Universalsingular) und dem Menschen als demjenigen, der die Welt vorfindet (Individuum, empirisches Ich), ist ein „Geburtsfehler" des modernen Subjekts und ein zentrales philosophisches Problem der Moderne.

Ich vermute, dass dieses Themenfeld besetzt wird, oder sollte ich sagen: mehr und mehr besessen ist vom ***Ich*** – in seiner ***Identität***, vom um sich, in Suche und Sucht, kreisenden ***Selbst***, das sich in seiner selbstreferentiellen Blase souverän behaupten muss. Und schließlich erscheint das fette ***Ego*** im abstrakten -ismus mit einem ganzen Rattenschwanz von Eigenem: in Eigenart und Eigensinn (in Hinblick auf menschliches Sein), Eigentum und Eigenheim (in Hinblick auf menschliches Haben). Im Ego-Movement wird das Er-Sie-Es-Ich auf den Ego-Trip geschickt, auf E-Bikes gesetzt und als First-Person-Shooter total mobil gemacht. Hinzu kommen die entsprechenden Personal- und Possessivpronomen: Mir, Mich und **MEIN** – *o sole MIO*!

3. Is it tecxxx, stupid?

Am Beginn der westlichen Neuzeit, in der Zeit von Humanismus, Re-Naissance und Re-Formation, stehen drei *tecxxx*-Ereignisse. Es handelt sich um nie dagewesene, unerhörte Neuerungen: Erstens die Entdeckung der Zentralperspektive, die Kunst des Porträts und die musikalische Fuge *in aesthetics*, zweitens die Mikro- und Makroskopie verändern Zeit- und Raumvorstellungen der Wissenschaften, und drittens der Buchdruck und die Druckgraphik auf Flugblättern verändern die Gesellschaft vielleicht zunächst weniger erfolgreich, aber dafür langfristig nachhaltiger.

Alle drei Entwicklungen betreffen das (neben dem für das *cogito* zuständigen Gehirn) wichtigste Organ des modernen Subjekts, das Auge, *video* die αἴσθησις in Wahrnehmung und Empfindung. Nicht eigentlich gemeinsam, aber doch zusammengenommen treiben – allesamt noch handwerkliche – Techniken die Prozesse von De-Transzendentalisierung bzw. Säkularisierung in Europa voran. Die großen Neuerungen der Zeit, die deswegen zu Recht (Frühe) Neuzeit genannt wird,

sind hier oben rasch aufgezählt. Mit jeder weiteren Etappe auf dem Weg in die Moderne wird die Liste länger.

Die nächste große Bruchstelle liegt in der sogenannten „Sattelzeit" um 1800, in der eine mit Frankreich assoziierte sozio-politische Revolution und eine etwas früher von England ausgehende industrielle Revolution konvergieren, ohne indes zu harmonieren. Die radikale gesellschaftstransformatorische Dynamik *à la française* prägt das 19. Jahrhundert am Anfang, so wie es gegen Ende die neuartigen viktorianisch kolonial produzierten Stoffe im Londoner Kaufhaus *Liberty* tun werden. An diesem Punkt scheint (mir) unbestreitbar: *It's tecxxx, stupid!* An die Stelle von mehr oder weniger gebildeten Menschen und mehr oder weniger klugen Tieren mit lebendigen Pferdestärken und *man power* treten durch und durch dumme Maschinen und diese schaffen auf längere Sicht zunehmend Erleichterungen von den Mühen und Plagen der Wirklichkeitsbewältigung. Es wirkt befreiend, dass die Mechanismen und Automatismen des im Verlauf des 19. Jahrhunderts entstehenden modernen Systems von Industrie und Bürokratie (vgl. Weber 1980) allesamt a-personal-unpersönlich, anonym, neutral, sachlich, korrekt und präzise einfach ratzfatz, mechanisch bis fast vollautomatisch funktionieren, „ohne Ansehen der Person" – statt in Relationen von Befehl und Gehorsam zwischen Menschen bzw. zwischen Mensch und Tier zu regieren.

An die Stelle des Willkürlichen und des Unwillkürlichen – d. h.: von menschlichem Belieben und der Beliebigkeit, den Zufällen des Daseins – tritt eine Verstetigung von Pflichten und Rechten, treten mechanische Gesetzmäßigkeit und rechtliche Gesetzlichkeit; anstelle der gesellschaftlichen Fallhöhe zwischen Herren, Herrscherinnen oben und Knechten, Mägden unten entsteht mehr real-physische sowie mental-psychische Distanz, so dass patriarchale Begatter, „Sire" wie der König von Spanien, aufgefordert werden können, Friedrich Schiller „Gedankenfreiheit" zu geben und: das in weiterer Folge des Modernisierungsprozesses auch müssen. Anders als monarchisch und aristokratisch stratifizierte alte Regime von einem Höchsten und einigen wenigen Besten, die in der Transzendenz Rückhalt suchen, bewegen die modernen Apparate größere oder kleinere, aber prinzipiell *gleich*artige Räder und Rädchen über verschiedene Transmissionsriemen, so dass sie allesamt reibungslos, also im Sinne von Mechanik automatisch *frei* laufen.

Es mag sein, dass solche Fortschritte der Mechanisierung gegenüber dem alten Regiment personaler Herrschaft *Dei gratia* aus der Distanz unserer Gegenwart zu jenem *ancien régime,* das Menschen in die Knie zwang, nicht mehr hoch genug geschätzt werden:

- Die *Befreiung* vom Joch über dem tief gebeugten Rücken von Mensch und Vieh als Zeug und von der hoch geschwungenen Peitsche des Antreibers, von der Knute der Herrschaften;
- die *Entfernung* von erniedrigender Leibeigenschaft und Leibdienst;

- die *Emanzipation* aus Menschen entwürdigender Abhängigkeit von ihresgleichen, von personaler Hörigkeit.

Die Mechanisierung und Maschinisierung seit der Zeit, die der Jahrhundert-Engländer Thomas Carlyle (1795–1881) 1829 als *the mechanical age* charakterisiert, bedeutet für viele οἱ πολλοί eine Entlastung und Erleichterung von Strapazen der Realitätsbewältigung, kurzum: die Möglichkeit der Erhebung zum aufrechten Gang für eine wachsende Zahl von Menschen. Über den Fortschritt von Mechanisierung und Automatisierung im Allgemeinen hinaus gilt die Erweiterung insbesondere in Hinblick auf technologische Revolutionen bis in die Gegenwart: Mit jeder Etappe wird der Kreis der Personen größer, die an Kommers, Kommerz und Kommunikation, am Transfer von Zeichen und am Transport von Körpern oder einfach: an Verkehr aller Art beteiligt sind, sich selbst bewegen bzw. auf *tecxxx-devices* aller Art steigen und mobil gemacht werden können.

Mit den Worten des subjekttheoretischen Themenstrangs: Je weniger der Mensch/die Menschheit sich als von fremden Mächten abhängig erfährt (ganz gleich, ob diese als „Gott" oder „Natur", als gut oder böse vorgestellt werden), je mehr der Mensch seine prätendierte „Autonomie" wachsen und die Menschheit ihre prätentiöse, als „Souveränität" missverstandene Verfügungs- und Handlungsmacht zunehmen sieht, desto weiter dehnen sich die Optionen zur Partizipation auf eine wachsende Zahl von Menschen aus – sowohl zu realer Teil-Habe an *live*-Aktionen als auch zu virtueller Mit-Sprache von Parlamenten bis zu sogenannten *social media*.

Jenseits tradierter, patriarchaler Herrschaftsformen von *maiores* über *minores* können nicht nur immer weitere Kreise von Kollektiven, sondern daneben und darüber hinaus auch mehr und mehr einzelne Menschen für sich den Status des Subjekts beanspruchen und in Individualisierungsprozesse eintreten.

3.1 Die „duale Revolution" als sichere Antwort auf die ersten Fragen und ein verunsicherndes Fazit

Es entsteht der Eindruck, dass bedeutende sozio-politische Umstürze und beträchtliche *tecxxx*-Umbrüche nicht zufällig zeitlich zusammengehen, sondern dass *tecxxx*-Novitäten den Menschheitsfortschritt zu Freiheit und Gleichheit prinzipiell und substantiell befördern. Damit folge ich der (weithin geteilten) Auffassung des britischen Historikers Eric Hobsbawm: „The years between 1789 and 1848 […] were dominated by a dual revolution: the industrial transformation pioneered […] in Britain, and the political transformation associated with […] France. Both implied the triumph of a new society" (Hobsbawm 1975/1997, S. 14). Beide Arten von Transformation werden vom Bürgertum getragen, das – mit wachsendem Reichtum längst schon die ökonomische Macht in Händen haltend

– schlussendlich nach politischer Macht greift und – nicht zuletzt unter Einsatz neuer Medien – in eine hegemoniale Stellung aufrückt. Im Rückblick auf das *ancien régime* haben Dampfmaschinen und Dampfschiffe gewiss dazu beigetragen, alles bis dahin fest Stehende verdampfen zu lassen *und* alles Ständische, die etablierten sozio-politischen Verhältnisse, in die Luft zu jagen. Trotz unterschiedlicher Kontexte ist eine Konvergenz zwischen den beiden Seiten der dualen Revolution augenscheinlich.

Dessen ungeachtet geht die Schere zwischen den vielen, welche die neuen Maschinen bedienen, und den im Verhältnis dazu wenigen, die den Wert davon abschöpfen und profitieren, weit auf. Die tradierten gesellschaftlichen Machtasymmetrien und politische Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse verändern sich nach den bürgerlichen Revolutionen zwar tiefgreifend, jedoch verschwinden sie keineswegs; vielmehr gewinnen sie neue, neuartige scharfe Konturen. In den Bewegungen im Jahr 1848 sieht Hobsbawm eine Fortsetzung bzw. eine zweite „dual revolution" als quasi logische Folge der tradierten und nur transformierten sozio-politischen Diskrepanzen. Die fortgesetzte Revolution beschränkt sich nun nicht mehr nur auf zwei Länder, sondern der „Völkerfrühling" bricht fast überall in Europa gleichzeitig aus (Hobsbawm 1975/1997, S. 14).

Die Konsequenzen der 1848er-Revolution bezeichnet Hobsbawm als „profound": „It marked the end, at least in western Europe, of the politics of tradition, of the monarchies which believed that their people […] accepted […] the rule of divinely appointed dynasties, presiding over hierarchically stratified societies, sanctioned by traditional religion, of the belief in the patriarchal rights and duties of social and economic superiors" (ebd., S. 38).

Damit endet die Sattelzeit „um 1800"; denn es war die Doppelung der Revolution von 1789 und 1848, welche der Geschichte jener Periode Einheit und Symmetrie verliehen hatte: „With the revolution of 1848 […] the earlier symmetry broke down, the shape changed. Political revolution retreated, industrial revolution advanced" (ebd., S. 14). Kurz: „The (British) industrial revolution had swallowed the (French) political revolution" (ebd., S. 15). Seither fällt „advancement", die Entwicklung, Verbesserung von irgendetwas (oder am besten gleich jedweder Fortschritt überhaupt) ausschließlich auf die industriell-instrumentelle Seite.

Vor wenigen Jahren hat die US-amerikanische Historikerin Jill Lepore (2018) die irritierenden Fragen nach sozio-politischen Motiven und *tecxxx*-Motoren historischer Veränderungen zeitphilosophisch abstrakt gestellt und offengelassen: Lepore nennt drei potentielle „Schwerkräfte", die den Wandel der Zeit bestimmen könn(t)en: „Is change driven by God, by people, or by machines?" Aus einer vielleicht immer noch säkulareren, europäischeren Perspektive als der transatlantischen lasse ich Gott beiseite; dann lautet Lepores Frage: „Is progress the extension of suffrage, the spread of democracy? Or is progress invention, the invention of new machines?" (Lepore 2018, S. 192)

Is it tecxxx? oder Is it society?
STUPID!

Damit wird es schwierig! Und zwar ganz einfach deshalb, weil *society* ungleich komplexer, komplizierter, ambiger ist als *tecxxx*. Und falls die *black box*-Gesellschaft sich unter dem größer werdenden Impakt von *tecxxx* verändert, wäre es eventuell angebracht, im Weiteren von *socxxx* zu sprechen?!

3.2 Eine zweite duale Revolution um 1900

An den von mir zitierten Stellen greift Eric Hobsbawm jedoch zu kurz. Denn gerade um die Zeit herum, in der er die Impulse der englisch geprägten industriellen Revolution auslaufen sieht, erhebt sich eine zweite Welle in einigen Regionen, die nicht länger hinter Frankreich und Großbritannien zurückstehen. In den Jahrzehnten um die nächste Jahrhundertwende herum liegen die „Epizentren" von Modernisierung in anderen Ländern – allen anderen voran in der „neu" genannten westlichen Welt jenseits des (Nord-)Atlantiks sowie im alten Europa östlich von England und Frankreich. Zwischen den 1870er- und den 1920er-Jahren kommen in Korrelation mit umwerfend neuen virtuellen Medien- und realen Transporttechnologien tiefgreifende sozio-politische sowie nachhaltige kulturelle Veränderungen in Gang. Infolge von Krieg und Revolution werden in Russland und Deutschland sowie in einer Reihe weiterer Länder die jeweiligen *anciens régimes*, die Reiche von Zaren, Kaisern, Sultanen und anderen Oberhäuptern samt ihren Obristen zum -– bis heute irreversiblen – Einsturz gebracht – mit Konsequenzen, die nicht minder „profound" sind als jene, die Hobsbawm für die duale Revolution der ersten Sattelzeit beschreibt (Hobsbawm 1975/1997, S. 38).

3.3 Eine dritte duale Revolution um 2000

So wie die oben beleuchteten Modernitäts- bzw. Modernisierungsschwellen um 1800 und 1900 rollt die bislang neueste Welle in den zwei bis drei Jahrzehnten vor der Jahrtausendwende an. Seit den 1970er-Jahren ist bis heute genug Zeit ins Land gegangen, so dass sich abzeichnen kann, dass die drei technologischen Revolutionen seit um 1800 jeweils etwa fünf Jahrzehnte umfassen. Also wird Hobsbawms These der einzigen symmetrischen dualen Revolution von 1789/1848 nicht nur um 1900, sondern ein weiteres Mal seit den letzten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts überholt. Die dritte Sattelzeit steht als weitere *Great Transformation* (Polanyi 1944/2014) in „Pfadabhängigkeit" von ihren Vorläufern.

In den späten 1960er- und im Verlauf der 1970er-Jahre erreichen kollektive Revolten und individuelle Rebellionen planetare Dimensionen. Ein Experte für

die Neuen Sozialen Bewegungen (NSB), Dieter Rucht, hebt deren Subjektzentrierung hervor, wenn er feststellt, dass „die Idee einer ‚menschgewollten' und gezielt ‚machbaren' sozialen Ordnung […] die Grundvoraussetzung von sozialer Bewegung darstellt, und soziale Bewegungen als ausschließliches Produkt der Moderne" ausweist (Rucht 1994, S. 77). Das klingt erneut nach Einheit und Ganzheit des revolutionären Subjekts, aber: In den neuesten sozialen Bewegungen bewegt sich nicht nur *ein* Subjekt mit *einem* Ideal von Ordnung, sondern viele Subjekte haben viele Ideen und Projekte und daraus resultiert Un-Ordnung. Was Menschen nicht als *for better or worse* unumgänglich gott- oder naturgegeben in „Schicksalsgemeinschaft" ertragen müssen, sondern (ver-)meinen, selbst machen zu können, kann in weiterer Folge von anderen Menschen in Frage gestellt und angefochten, mit Worten bestritten und mit Waffen bekämpft werden.

Mit jeder Innovationswelle von Transport- und Kommunikations-*tecxxx* rücken Einheit und Ganzheit in immer weitere Ferne. Was auf die früheren Sattelzeiten zutrifft, gilt für die revolutionären Entwicklungen der dritten Modernitätsschwelle erst recht: Die avanciertesten *hyper-cyber-tecxxx*-Neuerungen sind geeignet, eine offenbar endlos größer werdende Zahl von Akteur:innen in Bewegung zu setzen, mobil zu machen, zu mobilisieren, so dass Fragmentierung und Diversifizierung, Partikularisierung und Pluralisierung vorangehen. Nach wie vor heißt das: *Quot homines, tot sententiae*.

Etwa ab Mitte der 1980er-Jahre werden, aufgrund medialer Verstärkung im *allround-sound*-Gezwitscher neuer sozialer Medien, viele Stimmen immer hörbarer und ihre *facebook*-Gesichter werden endlich so sichtbar wie einst die der Reichen und Schönen im Porträt (oder doch nicht, infolge der Transformation von der guten alten, feinen Gesellschaft zu *socxxx*?).

Jedenfalls treten bald ähnliche Phänomene auf, wie Hobsbawm sie am raschen Umschwung des Zeitgeistes nach 1848 beschreibt: Die frühere Symmetrie bricht:

- Die entweder kollektiv links liegen gelassenen,
- die aussichtslos im Sande verlaufenden oder
- zu justiziablen Antidiskrimierungsoffensiven individualisierten, *single-issue-me-too*-Kampagnen ebenso wie
- die zu desaströsen Enden führenden sozio-politischen Revolten, Kultur- und Konterrevolutionen

– sie treten zurück: *Political revolution retreats, industrial revolution advances*. Ein Gestaltwandel findet statt: *The shape changes*.

Mit dem Aufstieg des Neoliberalismus um die Mitte der 1980er-Jahre und spätestens mit dem Zusammenbruch des Systemdualismus 1989 ist auch bei der dritten Sattelzeit ein Wendepunkt erreicht. Innerhalb der jüngsten fünfzigjährigen Laufzeit wechseln die Perspektiven deutlich schneller als in der ersten und nicht weniger rasch als in der zweiten Sattelzeit: In den Jahren unmittelbar nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs" wird „eisern" daran festgehalten, dass dadurch die

ultimative Gesellschaftsform erreicht sei. Margaret Thatchers TINA-Prinzip (*There Is No Alternative!*) soll überall und für alle Zeit gelten, ohne jedwede – sei es positive, sei es negative – Aussicht auf ein „nachmodernes Gesellschaftsstadium" (Berger 1986). In der Unfähigkeit, über sich hinauszudenken, trägt die Moderne nachgerade archaische oder jedenfalls nichtreflexive Züge. Alsbald, spätestens in und seit den Krisenjahren des Neoliberalismus um 2007/08, gerät der TINA-Triumphalismus unter Druck.

Aus unterschiedlichen Perspektiven schrumpfen die Ideen von Aufklärung und Demokratie, die Ideale von Freiheit und Gleichheit, ja sogar der benevolente Gedanke der Menschenrechte, *summa summarum* alles, was einstmals universale Normen geben, kosmopolitische Maßstäbe setzen sollte, zu „westlichen Werten", die mit anderen Wertvorstellungen in neue, nicht mehr nur bilaterale, sondern trilaterale „Systemkonkurrenz" treten. – Sollte ich das in Anbetracht meiner oben vorgetragenen Kritik am Einheits- und Ganzheitsdenken begrüßen oder vielleicht, *um Himmels willen*, doch nicht? Wie schon bei den früheren Modernisierungsschüben gabeln sich die Wege zwischen einer Kritik an der westlich geprägten Moderne, die über deren Fehler und Mängel hinaus in eine bessere Zukunft fortschreiten will, und den Bestrebungen, deren Weltmachtstellung einzunehmen mit dem Ziel bzw. unter dem Vorwand, alte Reiche zu restaurieren.

Wie dem auch sei … „the advancements" auf der *tecxxx*-Seite sind so rapide und gewaltig geworden, dass nicht einmal mehr von Revolutionen, sondern vielmehr von Eruptionen und neuerdings noch schärfer von „*disruptions*" oder „Quantensprüngen" die Rede ist: Es geht über Hoch- und Groß-*tecxxx high and higher* hinaus, zu *hyper-cyber Science&Technology* (S&T inklusive *crypto-fintech*). Das ist längst nicht mehr bloß das Wissenskonsortium, das den aus Nationalstaaten und Weltwirtschaft zusammengesetzten Konzern anleitet, sondern das ist ein eigener, hegemonialer Herrschaftsapparat: *technocracy*.

Dabei fällt auf, dass divergierende „Identitäten" und konfligierende Interessen sich erneut oder vielleicht überhaupt erst neuerdings komplett unversöhnlich gegenüberstehen: zwischen „oben" und „unten"' wie in der ersten Sattelzeit, zwischen „rechts" und „links" wie in der zweiten – und heute ebenso unerbittlich oder noch erbitterter zwischen „innen" und „außen". So uneins die verschiedenen – mit spärlichen Versatzstücken von Ideen, Konzepten, Visionen nur noch knapp bedeckten *socxxx* im *worldwideweb.com* sein mögen, so stimmen die immer weiter auseinander driftenden Seiten doch mit Hobsbawm überein: In Hinblick auf Gegenwart und Zukunft wird „*the development or improvement [not only] of something*" [but *of anything, everything]* von *tecxxx* erwartet. *Advancements* von einst progredieren zu *embellishment, enhancement, empowerment* im *global village*, wo alles zu Spiel und Sport gemacht werden kann und dabei in Wettbewerb und Wettkampf verspielt wird: *gamification* is *technocracy – technocracy is gamification*. Der Glaube an *tecxxx*-lösungen für alles und jedes eint die auseinanderdriftenden Gesellschaften nicht, aber es lässt die ideologischen Konflikte so irrelevant werden, dass die

Auseinandersetzungen darum nur umso schärfer geführt werden. Die inhaltliche Leere wird von *hate speech* übertönt.

3.4 Solutionism

Für den allseits verbreiteten Glauben an *tecxxx*-lösungen hat sich neuerdings ein „frisches' Namensschild gefunden: *solutionism* / Solutionismus (vgl. Morozov 2014): Sich unendlich weiter diversifizierende Befreiungswünsche von zunehmend mehr Einzelnen, die als Ich-AGs angeblich noch in den legendären Garagen wohnen, wo sich Blasen bilden, und stetig wachsende Selbstständigkeitserwartungen von Kollektiven *who mind their own business* in Silicon Valley oder all denen, die sich in *gated communities* verschanzen, scheinen besser, systemisch-systematisch und methodisch, *science-based* „bedient" zu werden.

Für alle und jede:n und überhaupt *tutti quanti* stehen *tecxxx-tools* in diversen bunten Boxen bereit. Die medial vermittelten Bilder gleichen einander, genauer: Sie gleichen sich ständig weiter an. Als *content* werden Inhalte in *container* gepackt und aus jedem x-beliebigen *starter-kit* für *dummies* steigt Kompetenz auf wie aus Aladins Wunderlampe – ganz gleich, ob es sich um „Coaching für mehr Geschäft für dein Unternehmen" handelt oder um *non-profit*-Unterricht für die *genderdiversity*-Lehre an meiner Universität. Seit die Erde keine Schildkröte mehr sein soll, sondern im *mechanical age* eine Maschine, ein Gestell geworden ist, brauchen Menschen nur noch an „Stellschrauben" zu drehen, um mit ihren *tools* höher, schneller und weiter voranzukommen.

Unter der salvatorischen Klausel Solutionismus scheint *tecxxx* am Ende sogar in der Lage, eben die Probleme zu lösen, die es von Anfang an und weiter fortschreitend produziert: Auf der einen Seite muss der Streit zwischen Menschen mit den Wissensgewinnen und der Erweiterung von Handlungsoptionen, den immensen Zuwächsen an menschlicher Verfügungsgewalt und Handlungsmacht notwendigerweise größer werden. Auf der anderen Seite könnten sich Meinungsverschiedenheiten und Richtungsstreitigkeiten mit Hilfe des nächsten Quantensprungs kalmieren lassen. Die seit Beginn der modernen Denkwege fortschreitende Quantifizierung von Qualitäten erreicht im Übergang von der Zahl zum Code eine höhere Stufe. Die Optionen des Kalkulierens wachsen exponentiell. Mit algorithmisierten *big data* geht es über die Speicherung des Vergangenen, alles jemals Dagewesenen hinaus bis hin in die berechenbare Vorhersehbarkeit von Künftigem. Es gehört zu den Eigenheiten des Solutionismusgedankens, dass dieser gegen Störungen aller Art immun erscheint. Prinzipiell kann jeder eventuell auftretende Fehler darauf zurückgeführt werden, dass die zur Verfügung stehende Datenmenge nicht groß genug ist. Folglich fällt in Hinblick auf die Vergangenheit alles unter den Tisch, was nicht zur Speicherung gelangt ist oder nicht konserviert werden kann. In Hinblick auf künftige Ereignisse wird jede

Abweichung von den Prognosen vorab zu beliebigem Rauschen, wenn es nicht als Devianz pathologisiert wird oder als Terror verunglimpft werden muss. Es versteht sich von selbst, dass dieses System letztlich genauso vulnerabel bleibt wie jedes andere Regime. Trotzdem ist es nicht ohne eine gewisse Ironie der Geschichte, dass durch den „Hochsicherheitstrakt" des Solutionismus ein auf Beharrung angelegtes, finalisierendes Element in die auf unendlichen Progress zielende Moderne eindringt.

In subjekttheoretischer Perspektive wäre es nicht ausgeschlossen, dass Solutionismus den menschlichen Subjektivierungsprozess einen Schritt weiter über Individualisierung / Individualismus hinaus treibt. Mit *Singularismus*[5] wäre der Direktanschluss aller und jeder Einzelnen ans Maschinensystem des Digitals vollzogen. Der Weg, der

- mit der Selbstaufstellung des Menschen/der Menschheit als Subjekt im Universalsingular im Zusammenhang von De-Transzendentalisierungs- und Säkularisierungsprozessen begonnen und dann zum
- von den Banden von Stand, Familie und anderen Sozialverbänden ent-sozialisierten, emanzipierten, befreiten Individuum / Individualismus geführt hat,
- würde in Singularisierung / Singularismus zum Abschluss gelangen.

4. It's the society, mind you!

Der Gang der Argumentation dieses Beitrags hat die Bedeutung von Technik und Technologie für die Gestaltung der nordwestlichen Gesellschaft und Politik aufzeigen wollen – bis hin zu dem Punkt, an dem *tecxxx-solutionism* ein solches Gewicht bekommt, dass die sozio-politischen Verhältnisse zu *socxxx* mutieren.

Am Ende angelangt, ist es an der Zeit, den „Rückwärtsgang" einzuschalten, um die „Retourkutsche" anzutreten. Die Produktion von mehr *Know-how* verlangt immer höhere Investitionen an Kapital und so führt *It's tecxxx* dann unweigerlich zu der „Weisheit" zurück, die das Stichwort für diesen Beitrag gegeben hat: *It's the economy, stupid!* Auch wenn es wirklich „zu dumm" ist: Die mehrfachen Detonationen der Produktivkräfte haben entgegen allen Hoffnungen auf der einen und den Befürchtungen auf der anderen Seite die Produktionsverhältnisse zwar verändert, aber nicht beseitigt. Die *tecxxx-advancements* finden im Weltinnenraum des Kapitals oder – weniger poetisch – in kapitalintensiven MEGA-Betrieben statt, die *for profit* arbeiten. Bei den Finanzen angekommen, lässt sich Hobsbawms Anschluss-

5 Der Terminus Singularität / Singularismus, den ich hier vorschlage, bezieht sich auf das aktuelle und künftige Konzept des/der Menschen. Die Benennung korrespondiert dem inzwischen gebräuchlich gewordenen *technological singularism*; sie bezeichnet keinen wirklichen Menschen, sondern das Menschenbild dieses avanciertesten Zeitalters.

these ebenfalls ins Präsens übersetzen: *„[t]he sudden, vast and apparently boundless expansion of the world capitalist economy provides political alternatives* […]" (Hobsbawm 1975/1997, S. 15).

An dieser ebenso kühnen wie zutreffenden Behauptung wäre das Verb *to provide* durch *to substitute* zu ersetzen und dann lautet die Übersetzung so: Die riesige und offenbar grenzenlose Expansion der ebenso *tecxxx*-getriebenen wie *tecxxx*-antreibenden kapitalistischen Ökonomie ist es, die für politische Alternativen nicht nur sorgt, sondern selbst politische Alternativen anbietet, so dass sozio-politische Bewegungen entweder überflüssig oder zu Industrie-Betrieben ausgebaut werden. In deren verschiedenen „Sektoren" und „Sparten" wird *jede* Kundschaft bedient. Eine weit divergierende individuelle oder kollektive Klientel bedient sich des weiten Spektrums der gleichen *hyper-cyber-tecxxx*. Tatsächlich geht das Angebot in alle sozio-politischen Richtungen: Zur Errichtung auch noch der finstersten reaktionären respektive faschistischen Diktaturen ist der Einsatz der avanciertesten Technologien genauso geboten wie zur aufgeklärtesten Befreiung der eigenen Identität und ihrer intimen sexuellen und generativen Wünsche …

Sollte an diesem Punkt unter dem betrügerischen Verkaufsschild *Solutionismus* die Illusion von der Neutralität der Technik wieder auftauchen, so ist sogleich an die einzige Bedingung zu erinnern, unter der alle Projekte und Prozesse stehen: Zahlungsfähigkeit – für deren gleiche Verteilung kann *hyper-cyber-tecxxx* indes nicht sorgen, sondern jene ist dieser vorausgesetzt. Also nochmal: *It's the economy, stupid!* Und die Globalwirtschaft funktioniert bis heute noch immer und morgen vielleicht erst recht wieder unter dem sozio-politischen Paradigma von Nationalstaatlichkeit. So ist es am Ende dann doch die Gesellschaft, die nicht zuletzt unter dem Impakt von *tecxxx* zur socxxx auf Weltniveau aufsteigt, aber dabei dumm, d. h. machtbesessen und gewalttätig, bleibt wie seit Urzeiten. So wie ich in der Mitte meines Essays die zeitphilosophisch abstrakt gestellte und offengelassene Frage von Jill Lepore reflektiert habe, so rekurriere ich am Ende auf Michel Foucaults apodiktische Aussage über den Menschheits-Fortschritt:

> „L'humanité ne progresse pas lentement de combat à combat jusqu'a une réciprocité universelle, où les règles se substitueront pour toujours à la guerre ; elle installe chacune de ces violences dans un système de règles, et va ainsi de domination à domination" (Foucault).[6]

Die Antworten auf hieran anschließende Fragen sind Ende 2023 noch offen, aber sie sind in meinem geschichtsphilosophischen Nachdenken vorgezeichnet. Oder

6 Übers. C.K.: „Die Menschheit schreitet nicht langsam von Kampf zu Kampf fort, bis endlich einmal eine umfassende Wechselseitigkeit, in der für immer Regeln an die Stelle des Krieges treten, erreicht sein wird; sondern sie installiert jeder ihrer Gewaltsamkeiten in ein/in einem System von Regeln, und schreitet so von Herrschaft zu Herrschaft."

andersherum: Obwohl alle Antworten vorgezeichnet sind, bleiben viele Fragen doch offen … und das bleibt hier und heute nur zu wünschen übrig!

Literatur

Berger, Johannes (1986): Gibt es ein nachmodernes Gesellschaftsstadium? Marxismus und Modernisierungstheorie im Widerstreit. In: Berger, Johannes (Hrsg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt Sonderband 4. Göttingen: Schwartz. S. 79–96.

Foucault, Michel (1971): Nietzsche, la généalogie, l'histoire. In: Bachelard, Suzanne et al. (Hrsg.): Hommage à Jean Hyppolite. Paris: PUF.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970): Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (ab 1805/06). Werke in zwanzig Bänden. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845. Bd. 12. In: v. Moldenhauer, Eva / Michel, Karl Markus (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Heidegger, Martin (1938): Die Zeit des Weltbildes. In: Heidegger, Martin: Holzwege. Frankfurt a. M.: Klostermann. S. 69–104.

Hobsbawm, Eric (1962/1996): The Age of Revolution, 1789–1848. New York: Vintage Books.

Hobsbawm, Eric (1975/1997): The Age of Capital: 1848–1875. London: Abacus.

Lepore, Jill (2018): These Truths: A History of the United States. New York: W. W. Norton.

Luhmann, Niklas (1994): Die Tücke des Subjekts und die Frage nach dem Menschen. In: Fuchs, Peter / Göbel, Andreas (Hrsg.): Der Mensch – das Medium der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994. S. 40–56.

Morozov, Evgeny (2014): To Save Everything, Click Here: The Folly of Technological Solutionism. PublicAffairs Reprint.

Polanyi, Karl (1944/2014): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. 11. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Rucht, Dieter (1994): Modernisierung und neue soziale Bewegungen: Deutschland, Frankreich und USA im Vergleich. Frankfurt a. M.: Campus.

Smith, Brad / Browne, Carol Ann (2019): Tools and Weapons: The Promise and the Peril of the Digital Age. Foreword Bill Gates. New York Hodder & Stoughton.

Touraine, Alain (1992): Critique de la modernité. Paris: Fayard.

Weber, Max (1980): Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland (Mai 1918). In: Weber, Max: Gesammelte politische Schriften. In: v. Winckelmann, Johannes (Hrsg.). 4. Auflage. Tübingen: Mohr (Siebeck). S. 306–433.

„Suchbewegungen gegen den Strom“

Für eine Soziologie der ganzen Arbeit

Tine Haubner

1. „Auf Dauer gestellte Selbstreflexivität“: Wie eine immanente Kritik die Arbeitssoziologie vor sich selbst zu retten versucht

Was die feministische Ökonomin Heidi Hartmann einmal als die „unglückliche Ehe von Marxismus und Feminismus“ bezeichnet hat (Hartmann 1997), lässt sich auch auf das spannungsreiche Verhältnis zwischen der Arbeits- und Industriesoziologie und der Frauen- und Geschlechterforschung anwenden. Allerdings haben wir es hier wohl eher mit einem folgenreichen Scheidungs- und dann zaghaften Wiederannäherungsprozess zu tun. In ihren Anfängen übernimmt die Arbeits- und Industriesoziologie, als eine der ältesten soziologischen Teildisziplinen und streckenweise selbsterklärte „Königsdisziplin“, die historische Ausgangsperspektive und gesellschaftstheoretische Ambition der allgemeinen Soziologie und akzentuiert diese in ihrem Sinne. Demnach sind moderne Gesellschaften im Kern als kapitalistische Industriegesellschaften zu verstehen und lassen sich von der Industriearbeit und betrieblichen Rationalisierungsprozessen ausgehend erschließen. Mit diesem Verständnis, so formuliert Heiner Minssen, „stand ein Konzept der Gesellschaftsanalyse zur Verfügung, das allenthalben geteilt wurde und das vor allem versprach, mit empirisch gesättigten Aussagen über den industriellen Sektor zugleich Rückschlüsse auf die Gesellschaft insgesamt ziehen zu können“ (Minssen 2006, S. 15). Bekanntermaßen ist diese Hybris der frühen Arbeits- und Industriesoziologie durch die Erosion der Industriegesellschaft zu Bescheidenheit gedrängt und in Bezug auf ihren Forschungsgegenstand und ihre Expertise zwischenzeitlich verunsichert worden. Wenngleich unter dem Druck der Tertiarisierung und Bedeutungszunahme wissensbasierter Arbeitsformen nicht länger die Industriearbeit den erkenntnisleitenden Ausgangspunkt bildet, so bleiben der Fokus und das Selbstverständnis der Arbeits- und Industriesoziologie in der Regel auf die Analyse betrieblich verfasster Erwerbsarbeit als Quelle kapitalistischen Reichtums bzw. des Transformationsproblems im betrieblichen Kontext ausgerichtet.

Dass diese Ausgangsperspektive, so plausibel sie vor dem Hintergrund einer nach wie vor durch formelle Erwerbsarbeit als zentralen Teilhabemechanismus gekennzeichneten kapitalistischen Arbeitsgesellschaft zunächst erscheint, den-

noch folgenreiche Blindstellen produziert, stellt einen zentralen Beitrag der Arbeiten von Brigitte Aulenbacher dar. Aus der Perspektive der Frauenarbeits- bzw. Frauen- und Geschlechterforschung hat sie „in Suchbewegungen gegen den Strom" (Aulenbacher 2018, S. 435) darauf hingewiesen, dass soziale Ungleichheit auf der Grundlage von Geschlecht bis in die 1990er-Jahre im arbeitssoziologischen Mainstream keine Rolle gespielt hat und Arbeitsformen außerhalb der betrieblichen Erwerbsarbeit kaum Beachtung gefunden haben. Dies führte dazu, dass sich ab der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre die *Frauenarbeitsforschung* von der Arbeitssoziologie zunehmend entfremdete, emanzipierte und schließlich in die Frauen- und Geschlechterforschung als eigene soziologische Teildisziplin mündete (vgl. ebd.). Diesen Trennungsprozess, seine Ursachen und Folgen für beide Disziplinen hat Brigitte Aulenbacher mehrfach nachgezeichnet und dabei die Arbeits- und Industriesoziologie aus Sicht feministischer Kapitalismusanalyse einer richtungsweisenden immanenten Kritik unterzogen.

Zentral ist dabei der erkenntnistheoretische Einwand, wonach die auf betriebliche Erwerbsarbeit ausgerichtete Erkenntnisperspektive der Arbeitssoziologie *nolens volens* gesellschaftliche Separierungsprozesse aufnimmt und analytisch fortschreibt: Wem die Analyse der betrieblich verfassten Erwerbsarbeit als Kernprojekt gilt, mit dem kapitalistische Dynamiken hinreichend erfasst und auf den Begriff gebracht werden können, schränkt nicht nur den zeitdiagnostischen Horizont unnötig ein. Vielmehr ist damit außerdem eine unkritische Reproduktion gesellschaftlicher Spaltungs- und Herrschaftsprozesse verbunden, die den Eigenanspruch *kritischer* Arbeitssoziologie unterminiert. Dieser Anspruch wird bei Brigitte Aulenbacher unter Rekurs auf Niels Beckenbach als „Doppelcharakter" der Arbeitssoziologie bestimmt. Er besteht einerseits in ihrem Status als soziologischer Teildisziplin und andererseits in ihrem Anspruch, einen Beitrag zur kritischen Gesellschaftstheorie in zeitdiagnostischer Absicht zu leisten (vgl. Beckenbach 1991, S. 2; Aulenbacher 2018, S. 436). Die in diesem Doppelcharakter enthaltene Spannung aus Partikularperspektive und Universalanspruch wird von Brigitte Aulenbacher aus Sicht einer herrschaftssensiblen, feministischen Kapitalismusanalyse problematisiert. Die Fokussierung der Arbeitssoziologie auf fordistische Leitindustrien und Dienstleistungsbereiche ist demnach zwar insofern nachvollziehbar, als gesellschaftliche Rationalisierungsprozesse von dominanten und wirkungsmächtigen Vorreiterbereichen der Kapitalakkumulation ausgehen (Aulenbacher 2018, S. 436). Zugleich geht damit jedoch das Risiko einer unkritischen Übernahme andro- und eurozentrischer Ideologeme einher, wenn der gesellschaftshistorische Kontext der Ausgangsperspektive nicht reflektiert und (selbst-)kritisch eingeordnet wird.

Die Kritik an einer Verengung arbeitssoziologischer Analyseperspektiven hat Brigitte Aulenbacher zudem in einen Zusammenhang mit Kapitalismustheorien und -analysen gestellt. In einer Kontrastierung arbeitssoziologischer Kapitalismustheorie und feministischer Gesellschaftstheorie arbeitet sie mit Maria

Dammayr und Fabienne Décieux heraus, dass geschlechts- und ethniebasierte Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse nicht (wie etwa in den Kapitalismustheorien von Marx und Weber) als Charakteristika vorkapitalistischer Zeiten, sondern auch als konstitutive Merkmale einer kapitalistischen Wirtschaftsweise zu begreifen sind, die sich mithilfe einer spezifischen „Sorglosigkeit" konsolidiert (Aulenbacher / Dammayr / Décieux 2014). Kapitalistische Rationalisierungsprozesse und die Herausbildung von Lohnarbeit zur dominanten Erwerbsform und Hauptbezugspunkt der Arbeits- und Sozialpolitik in den Industrieländern des globalen Nordens verdanken sich demnach der Abstraktion von Sorgeerfordernissen, der Unsichtbarmachung, Auslagerung und Ausbeutung abgewerteter, feminisierter und ethnisierter Arbeitsformen jenseits der männlichen Erwerbsarbeitsnorm. Zugleich – und hier erfolgt der Rekurs auf die Arbeiten Regina Becker-Schmidts zum „Ensemblecharakter" von Arbeit (vgl. Aulenbacher / Riegraf 2011) – ist diese Norm konstitutiv auf ihr mit Macht abgespaltenes, aber stets dazugehöriges Anderes verwiesen. Menschliche Arbeitskraft ist nämlich nicht nur Quelle kapitalistischen Reichtums, sondern auch die einzige Ware im Kapitalismus, die außerhalb kapitalistischer Produktion, im Privathaushalt, auf Grundlage unbezahlter Haus- und Sorgearbeit erzeugt und reproduziert wird. Ohne Rücksicht auf diese reproduktiven Arbeitsformen, die erst zu ihrer Einsatzfähigkeit beitragen, kann Erwerbsarbeit nicht angemessen erfasst werden. Wird dies jedoch außer Acht gelassen (was häufig geschieht), paktiert die Arbeitssoziologie mit den gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen, die sie zu kritisieren beansprucht, und löst so ihr gesellschaftskritisches Anliegen nicht ein.

Brigitte Aulenbachers arbeitssoziologische Beiträge sind in mindestens dreifacher Hinsicht für eine kritische Arbeitssoziologie bedeutsam: Indem sie die Forschungsstände der Arbeits- und Industriesoziologie mit jenen der Frauen- und Geschlechterforschung inter- und transdisziplinär kommuniziert, fordert sie *erstens* eine „auf Dauer gestellte Selbstreflexivität" ein und trägt damit *zweitens* zu „Profilbildung und Perspektiventwicklung im Kontext von Theorienpluralismus, Trans- und Interdisziplinarität" beider Disziplinen bei (Aulenbacher 2008, S. 152 f.). Diese inter- und transdisziplinäre Kommunikationsleistung ist angesichts sich ungebremst, nach je eigenen thematischen Konjunkturzyklen, ausdifferenzierender Forschungsstände bemerkenswert, zumal dabei stets eine ausgewogene Kritikperspektive verfolgt wird. Brigitte Aulenbacher geht es nämlich *drittens* nicht darum, die Arbeitssoziologie aus Sicht feministischer Frauen- und Geschlechterforschung anhand ihrer notorischen Auslassungen vorzuführen. Stattdessen werden beide Disziplinen aneinander profiliert und komplementäre Defizite mit dem Ziel einer disziplinären Grenzen überschreitenden, sowohl empirisch als auch theoretisch fundierten Arbeitsforschung mit gesellschaftskritischer Absicht herausgearbeitet. Diese, so wird aufgezeigt, löst ihr kritisches Versprechen erst dann ein, wenn sie die Erwerbssphäre analytisch

überschreitet und alle Arbeitsformen, deren Wechselbeziehungen und die in ihnen eingebetteten Herrschaftsverhältnisse zu ihrem genuinen Gegenstand erklärt (Aulenbacher 2008, S. 160).

Obgleich seit den späten 1980er-Jahren das Wechselverhältnis zwischen Erwerbsarbeit und privater Reproduktionssphäre zunehmend in den arbeitssoziologischen Fokus gerückt ist (Kleemann et al. 2019, S. 135) und auch Geschlecht mittlerweile als zentrale Analysekategorie bei der Verteilung und Organisation von Arbeit anerkannt ist, lässt sich in der deutschsprachigen Arbeitssoziologie eine eigentümliche Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen beobachten: Während die Kritik der Frauen- und Geschlechterforschung an der Erwerbszentriertheit Wirkung gezeigt hat, dominiert im Mainstream und in den Selbstdarstellungen der Disziplin in Lexika und Handbüchern noch immer die betrieblich verfasste Lohnarbeit (vgl. u. a. Böhle et al. 2018; Hirsch-Kreinsen / Minssen 2017; Ruiner / Wiklesmann 2016). Arbeitsformen, die davon abweichen (wie ehrenamtliche, unbezahlte und informelle Arbeit), finden hier noch immer kaum Erwähnung oder werden, wie Haus- und Sorgearbeit, nicht ins Verhältnis zu betrieblicher Lohnarbeit gesetzt.

Trotz thematischer Öffnungen und der fortschreitenden Ausdifferenzierung arbeitssoziologischer Forschung, so scheint es, hält sich die Arbeitsteilung zwischen Diagnosen zum Wandel betrieblich-formeller Erwerbsarbeit in der Zuständigkeit der Arbeitssoziologie und der Analyse des Wandels von Sorgearbeit, der wachsenden Tertiarisierung in der Zuständigkeit der Frauen- und Geschlechterforschung hartnäckig. Es ist verhängnisvoll, wenn diese Arbeitsteilung die Arbeitssoziologie weiterhin von dem Druck entlastet, verschiedene Arbeitsformen systematisch in ihren Wechselwirkungen und ihrem lebensweltlichen Zusammenhang zu untersuchen. Dies nicht nur, weil die Arbeitssoziologie damit ihr gesellschaftskritisches Selbstverständnis und Potential unausgeschöpft lässt. Es ist auch deshalb problematisch, weil diese Wechselwirkungen in den vergangenen Jahren im Kontext zunehmend unscharfer Grenzen zwischen Arbeit und Leben, der Kommodifizierung von Sorgearbeiten und der Prekarisierung regulärer Lohnarbeiten an Bedeutung für die Analyse von Arbeit gewonnen haben: „Not only is reproductive labor more clearly productive today […], but productive labor is increasingly reproductive […]" (Weeks 2011, S. 141).[1] Schließlich – dieser Aspekt wird anhand der Analyse der gesellschaftlichen Neuverteilung, Rationalisierung und Organisation von Sorge und Sorgearbeit Brigitte Aulenbachers deutlich –

1 Oder um es mit den Worten von Aulenbacher und Riegraf zu sagen: „Gerade im Zusammenhang mit gegenwartsbezogenen Diagnosen zur Subjektivierung, Entgrenzung und Prekarisierung von Arbeit […], wonach die fordistische Regulierung bezahlter Arbeit in krisenhafter Weise brüchig geworden und der Suche nach neuen Arrangements gewichen ist, wird der Blick über die Erwerbssphäre hinaus im Fach gewichtiger, wenngleich er nach wie vor randständig ist." (Aulenbacher / Riegraff 2011, S. 74).

ist die Überzeugung, dass sich auch „am Zustand der Selbst- und Fürsorge […] der Zustand der Gesellschaft ablesen lässt" (Aulenbacher / Dammayr 2014, S. 10), für eine künftige Arbeitssoziologie mit gesellschaftskritischem Anspruch enorm fruchtbar.

2. Den Kapitalismus von seinen reproduktiven Grundlagen her denken

Die sich hartnäckig haltende Arbeitsteilung zwischen Arbeitssoziologie und Frauen- und Geschlechter- bzw. Care-Forschung trägt zu dem falschen Eindruck bei, dass es sich bei Letzterer um einen spezifischen Teilbereich handelt, der mehr mit der Analyse von Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlecht als mit genuin arbeitssoziologischer Forschung zu tun habe. Der Anspruch, den die Arbeitssoziologie als ehemals selbsterklärte soziologische Königsdisziplin des Industriezeitalters lange für sich reklamierte, wurde der Frauenarbeitsforschung nie zugebilligt, wenngleich sich deren gesellschaftsanalytisches Potential mit dem der Arbeitssoziologie durchaus messen kann. Das wird auch in Brigitte Aulenbachers Beiträgen zu einer feministischen Kapitalismusanalyse deutlich, die die gesellschaftliche Verteilung und Organisation von Sorgearbeit zum erkenntnisleitenden Ausgangspunkt nehmen. Im Unterschied zu den in der Arbeitssoziologie dominierenden Kapitalismusanalysen, die gesellschaftlichen Wandel als Effekt und Folge der Entwicklung betrieblicher Erwerbsarbeit begreifen, wird hier die stets krisenhafte Verfasstheit moderner kapitalistischer Gesellschaften in Bezug auf ihre reproduktiven Grundlagen zum Ausgangspunkt genommen (vgl. Aulenbacher / Dammayr 2014).

Kapitalistische Gesellschaften, so die Kernannahme, setzen Ressourcen und Leistungen wie unbezahlte Haus- und Sorgearbeiten voraus, die nicht oder nicht nur im Rahmen warenförmiger Produktion erzeugt bzw. erbracht werden können. Dass kapitalistische Gesellschaften zudem bestimmten Teilaspekten menschlich gesellschaftlichen Zusammenlebens wie Besitzindividualismus, Profitstreben und Marktökonomie (und der in diese eingebetteten „produktiven" Erwerbsarbeit) überhaupt eine Vorrangstellung zuweisen können, setzt die herrschaftsgestützte Fragmentierung und Separierung des Lebenszusammenhangs menschlicher Reproduktionsweisen voraus. Arbeitsformen werden so in Abhängigkeit von den Imperativen der andro- und eurozentrischen kapitalistischen Warenproduktion aufgespalten, in eine soziale Rangfolge gebracht und mithilfe von herrschaftsgestützten Abwertungs- und Ausschließungsstrategien auf der Grundlage von u. a. Geschlecht, Ethnie und Klasse verteilt. Diese Trennungsprozesse bilden dabei nicht nur die Voraussetzung einer sich chronisch als selbstreferentiell missverstehenden Wirtschaftsweise, sondern auch dafür, dass

nur begrenzt rationalisierbare Sorgearbeiten ihrer eigenen nichtinstrumentellen Logik unter freilich stets krisenhaften und selbstgefährdenden Bedingungen folgen können (vgl. Aulenbacher / Dammayr 2014, S. 67).

Diese Perspektive hat gegenüber kapital- und erwerbszentrierten Kapitalismusanalysen den Vorteil, ein breites Spektrum verschiedener Arbeits-, aber auch Herrschaftsformen, ihre Interdependenzen und Wechselwirkungen sowie ihr jeweiliges institutionelles Setting gleichermaßen zum Forschungsgegenstand zu machen. Dabei entpuppt sich gerade die lange Zeit von der Arbeitssoziologie vernachlässigte Sorgearbeit als arbeitssoziologisch aufschlussreiches Phänomen, bricht sie doch erstens aufgrund ihrer nichtinstrumentellen Handlungslogik mit kapitalistischen Rationalisierungsanforderungen und erscheint zweitens in mannigfaltiger Form von unbezahlter (teilweise auch unfreier) informeller Arbeit über Freiwilligenarbeit bis hin zu profitabler kapitalistisch rationalisierter Erwerbsarbeit. Die Analyse des Wandels von Sorgearbeit bietet damit ein reiches Repertoire an relevanten und miteinander in Wechselwirkung stehenden Untersuchungsbereichen auf mikro-, meso- und makrosoziologischer Ebene: vom Wandel erwerbsförmiger professioneller sowie informeller und auch unbezahlter Sorgearbeiten; über den Wandel der sozialpolitischen Governance von Sorge und die Transformation nationaler Care Regime bis hin zum Wandel grundlegender gesellschaftlicher Reproduktionsbedingungen, die sämtliche Bereiche des Einsatzes menschlicher Arbeitskraft betreffen.

Von den reproduktiven Leistungen und Ressourcen kapitalistischer Gesellschaften analytisch auszugehen, bedeutet folglich keineswegs, die Entwicklung und den Wandel kapitalistischer Arbeitsgesellschaften nicht angemessen erfassen zu können. Indem eine feministisch inspirierte Arbeitssoziologie von den reproduktiven Erfordernissen kapitalistischer Gesellschaften ausgeht, erweitert sie vielmehr notwendig ihre Perspektive, ihre Anwendungsbereiche und das Spektrum ihrer Forschungsgegenstände auf diverse Arbeitsformen und institutionelle Settings. Dabei bleibt sie zugleich von perspektivischen Engführungen einer erwerbszentrierten und häufig gegenüber andro- und eurozentrischen Herrschaftslogiken blinden Kapitalismusanalyse verschont, die den Wandel der Arbeit nicht im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in und zwischen Erwerbsphäre, Privathaushalt und Sozialstaat und den darin

eingelassenen Ungleichheiten untersucht und sich damit viel entgehen lässt (vgl. Aulenbacher 2014).[2]

3. Kritische (Arbeits-)Soziologie im Licht einer neuen Vergesellschaftung des Sorgens

Bezeichnenderweise ist Sorgearbeit in einer Zeit in den Blick arbeitssoziologischer Forschung getreten, in dem sie zunehmend kapitalistisch kolonisiert wird (vgl. Aulenbacher 2020, S. 125). Care gilt als „Zukunftsmarkt" und wird zunehmend privatwirtschaftlich und quasimarktförmig organisiert (Aulenbacher/Dammayr 2014: 71). Die Besonderheit der feministischen Ausgangsperspektive, wie sie auch die internationale Care-Forschung einnimmt, besteht jedoch nicht darin, lediglich die Effekte der Kommodifizierung von Sorge und Sorgearbeit zu untersuchen, sondern das „funktionsteilige gesellschaftliche Gefüge von Moderne und Kapitalismus" zum Ausgangspunkt der Analyse zu wählen (Aulenbacher 2020, S. 135). Dabei geht es nicht nur darum, wie und mit welchen Folgen Sorgearbeit kapitalistisch in Wert gesetzt wird, sondern um Transformationen des Kapitalismus, Verschiebungen im Sektorengefüge und damit auch um Veränderungen gesellschaftlicher Arbeits- und Funktionsteilungen. Was sich konkret „am Zustand der Selbst- und Fürsorge" in Bezug auf den „Zustand der Gesellschaft ablesen lässt", sind neue Relationen zwischen Markt, Staat, Familie und Gemeinschaft bzw. Zivilgesellschaft.

Brigitte Aulenbacher konstatiert für die gegenwärtige Entwicklung des kapitalistischen Care-Regimes, vom fordistischen über das postfordistische bis hin zum aktuell finanzmarktkapitalistischen, eine neue Stufe der Vergesellschaftung von Sorge und Sorgearbeit einerseits und ihrer Vergemeinschaftung andererseits. Dabei lässt sich eine Bedeutungsverschiebung der Sektoren des Wohlfahrtsdreiecks aus Staat, Markt, Familie und Zivilgesellschaft beobachten: Während Familie und Staat im Übergang vom *Male-Breadwinner-* zum *Adult-Worker-Modell* und vom *Social-Investment-State* zum *Social-Investment-Market* an Bedeutung verlieren, wächst die Bedeutung des Marktes für die Vergesellschaftung von Sorge einerseits und der Zivilgesellschaft für die Vergemeinschaftung von Sorge andererseits (Aulenbacher 2020, S. 132). Brigitte Aulenbachers Ar-

2 Bei Brigitte Aulenbacher werden erwerbszentrierte Kapitalismustheorien und feministische Kapitalismusanalysen auch nicht gegeneinander ausgespielt. Es wird vielmehr konstatiert, dass beide „gewissermaßen dieselbe Leerstelle [umkreisen]: die Frage danach, was alles die für den Kapitalismus spezifischen Dynamiken konstituiert und ihnen ihre Ausrichtung verleiht – die einen, weil sie sie systematisch als ‚rein' kapitalistisch thematisieren und damit „blinde Flecken" in Kauf nehmen, die anderen, weil sie die andro- und eurozentristische Dimension noch nicht hinreichend benennen können". (Aulenbacher 2012, S. 119)

beiten widmen sich der neuen Vergesellschaftung des Sorgens insbesondere in Bezug auf neue Kommodifizierungs-, Ökonomisierungs- und Rationalisierungsprozesse im Feld der Sorgearbeit. Sorge wird dabei nicht nur auf Märkten betriebswirtschaftlichen Kriterien unterworfen, sie avanciert auch im Kontext des „Ambient Assisted Living" oder dem Einsatz von Pflegerobotik zunehmend zum Gegenstand wissenschaftlich-technischer Optimierungs- und Rationalisierungsstrategien (vgl. Aulenbacher 2020, S. 135; Aulenbacher 2014).

In Bezug auf die Vergemeinschaftung von Sorge lassen sich wiederum andere Dynamiken und Verschiebungen im sektoralen Gefüge ausmachen. Diese habe ich in Anlehnung an die These einer „doppelten Privatisierung" des Sorgens (vgl. Biesecker et al. 2007) als eine dreifache Privatisierung von Sorge zu fassen versucht und dabei den Fokus auf Informalisierungs- und Deprofessionalisierungsprozesse von Sorgearbeit gelegt. Demnach erfolgt nicht nur eine Privatisierung des Sorgens in Form zunehmender Ökonomisierung. Parallel dazu vollzieht sich eine Entwicklung, die neben einer sozialpolitisch tradierten und unter staatlichen Austeritätsbedingungen fortgeschriebenen Verschiebung von Sorgeverpflichtungen in private Haushalte (als zweite Form der Privatisierung) zunehmend die Zivilgesellschaft und ihre informellen Unterstützungspotentiale als wohlfahrts- und sorgepolitische Koproduzenten adressiert und in dritter Weise zu privatisieren versucht. In diesem Kontext entsteht ein Regime gemeinwohldienlicher informeller Sorgearbeit im Schatten von Markt, Staat und Familie (Haubner 2019a), in dem freiwilliges Engagement staatlich unterstützt, monetär entschädigt und semiprofessionalisiert zunehmend verbindlich in verschiedenen Bereichen der sozialen Daseinsvorsorge wie der Pflege, Sozialen Arbeit, schulischen Ganztagsbetreuung oder kommunalen Infrastruktur zum Einsatz kommt (vgl. van Dyk/Kessl 2021).

Mit der politischen Stärkung freiwilliger Sorgearbeit im Kontext von Versorgungsdefiziten und Fachkräftemangel ist nicht nur eine Quasi-Formalisierung des Engagements verbunden, bei dem informelle Unterstützungsleistungen durch Freiwillige mithilfe von Aufwandsentschädigungen, „Ehrenamtsverträgen" und Qualifizierungsprogrammen in die Nähe niedrig entlohnter formeller Sorgearbeit rücken. Damit gehen außerdem Deprofessionalisierungsprozesse von Sorgearbeit einher, die stets umkämpfte berufliche Standards unterschreiten (Haubner/Boemke 2022), die Grenzen zwischen formeller regulierter Erwerbsarbeit und informeller Freiwilligenarbeit diffus werden lassen (Haubner 2019) und die Abwertung feminisierter Sorgearbeit in neuer Form fortschreiben (vgl. Haubner 2020). Die Vergemeinschaftung des Sorgens ist außerdem in einen Wandel sozialer Reproduktionsbedingungen eingebettet, den Silke van Dyk und ich als *Community Kapitalismus* bezeichnet haben (van Dyk/Haubner 2021). Je weniger selbstverständlich unbezahlte Sorgearbeit im Privathaushalt erbracht wird, desto größer wird ihre gesellschaftliche und sozialpolitische Bedeutung, wovon die in der Sozialberichterstattung der deutschen Bundesregierung herumgeis-

ternden Leitbilder der „Compassionate Society", der „Caring Community" oder der „Sorgenden Gemeinschaft" beredtes Zeugnis ablegen. Der von multiplen Krisen geschüttelte Neoliberalismus konsolidiert sich demnach nicht nur mithilfe einer chronischen Sorglosigkeit, sondern auch durch eine Abkehr vom radikalen Individualismus und der Mobilisierung gemeinschaftsbasierter Unterstützungsleistungen. Nicht regulär entlohnte Arbeit in Gestalt freiwilligen Engagements, der Nachbarschaftshilfe, der Sharing-Economy oder des Crowd-Working, bildet dabei die Ressource des *Community Kapitalismus* als einer neuen Konfiguration sozialer Reproduktion, deren politische und moralische Ökonomie sich durch eine Verknüpfung der Ausbeutung dieser *Posterwerbsarbeiten* und politischer Gemeinschaftsrhetorik im Kontext einer Legitimitätskrise des Neoliberalismus, einer Krise sozialer Reproduktion und der Digitalisierung auszeichnet (vgl. van Dyk/Haubner 2021, S. 75 ff.).

4. Das Ganze der Arbeit denken! Auf dem Weg zu einer transversalen Arbeitssoziologie

Der Wandel gesellschaftlicher Reproduktionsbedingungen und der Wandel von Arbeit stehen, so die gemeinsame Überzeugung der verschiedenen Analysen zum aktuellen Reproduktionsgeschehen, in einem Interdependenzverhältnis. Den Kapitalismus von seinen reproduktiven Grundlagen aus ins Visier zu nehmen bedeutet, besonders aufmerksam gegenüber historisch kontingenten und herrschaftsförmig gestützten sowie zunehmend flüssiger werdenden Grenzen zwischen regulärer Erwerbsarbeit und prekärer, freiwilliger, unbezahlter oder aufwandsentschädigter, informeller und irregulärer Arbeit zu sein. Es bedeutet außerdem, Arbeit im Plural und im Verhältnis mit der sozialen Reproduktion zu denken und dabei staatliche Politik als zentralen Faktor des Wandels von Arbeit zu berücksichtigen.

Diese von der feministischen Arbeitsforschung geprägte Herangehensweise trägt nicht nur dem Umstand Rechnung, wonach der Zusammenhang von Arbeit und Lohneinkommen historisch kontingent ist und kapitalistische Arbeitsgesellschaften mit Blick auf divergierende Arbeitsformen schon immer eine Mischung verschiedener Wirtschaftsformen aufwiesen (vgl. hierzu auch Novy in diesem Band). Neben der Einsicht, dass kapitalistische Arbeitsgesellschaften konstitutiv auf herrschaftsförmige Trennungs-, Fragmentierungs- und Abwertungsprozesse angewiesen sind, gibt es außerdem empirische Gründe dafür, eine Neuausrichtung der Arbeitssoziologie zu fordern.

Nicht nur wird in Untersuchungen zu gewandelten Reproduktionsbedingungen deutlich, dass die Bedeutung informeller Arbeit im Kontext sozialstaatlichen Strukturwandels, prekärer Arbeitsverhältnisse und abnehmender familialer Sor-

gekapazitäten wächst und erkämpfte arbeitsrechtliche Standards unterschritten werden (van Dyk / Haubner 2021; Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021; Aulenbacher 2020). Mit Blick auf den sogenannten „globalen Süden" und das Gros der global geleisteten Arbeit wissen wir, wie verbreitet informelle und unbezahlte Haus-, Subsistenz- und Sorgearbeiten sind (vgl. Burchardt et al. 2013). Informelle Arbeit stellt (ebenso wie androzentrische Herrschaft) kein Relikt vorkapitalistischer Ökonomien dar, sondern existiert global in großem Umfang fort und gewinnt auch in den Ländern des Nordens in Gestalt ausbeuterischer Formen der Arbeitskraftnutzung und Überlebensökonomien ausgegrenzter Bevölkerungsgruppen an Bedeutung (vgl. Monteith et al. 2021). Die Corona-Pandemie hat außerdem die Relevanz unbezahlter und informeller (Sorge-)Arbeit und die damit verbundenen Verteilungskonflikte sowohl innerhalb als auch zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre ins gesellschaftspolitische Bewusstsein gerückt.

Die vermeintlichen Ränder der Arbeitsgesellschaft – so wird angesichts einer Krise sozialer Reproduktion, der globalen Hybridisierung und Fragmentierung von Arbeit, des Bedeutungsverlustes gut bezahlter Industriearbeitsplätze, eines boomenden Niedriglohnsektors, stagnierender Reallöhnen und einer von Abstiegsängsten verunsicherten Arbeiter:innen- und unteren Mittelklasse deutlich – rücken ins Zentrum vor. Sie enthüllen tief im Erwartungshorizont der andro- und eurozentrischen Arbeits- und Leistungsgesellschaft verankerte Normalitätsstandards als kontingente Erscheinungen und rufen die Einsicht ins Gedächtnis zurück, wonach die tatsächliche Norm des globalen Kapitalismus nicht das Normalarbeitsverhältnis, sondern vielmehr Unsicherheit, Informalität und Prekarität – mithin die soziale Verwundbarkeit der Erwerbsabhängigen – sind. Um diesen Entwicklungen arbeitssoziologisch Rechnung zu tragen, braucht es eine Arbeitssoziologie, die ihren kritischen Anspruch einlöst und das „Ganze der Arbeit" herrschaftskritisch zu denken vermag. Es braucht eine „transversale Arbeitssoziologie", die die Zusammenhänge zwischen verschiedenen Formen von Arbeit und die Wechselbeziehung zu den reproduktiven Grundlagen von Arbeitskraft und Gesellschaft zu ihrem genuinen Gegenstand macht (vgl. Haubner / Pongratz 2021). Und es braucht eine Arbeitssoziologie, die den Blick systematisch auf Arbeits- *und* Lebensverhältnisse, auf die sich wandelnden Arbeitsbeziehungen im sektoralen gesellschaftlichen Gefüge und auf die darin wirksamen Herrschaftsverhältnisse richtet. Es braucht also auch weiterhin „Suchbewegungen gegen den Strom" und eine grundlegende Perspektiverweiterung, die verspricht, „die mit dem genuinen arbeits- und industriesoziologischen Selbstverständnis einhergehenden zeitdiagnostischen und gesellschaftskritischen Ansprüche weitergehend einzulösen, als dies mit der ungebrochenen Fortführung der tradierten Erkenntnisposition der Fall ist (Aulenbacher 2008, S. 160).

Literatur

Aulenbacher, Brigitte (2008): Arbeits- und Industriesoziologie auf der Suche nach ihrem Profil und ihren Perspektiven. In: Huchler, Norbert (Hrsg.): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie. Berlin: Edition Sigma. S. 149–168.

Aulenbacher, Brigitte (2012): Gegenläufige Blicke auf Kapitalismus und Arbeit – Feministische Kapitalismusanalysen im Verhältnis zu Kapitalismustheorie und Arbeitssoziologie. In: Dörre, Klaus / Sauer, Dieter / Wittke, Volker (Hrsg.): Kapitalismustheorie und Arbeit. Neue Ansätze soziologischer Kritik. Frankfurt a. M. / New York: Campus. S. 113–126.

Aulenbacher, Brigitte (2014): Ökonomie und Sorgearbeit. Herrschaftslogiken, Arbeitsteilungen und Grenzziehungen im Gegenwartskapitalismus. In: Appelt, Erna / Aulenbacher, Brigitte / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 105–126.

Aulenbacher, Brigitte (2018): Rationalisierung und der Wandel von Erwerbsarbeit aus der Genderperspektive. In: Böhle, Fritz et al. (Hrsg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden: VS. S. 435–469.

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienne (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Reihe Geschlecht und Gesellschaft 72. Wiesbaden: Springer VS. S. 125–147.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (Hrsg.) (2014): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Weinheim: Beltz Juventa.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (2014): Krisen des Sorgens. Zur herrschaftsförmigen und widerständigen Rationalisierung und Neuverteilung von Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (Hrsg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Weinheim: Beltz Juventa. S. 65–76.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Décieux, Fabienne (2014): Herrschaft, Arbeitsteilung, Ungleichheit – Das Beispiel der Sorgearbeit und des Sorgeregimes im Gegenwartskapitalismus. In: PROKLA 44 (175), H. 2. S, 209–224.

Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.) (2021): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2011): Die Analyse alltäglicher und biografischer Arbeitsarrangements als Weg arbeits- und industriesoziologischer Sozial- und Zeitdiagnostik. In AIS-Studien 4, H 2, S. 74–90.

Beckenbach, Niels (1991): Industriesoziologie. Berlin / New York: de Gruyter.

Biesecker, Adelheid et al. (2007): Zu den Auswirkungen der doppelten Privatisierung. In: Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 16, H. 2, S. 28–41.

Böhle, Fritz et al. (Hrsg.) (2018): Handbuch Arbeitssoziologie. 2 Bände. Wiesbaden: Springer VS.

Burchardt, Hans-Jürgen et al. (Hrsg.) (2013): Arbeit in globaler Perspektive. Facetten informeller Beschäftigung. Frankfurt / M., New York: Campus.

van Dyk, Silke / Haubner, Tine (2021): Community-Kapitalismus. Hamburg: Hamburger Edition.

van Dyk, Silke / Kessl, Fabian (Hrsg.) (2021): Freiwilligenarbeit im Strukturwandel des Wohlfahrtsstaats. Schwerpunktheft der WSI-Mitteilungen 74, H. 5.

Hartmann, Heidi (1997): The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism. Towards a More Progressive Union. In: Nicholson, Linda (Hrsg.): The Second Wave. A Reader in Feminist Theory. New York / London: Routledge. S. 97–122.

Haubner, Tine (2019): Grauzonen der Sorgearbeit: Informelle Pflegearbeit im Kontext des Pflegenotstands. In: Artus, Ingrid et al. (Hrsg.): Sorgearbeit und Industrielle Beziehungen. Schwerpunktheft der Industriellen Beziehungen 4, S. 425–444.

Haubner, Tine (2019a): Das soziale Band neu knüpfen? Bürgerschaftliche Sorge-Dienstleistungen im Schatten von Arbeitsmarkt und Sozialstaat. In: Klaus Dörre et al. (Hrsg.): Große Transfor-

mation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften. Sonderband des Berliner Journals für Soziologie, S. 197–209.
Haubner, Tine (2020): Die neue „heimliche Ressource der Sozialpolitik"? Soziales Engagement als geschlechterpolitisch ambivalenter Möglichkeitsraum. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Themenheft 4/2020, S. 447–463.
Haubner, Tine / Boemke, Laura (2022): Gespaltene Fürsorge. Sorgeberufe zwischen Professionalisierung und Freiwilligenarbeit. In: Open Gender Journal, H. 6. doi: 10.17169/ogj.2022.189.
Haubner, Tine / Pongratz, Hans (2021): Die ganze Arbeit! Für eine transversale Arbeitssoziologie. In: Arbeits- und Industriesoziologische Studien 14, H. 2, S. 8–26.
Hirsch-Kreinsen, Hartmut / Minssen, Heiner (Hrsg.) (2017): Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie. Baden-Baden: Nomos.
Kleemann, Frank et al. (2019): Arbeit und Subjekt. Aktuelle Debatten der Arbeitssoziologie. Wiesbaden: Springer VS.
Minssen, Heiner (2006): Arbeits- und Industriesoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a. M.: Campus.
Monteith, William et al. (Hrsg.) (2021): Beyond the Wage. Ordinary Work in Diverse Economies. Bristol University Press.
Ruiner, Caroline / Wilkesmann, Maximiliane (2016): Arbeits- und Industriesoziologie. In: Reihe „Soziologie im 21. Jahrhundert". Paderborn: utb.
Weeks, Kathi (2011): The Problem with Work. Feminism, Marxism, Antiwork Politics, and Postwork Imaginaries. Durham / London: Duke University Press.

Intersektionalität als Herausforderung für die Arbeitssoziologie

Ilse Lenz

1. Einleitung

Spricht man von Intersektionalität, so denken viele Menschen an die Diskriminierung Eingewanderter oder Schwarzer Deutscher oder ganz einfach „alte weiße Männer".[1] Im öffentlichen Diskurs kaum präsent sind demgegenüber etwa chinesische Wanderarbeiter:innen vom Land, die in Weltmarktfabriken elektronische Bauteile herstellen, Schwarze Autoarbeiter:innen in deutschen Werken in Südafrika, osteuropäische Prostituierte an deutschen Straßen, die prekär beschäftigten Paketboten für Lieferdienste, osteuropäische Hausarbeiterinnen in Deutschland oder die Verwandten dieser Arbeiterinnen, die deren Kinder in der Herkunftsregion versorgen. Diese so unterschiedlichen Personen sind entlang der Produktions- und Reproduktionsketten verortet, die in Deutschland verankert sind und sich von dort aus in verschiedene Regionen erstrecken. Ihre Chancen ebenso wie ihre Unterordnung in der Arbeit sind intersektional nach Klasse, Geschlecht, Sexualität, Ethnizität und Migration vorstrukturiert (Lenz 2022).

Intersektionalität bildet eine produktive Herausforderung für die Arbeitssoziologie, wie ich im Folgenden vertreten möchte. Der Ansatz untersucht die Wechselwirkungen von unterschiedlichen Ungleichheitsverhältnissen, die sie meist mit zentralen Ungleichheitskategorien wie Klasse, Geschlecht, Sexualität und Migration erfasst. Es geht nicht um eine einfache Addition von Ungleichheiten, sondern wie Ungleichheitsverhältnisse, die jeweils unterschiedlich konstituiert sind, miteinander wechselwirken.

In diesem Sinne bildet der Ansatz eine heuristische Sichtweise und keine einheitliche oder festgelegte Theorierichtung; vielmehr lassen sich heute mehrere unterschiedliche Richtungen feststellen (vgl. Lenz 2019). Der Begriff kommt aus der Schwarzen Frauenbewegung in den USA. Er wurde vor mehr als dreißig Jah-

1 Dieser Aufsatz ist eine Weiterführung eines Beitrags im Handbuch Intersektionalitätsforschung (vgl. Lenz 2022; Biele Mefebue/Bührmann/Grenz 2022); er setzt sich darauf mit dem Potential von Intersektionalität für die Arbeitssoziologie auseinander. Astrid Biele Mefebue, Andrea Bührmann und Sabine Grenz möchte ich herzlich für Diskussion und Anregungen danken.

ren von der Schwarzen Juristin Kimberlé Crenshaw um 1989 geprägt und weltweit aufgenommen und weitergeführt.[2]

Zunächst werde ich den Forschungsstand zu Intersektionalität und *Care*-Arbeit knapp umreißen und dann die Veränderungen intersektionaler Verhältnisse im Feld der Arbeit diskutieren. Mein Hauptargument lautet, dass der Einbezug von Intersektionalität die Besinnung der Arbeitssoziologie auf Gesellschaftstheorie einfordert: Das bedeutet, die Komplexität der Herrschaftsverhältnisse nach Klasse, „Rasse", Sexualität und Geschlecht anzuerkennen und nach den Verflechtungen von Strukturen und Subjekten zu fragen. Insgesamt kann ich in diesem Rahmen nur eine Skizze versuchen, die das Potential wie auch einige Probleme von Intersektionalität für die Arbeitssoziologie umreißt – in der Hoffnung, etwas zu einer beginnenden Diskussion beizusteuern, die aus Brigitte Aulenbachers Forschungen sehr viel gewinnen kann und zu der sie selbst Wesentliches beigetragen hat.

2. Ein noch schlanker Forschungsstand mit hohem Potential

Die Arbeitssoziologie[3] setzt sich erst allmählich mit Intersektionalität auseinander. In neueren Handbüchern zur Arbeits- und Wirtschaftssoziologie fehlen Abschnitte zu Arbeit und Intersektionalität, während Geschlecht aufgenommen wurde (vgl. u. a. Böhle et al. 2018; Hirsch-Kreinsen/Minssen 2017; Maurer 2017).

Deshalb scheint es mir sinnvoll, zunächst darauf hinzuweisen, was Intersektionalität *nicht* bedeutet. Wenn sie die *Wechselwirkungen von Ungleichheitsverhältnissen* erfassen will, dann beinhaltet sie mehr als eine positionsbeschreibende Kurzform für Hierarchien in der Arbeit. Solche Positionsbeschreibungen können essentialisierend wirken wie die verdummende Pop-Formel von den „weißen, alten Männern". Teils sind sie nicht empirisch fundiert, sondern sie werden direkt von den sozialen Ungleichheitskategorien wie Geschlecht oder Migration hergeleitet. Dann werden etwa alle eingewanderten Männer zu Industriearbeitern stereotypisiert, obwohl das empirisch nicht zutrifft (vgl. Lenz 2019; Lenz 2020).

---

2 Vgl. u. a. Gunda-Werner-Institut 2019; Gruhlich/Seeliger 2020; Hancock 2016; Hill/Bilge 2016; Lutz et al. 2013; Meyer 2017; Romero 2018. Die Frage wechselwirkender Ungleichheiten wurde bereits davor in der Debatte um Klasse, „Rasse", Geschlecht breit diskutiert und wird heute u. a. im Ansatz komplexer Ungleichheit behandelt. Da der Begriff der Intersektionalität die Wechselwirkung von Ungleichheiten prägnant zusammenfasst, verwende ich ihn hier im Kontext dieser umfassenden Debatten.

3 Ich verwende Arbeitssoziologie hier als Oberbegriff, in den ihre einzelnen Felder wie die Arbeitsmarkt-, Berufs- und Organisationssoziologie mit eingeschlossen sind. Ich bitte um Nachsicht, dass ich aus pragmatischen Gründen diesen vereinfachenden Sammelbegriff gebrauche, unter dem unterschiedliche theoretische Ansätze, Schwerpunkte und Perspektiven gebündelt werden.

Zudem beschränkt sich Intersektionalität nicht auf Zuweisungen von Jobs auf den internen oder externen Arbeitsmärkten. Vielmehr, so lautet meine These, ist sie u. a. relevant für Arbeitsteilungen, Organisation, Innovation und arbeitspolitische Verhandlungen von der Mikropolitik über Netzwerke bis zu den Gewerkschaften, was aber in diesem Rahmen nicht ausgeführt werden kann.

Aufschluss über den möglichen Erkenntnisgewinn intersektionaler Sichtweisen geben die wenigen Untersuchungen, die im eigenen Selbstverständnis explizit intersektional vorgehen. Vor allem zur Wechselwirkung von Geschlecht und Migration liegen theoretische Übersichten und empirische Forschungen vor (Lenz 2020; Lutz/Amelina 2017; Schwenken 2019). Dabei bildet die Care-Arbeit (Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014) einen ausgeprägten Schwerpunkt. Bietet sie doch einen paradigmatischen Fall für die ungleiche Arbeitsteilung zwischen unbezahlter Versorgungsarbeit im Haushalt und Lohnarbeit im kapitalistischen Betrieb nach Geschlecht, Klasse und Migration/„Rasse". An ihr lassen sich auch deren Veränderungen durch die Ausweitung gering bezahlter irregulärer Hausarbeit von Einwanderinnen und armen autochthonen Frauen sowie durch deren Verbetrieblichung und Ökonomisierung untersuchen. Somit steht sie für die Prekarisierung von Arbeit mit Ausweitung irregulärer Formen in sich verändernden intersektionalen Spannungsverhältnissen.

Ein weiterer Grund für diese Schwerpunktbildung ist die frühe Rezeption und Weiterführung in Teilen der Geschlechterforschung (vgl. u. a. Aulenbacher/Meuser/Riegraf 2015, S. 211–224). Die feministische Arbeitssoziologie hat dieses Feld der Versorgungsarbeit eröffnet und dann in intersektionaler Sicht analysiert.

Helma Lutz hat die inzwischen klassische Untersuchung zu Geschlecht und Migration in der bezahlten Versorgungsarbeit vorgelegt (vgl. 2007). Brigitte Aulenbacher, Helma Lutz und Karin Schwiter haben jüngst die Arbeits- und Lebenssituation von migrantischen Pflegearbeiterinnen im Live-In-Modell erforscht, in dem diese ältere Menschen in ihren Privathaushalten über 24 Stunden pflegen und versorgen (Aulenbacher/Lutz/Switer 2021). Deutlich wird, dass sich in diesem Feld zunehmend komplexe internationale Arrangements zwischen unbezahlter, prekärer und regulärer Arbeit entwickeln.

Weitere Untersuchungen zu Geschlecht und Migration in der Arbeit ermöglichen vergleichende und postkoloniale Perspektiven (vgl. u. a. Gottfried/Chun 2018; Hoerder et al. 2015; Huxel et al. 2021; Mora/Piper 2021; Ogawa et al. 2018; Shinozaki 2015). Irreguläre Haushaltsarbeiterinnen aus Asien haben durch ihre Vernetzung und ihre alltäglichen Praktiken soziale und protopolitische Rechte erreicht (Schwenken 2006; Shinozaki 2015).

Zwar hatte die Diskussion um *Care*-Arbeit lange eine geschlechtsdualistische Sicht auf „Frauen und Männer". Aber für intersektionale Untersuchungen zu Migration und Geschlecht sind auch queere Sichtweisen relevant, wie eine Untersuchung der Subjektivität lesbischer oder queerer Migrantinnen in die Hausarbeit aufgezeigt hat (Lai 2021). Migrantische *Travestis* aus Brasilien, die als *Sex Worker*

in Spanien leben, identifizieren sich mit ihren Arbeits- und Lebenspraktiken, mit denen sie sich als perfekte weibliche Schönheit darstellen, lehnen jedoch die Einkategorisierung als trans* oder queer als von außen kommend ab (Vartabedian 2018). Beide qualitativen Studien zeigen die Kontextualisierung und die vielfältigen subjektiven Deutungen vermeintlich übergreifender Ungleichheitskategorien wie etwa die Diskriminierung aufgrund von Sexualitäten.

In der Organisationsforschung werden intersektionale Ansätze aufgenommen, seit Joan Acker den Ansatz der Ungleichheitsregimes von Klasse, „Rasse" und Geschlecht einbrachte. Insbesondere „Rasse" und Geschlecht wurden auf verschiedenen Organisationsebenen und in der Gesamtorganisation untersucht (Eberherr 2022). Seit einigen Jahren werden queere Ansätze in die Organisationsforschung eingeführt. Insbesondere werden das Spannungsverhältnis zwischen heteronormativen Organisationen und queeren Mitgliedern, deren Subjektivitäten und entsprechende Gleichstellungsansätze erforscht (Eberherr 2022; Palo / Jha 2020; Rumens 2018; Smith 2020).

Insgesamt bieten intersektionale Ansätze und Sichtweisen potentiell eine reflexive Weiterführung und Vertiefung zentraler Fragen und Forschungsfelder der Arbeitssoziologie. Eine besondere Relevanz ergibt sich aus den gegenwärtigen Umbrüchen und Reorganisationen von Arbeit, die u. a. mit dem globalisierten flexibilisierten Kapitalismus, ihrer zunehmenden Prekarisierung und Subjektivierung, den ökologischen und Reproduktionskrisen und der Entwicklung digitaler Technologien und Künstlicher Intelligenz verbunden sind (Aulenbacher / Grubner 2021; Böhle et al. 2018; Hirsch-Kreinsen / Minssen 2017; Lenz 2022; Maurer 2017).

3. Veränderung intersektionaler Arbeitsverhältnisse und prozessuale Intersektionalität

In letzter Zeit wurde auch die *Veränderung* intersektionaler Verhältnisse in der Arbeit erforscht. Langzeituntersuchungen haben die Veränderungen der beruflichen Schichtung nach „Rasse" und Geschlecht in den USA herausgearbeitet. Laut der Pionierstudie von Horton (vgl. Horton et al. 2000) befand sich die Mehrheit der weißen wie der Schwarzen Männer und Frauen um 1870 nach dem Ende der Sklaverei 1864 in der arbeitenden Unterklasse. Die Mehrheit der weißen Männer war um 1920 in die Arbeiterschaft und knapp ein Viertel ab 1950 in die Mittelklasse aufgestiegen. Schwarze Männer konzentrierten sich lange in der Arbeiterschaft.

Schwarze Frauen wurden nach der Sklavenbefreiung bis 1960 in niedrig bezahlte Hausarbeit und personale Dienstleistungen gedrängt. Die kleine Gruppe der Industriearbeiterinnen wurde in geschlechtlich und rassistisch segregier-

ten Einfachjobs beschäftigt (Branch 2011; Branch/Hanley 2013; Branch/Jackson 2020).

Einige parallele Umbrüche führten in den USA zu einem Aufbrechen und einer Reorganisation der starren Ungleichheiten nach „Rasse" und Geschlecht in der Arbeit. Die Globalisierung mit ihren Produktionsverlagerungen und der wirtschaftliche Strukturwandel nach 1980 brachten ein Schrumpfen der fordistischen Industriearbeit und eine rasche Expansion von Dienstleistungen mit sich. Die Gleichstellungspolitiken und -maßnahmen nach dem *Affirmative Action Law* 1964 sanktionierten grundsätzlich die vorige durchgehende rassistische und sexistische Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt und in der Arbeitsorganisation und eröffneten begrenzte Zugänge zu beruflicher Bildung und Aufstieg. Die Schwarzen Bürgerrechts- und Black-Power-Bewegungen und der erweiterte Bildungszugang von Schwarzen trug zu neuen Subjektivierungen bei, die das Einfordern von inhaltlichen Arbeitsansprüchen und den Einsatz gegen rassistische Ausgrenzung beförderten.

Schwarze Frauen verließen die niedrig bezahlte Hausarbeit und drangen in verschiedene einfache und mittlere Dienstleistungsberufe vor. Viele Schwarze Frauen wurden im öffentlichen Dienst beschäftigt, der allerdings unter ökonomischen und neoliberalen politischen Druck kam. Weiße wie Schwarze Männer wurden durch die Deindustrialisierung und Globalisierung ab den 1980er-Jahren hart getroffen (Horton et al. 2000). In den USA ist in einer Langzeitsicht die berufliche Segregation nach Geschlecht vorherrschend, wobei eine Mehrheit weißer und Schwarzer Männer in der Industriearbeit und der Frauen in Dienstleistungen tätig ist. Nach den weißen Gruppen differenzierten sich auch Schwarze Frauen und Männer ab 1970 zunehmend intern nach der Klasse.[4] Diese neuen internen Differenzierungen der Gruppen in der Arbeit bedeuten eine intersektionale Rekonfiguration der Ungleichheiten nach „Rasse", Klasse und Geschlecht (Branch/Hanley 2013; Branch/Jackson 2020; Reed 2020; Taylor 2016).

Auch in Deutschland veränderte sich ab der Mitte der 1990er-Jahre die berufliche Segregation nach Geschlecht, Nationalität und Migration grundlegend, wie eine Langzeituntersuchung von 1996 bis 2011 auf Grundlage des Mikrozensus zeigte (Lenz 2020; Lenz 2021).[5]

---

4 Weitere wichtige intersektionale Langzeituntersuchungen liegen vor von Linda McDowell (2013) über die sich wandelnde Beschäftigung von Migrantinnen von 1945 bis 2007 in Großbritannien und von Venus Green (2001) zu Arbeitsorganisation, Geschlecht und „Rasse" in der Bell Telefongesellschaft.

5 Siehe Lenz (Lenz 2020; Lenz 2023) zu Methode und Detailergebnissen. Die Angaben gelten nur für die untersuchten Gruppen, also langheimisch deutsche Beschäftigte und solche mit Migrationshintergrund aus Italien, Jugoslawien, Polen, Russland und der Türkei mit deutschem oder ausländischem Pass. Ich differenziere hier zwischen „langheimisch deutschen" Personen, die selbst oder ihre Familien seit etwa 1950 in Deutschland ansässig sind, und „neuen Deutschen", die selbst oder deren Eltern nach Deutschland eingewandert sind. Zur ersteren Gruppe zäh-

Bis in die 1990er-Jahre wurden Einwander:innen vor allem in die Arbeiter:innenberufe verwiesen. Danach stieg ein Teil von ihnen in das Management, in akademische Berufe und das berufliche Mittelfeld auf. So liegt der Anteil am Management unter deutsch-türkischen Männern mit etwa 9 % ebenso hoch wie unter langheimisch deutschen Männern. Personen mit Migrationshintergrund sind nun auch im beruflichen Mittelfeld vertreten: Frauen unter Fachkräften und qualifizierten Dienstleistungen, Männer im Handwerk.

Die Arbeiter:innenberufe sind auch in Deutschland zurückgegangen, umfassen aber unter männlichen Einwanderern mit ausländischem Pass weiter eine große Gruppe. Eine massive Unterschichtung betrifft Frauen mit ausländischem Pass aus Russland, Polen und der Türkei sowie bei Deutsch-Russinnen: Knapp ein Drittel verbleibt jeweils in der Einfacharbeit (Lenz 2020).

Im Ergebnis zeigt sich eine *selektive Inkorporation* von Einwander:innen an der Spitze und der Mitte und eine allmählich zurückgehende Segmentierung in die Arbeiter:innenberufe mit starker Segregation von Einwander:innen mit ausländischem Pass in die Einfacharbeit. Während vorher (weibliches) Geschlecht und Migration quasi homogenisiert als eindeutige Platzanweiser in der Arbeit wirkten, sind sie nun intern zu differenzieren. Doch bleibt die geschlechtliche Segregation von Berufen vorherrschend.

Auch in Deutschland gehen diese Veränderungen auf unterschiedliche parallele Entwicklungen zurück: So spielen der Aufstieg des globalisierten postfordistischen Kapitalismus, der Wandel zu Dienstleistungen, die staatliche Gleichstellungspolitik, die Bildungsgewinne von Einwander:innen und die migrantischen und antirassistischen Bewegungen eine wichtige Rolle.

In Deutschland wie in den USA zeichnen sich – wenn auch in unterschiedlicher Weise – seit den 1960er-Jahren *Rekonfigurationen intersektionaler Ungleichheit* in der Arbeit ab. Während die geschlechtliche berufliche Segregation fortgesetzt wird, zeigen sich Differenzierungen innerhalb der Geschlechter und der bisher ausgeschlossenen Schwarzen Personen und Einwander:innen. So ist geschlechtliche Vielfalt in die Gleichstellungspolitik vieler großer Unternehmen eingegangen.

Diese Entwicklungen sind Teil eines grundlegenden sozialökonomischen Wandels in postindustriellen kapitalistischen Gesellschaften, in dem Trends zu geschlechtlicher Vielfalt, eine Differenzierung der Einwander:innen und sowohl eine Differenzierung als auch eine Prekarisierung von Klassenverhältnissen

---

len neben langfristig Deutschen ebenfalls Personen mit langzeitlicher Einwanderungserfahrung wie etwa die Polen im Ruhrgebiet, die ab 1870 dort in die Bergarbeit migrierten, oder die Flüchtlinge mit deutscher Herkunft aus Osteuropa und Russland nach 1945. Gegenwärtig fehlen noch klare Begriffe für diese Übergänge zwischen Deutschen und Eingewanderten in einer sich verändernden Wirklichkeit, aber sie entsprechen eher einem Kontinuum und sind mit einem Dualismus zwischen „Deutschen“ und „Einwander*innen“ nicht zu erfassen.

festzustellen sind (Lenz 2017). Deswegen habe ich die Frage aufgeworfen, ob und inwiefern gegenwärtig eine Transformation zu einer flexibilisierten Geschlechterordnung zu beobachten ist (Lenz 2017).

Am anderen Ende der Produktketten im globalisierten Kapitalismus verändern sich die intersektionalen Verhältnisse in der Arbeit ebenfalls durch die Verlagerung von Industriearbeit dorthin: In Ostasien etwa beruhte die exportorientierte Industrialisierung auf neuen Konfigurationen zwischen Klasse, Geschlecht und Migration. Nun wird in Deutschland und den USA Migration in der Arbeit oft mit Diskriminierung aufgrund von Ethnisierung oder Rassifizierung verbunden. Demgegenüber wird in den ostasiatischen neu industrialisierten Ländern Migration eher mit Klasse konnotiert.[6] Denn sie stellt überwiegend Binnenmigration von der bäuerlichen Markt- und Subsistenzproduktion in die vergeschlechtlichten belastenden und gering entlohnten Industriearbeitsplätze mit ihrem hohen Frauenanteil dar. Dieser Hinweis soll nur veranschaulichen, dass intersektionale Konfigurationen in der Arbeit wie zwischen Klasse, Geschlecht und Migration nicht überall dem gegenwärtig im Westen weithin angenommenen Primat von „Rasse" folgen müssen.

Für tiefgreifende intersektionale Veränderungen habe ich den Ansatz der *prozessualen Intersektionalität* vorgeschlagen (Lenz 2019; Lenz 2022). Er fokussiert, wie sich intersektionale Ungleichheitsverhältnisse durch strukturellen, institutionellen oder kulturellen Wandel verändern: Sie können rekonfiguriert, differenziert oder auch tendenziell abgebaut werden, wie etwa im Fall des vorigen Ausschlusses Schwarzer Frauen von qualifizierten Jobs in den USA. Es handelt sich um eine empirische Perspektive, nicht um ein normatives teleologisches Konzept, das von der Vorstellung eines zunehmenden Fortschritts geleitet wäre. Die Veränderungen können durch eine Reorganisierung der Herrschaftsverhältnisse wie auch durch den Wandel von Bewusstsein und Praktiken oder durch soziale Bewegungen angestoßen sein; meist wirken diese Faktoren zusammen.

Schon die Forschungen zu Geschlecht und Migration in der *Care*-Arbeit ließen erkennen, dass hier arbeitssoziologische und gesellschaftstheoretische Sichtweisen zusammenkommen. Noch wichtiger wird der Einbezug der Gesellschaftstheorie m. E. für prozessuale Intersektionalität in der Arbeit.

---

6 Vgl. u. a. Pun 2005. Mir geht es hier um intersektionale Ungleichheiten in der Arbeit, die auf breiter Ebene in Arbeitsteilung und -organisation eingebaut sind. Das geringe Auftreten von Arbeitsmigrant*innen aus Afrika und Lateinamerika in Ostasien kann allerdings auch als faktischer Ausschluss gewertet werden, jedoch ist der Forschungsstand dazu noch gering. Diese Beobachtung soll nicht den Rassismus relativieren, der auch in Ostasien u. a. gegenüber Schwarzen Menschen zu beobachten ist.

4. Arbeitssoziologie und Intersektionalität treffen sich im Feld der Gesellschaftstheorie

Ich habe mich oben gegen eine positionsbeschreibende Engführung von Intersektionalität gewandt. Da das Grundanliegen des Ansatzes dahin geht, die Wechselwirkungen von Ungleichheiten zu analysieren, muss er sie als Verhältnisse begreifen und deshalb gesellschaftstheoretisch begründen, anstatt sie wie manchmal direkt von Ungleichheitskategorien abzuleiten (vgl. Lenz 2019). Daraus kann eine tragfähige Brücke zur Arbeitssoziologie entstehen.

Gesellschaftstheorien weisen selbstverständlich unterschiedliche Richtungen auf. Ich beziehe mich hier auf die feministische kritische Theorie, wie sie von Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp und Cornelia Klinger eingebracht wurde.[7] Nach ihnen sind Herrschaftsverhältnisse relativ unabhängig voneinander. Klinger und Knapp sprechen von *Achsen der Ungleichheit*, die sich entlang der unterschiedlichen Herrschaftsverhältnisse um Patriarchat, Kapitalismus und Imperialismus / Kolonialismus konstituieren (Klinger / Knapp 2007). Aber sie werden widersprüchlich zueinander vermittelt. So kann der Kapitalismus Frauen ermöglichen, sich durch Lohnarbeit Freiräume gegenüber dem häuslichen Patriarchat zu eröffnen. Ebenso können autochthone Frauen gegenüber Einwanderern mit ausländischem Pass Vorteile erhalten. Ungleichheitsverhältnisse werden also als miteinander widersprüchlich verknüpft gedacht.

Angesichts der Globalisierung des Kapitalismus hat die Gesellschaftstheorie unterschiedliche Entwicklungspfade und historische institutionelle Arrangements weltweit herausgearbeitet, wobei die Soziologien aus dem Globalen Süden und Osten wichtig waren. Intersektionalität stellt eine heuristische Perspektive dar und keinen fixen Kategoriensatz, der zu gleichen Positionierungen etwa nach Klasse, „Rasse", Migration, Sexualität oder Geschlecht im Kapitalismus führen würde. Vielmehr können damit verschiedenen Kontexte differenziert und umfassender ausgeleuchtet werden, als dies nur mit der Kategorie Klasse möglich wäre. In diesem Sinne bedarf auch Intersektionalität der Kritik und Reflektion west- oder US-zentrierter Sichtweisen. Ich spreche deshalb von intersektionalen Konfigurationen in spezifischen Kontexten.

In der kritischen feministischen Theorie wird auch die Subjektivierung der (arbeitenden) Menschen in der Auseinandersetzung mit Ungleichheitsverhältnissen konzipiert. Dementsprechend werden die Subjekte als ambivalent gedacht: Sie übernehmen nicht einfach die Normen etwa von Weiblichkeit, Klasse oder „Rasse", sondern sie hinterfragen sie, während sie ihre Identität als eigenes Projekt entwickeln. Nicht die soziale Position etwa als „weißer alter Mann" bestimmt

7 Brigitte Aulenbacher hat die kritische Rezeption von Intersektionalität in der deutschen Genderforschung und feministischen Kritischen Theorie klug rekonstruiert (vgl. Aulenbacher / Meuser / Riegraf 2015, S. 211–224).

das Bewusstsein und Denken, sondern eben die Auseinandersetzung damit, als weiße männliche Person aus einer bestimmten Klasse entsprechende Alterserfahrungen zu machen. Dieser Punkt ist für das Arbeitsbewusstsein, arbeitspolitische Auseinandersetzung und Bündnisperspektiven in der Arbeit grundlegend.

Die Arbeitssoziologie ist darauf angewiesen, die zugrunde liegenden Herrschaftsverhältnisse gesellschaftstheoretisch zu reflektieren, will sie wechselwirkende Ungleichheiten in der Arbeit analysieren. Die feministische Arbeitsforschung hat aufgezeigt, dass es erforderlich ist, für die Diagnose, Analyse und Prognostik von Arbeitsverhältnissen das *Geschlechterverhältnis* einzubeziehen. Es reicht nicht hin, es als dualistische statistische Größe positionsbeschreibend zu benennen (vgl. Aulenbacher/Grubner 2021). Meine These lautet wie gesagt, dass dies auch für die anderen grundlegenden Herrschaftsverhältnisse gilt. So können sich Arbeitssoziologie und Intersektionalität begegnen und wechselseitig befruchten.

Was wäre also der mögliche Gewinn intersektionaler Perspektiven für die Arbeitssoziologie? Zunächst würde die Gesamtsicht über die miteinander verflochtenen Arbeitsverhältnisse vertieft und ausgeweitet, was in Zeiten der Globalisierung und Flexibilisierung des Kapitalismus wesentlich ist. Dadurch würde die Gesamtheit der dem Kapital subsumierten Formen der Arbeit erkenntlich: von der formellen Lohnarbeit über die niedrig bezahlten, ungesicherten Arbeitsformen bis zur unbezahlten Versorgungsarbeit im Haushalt. Zugleich würde sich erweisen, ob und wie Klasse, Migration/„Rasse", Sexualität und Geschlecht wechselwirken bei der Organisation und Legitimation von Ungleichheiten in der Arbeit.

Weiterhin würde die innere Differenzierung etwa von Geschlecht, Klasse oder Migration, wie sie oben angesprochen wurde, sichtbar. Wenn diese Kategorien als Verhältnisse gedacht werden, werden somit auch die Wechselwirkungen zwischen ihnen und ihre gesamtgesellschaftliche Vermittlung greifbar. Das ist für die Frage guter und gerechter Arbeit wesentlich.

Die ambivalente Subjektivierung in der Auseinandersetzung mit intersektionaler Ungleichheit ist auch für Fragen der Kooperation und Arbeitsorientierung zentral. Das zeigte bereits die klassische Untersuchung um Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp und Beate Schmidt (1984) zu Arbeiterinnen bei VW. Sie fokussierte Klasse und Geschlecht, lässt sich aber für andere intersektionale Ungleichheiten weiterdenken. Sie beleuchtete die Ambivalenzen, Autonomieansätze und intrinsische Arbeitsmotivation dieser Frauen und widerlegte die damaligen hegemonialen Geschlechter- und Klassenstereotypen grundlegend.

Schließlich sind intersektionale Untersuchungen auch für arbeitspolitische Fragen weiterführend. Sie können ermöglichen, Bruchlinien, Netzwerke und Bündnisse in der Arbeit differenziert zu untersuchen. Besonders interessant sind dabei Austausch, Vernetzungen und Koalitionen, die die Grenzlinien der Hierarchien und Segmentierungen überschreiten.

Wer sich auf diesen Weg begibt, kommt an Brigitte Aulenbachers Forschungen nicht vorbei und wird das auch nicht wollen. Sie bieten innovative Impulse, theoretische Klarheit und Tiefe sowie ein reichhaltiges empirisches Arsenal. Sie erschließen mögliche alternative Zukünfte der Arbeit in den komplexen Ungleichheitsformierungen und -arrangements der weiterwirkenden Moderne und ermöglichen, sie kritisch zu hinterfragen.

Literatur

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Riegraf, Birgit (2018): Care und Care Work. In: Böhle, Fritz / Voß, Günter / Wachtler, Günther (Hrsg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 747–766.

Aulenbacher, Brigitte / Grubner, Johanna (2021): Work and Labor. In: Hollstein, Betina / Greshoff, Rainer / Schimank, Uwe / Weiß, Anja (Hrsg.): Soziologie – Sociology in the German-Speaking World. Special Issue Soziologische Revue. Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg. S. 535–549.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt, Sonderband 20. Baden-Baden: Nomos.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Völker, Susanne (2015): Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege Band 23. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Becker-Schmidt, Regina (2016): Pendelbewegungen – Annäherung an eine feministische Gesellschafts- und Subjekttheorie. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli / Schmidt, Beate (1984): Eines ist zu wenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.

Biele Mefebue, Astrid / Bührmann, Andrea / Grenz, Sabine (Hrsg.) (2022): Handbuch Intersektionalitätsforschung. Wiesbaden: Springer.

Böhle, Fritz / Voß, G. Günter / Wachtler, Günther (Hrsg.) (2018): Handbuch Arbeitssoziologie. Band 2. Wiesbaden: Springer VS.

Branch, Enobong Hannah (2011): Opportunity Denied. Limiting Black Women to Devalued Work. New Brunswick, N.J.: Rutgers UP.

Branch, Enobong Hannah / Hanley, Caroline (2013): Interrogating Claims of Progress for Black Women Since 1970. In: Journal of Black Studies 44, H.2, S. 203–226.

Branch, Enobong Hannah / Jackson, Christina (2020): Black in America. The Paradox of the Color Line. Cambridge: Polity Press.

Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. University of Chicago Legal Forum 1989, S. 139–167.

Eberherr, Helga (2022): Intersektionalität in der Organisationsforschung. In: Biele Mefebue, Astrid / Bührmann, Andrea / Grenz, Sabine (Hrsg.) (2022): Handbuch Intersektionalitätsforschung. Wiesbaden: Springer. S. 245–256.

Gottfried, Heidi / Jihye Chun, Jennifer (2018): Care Work in Transition. Transnational Circuits of Gender, Migration, and Care. In: Critical Sociology 44, H. 7–8, S. 997–1012.

Green, Venus (2001): Race on the Line. Gender, Labor, and Technology in the Bell System, 1880–1980. Durham: Duke UP.

Gruhlich, Julia / Seeliger, Martin (Hrsg.) (2020): Intersektionalität, Arbeit und Organisation. Weinheim: Beltz-Juventa.

Gunda-Werner-Institut (2019): „Reach Everyone on the Planet …“: Kimberlé Crenshaw und die Intersektionalität. https://www.boell.de/de/2019/04/16/reach-everyone-planet (Abfrage: 8.5.2019).

Hancock, Ange-Marie (2016): Intersectionality. An Intellectual history. New York: Oxford UP.
Hill Collins, Patricia / Bilge, Sirma (2016): Intersectionality. New York: John Wiley & Sons.
Hirsch-Kreinsen, Hartmut / Minssen, Heiner (Hrsg.) (2017): Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie. Baden-Baden: Nomos.
Hoerder, Dirk/van Nederveen Meerkerk, Elise / Neunsinger, Silke (Hrsg.) (2015): Towards a Global History of Domestic and Caregiving Workers. Leiden: Brill.
Horton, Hayward Derrick / Lundy Allen, Beverlyn / Herring, Cedric / Thomas, Melvin (2000): Lost in the Storm: The Sociology of the Black Working Class, 1850 to 1990. In: American Sociological Review 65, H. 1, S. 128–137.
Huxel, Katrin et al. (Hrsg.) (2021): Postmigrantisch gelesen. Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript.
Klinger, Cornelia / Knapp, Gudrun-Axeli (2007): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse" / Ethnizität. In: Klinger, Cornelia / Knapp, Gudrun-Axeli / Sauer, Birgit (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität, Frankfurt a. M.: Campus. S. 19–41.
Lai, Franziska Yuenki (2021): Made to Queer. Asian Labor Migration and Female Same-Sex Desires. Hongkong: Hongkong UP.
Lenz, Ilse (2017): Genderflexer? Zum gegenwärtigen Wandel der Geschlechterordnung. In: Lenz, Ilse / Evertz, Sabine / Ressel, Saida (Hrsg.): Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus. Neue UnGleichheiten, Wiesbaden: Springer VS. S. 181–222.
Lenz, Ilse (2019): Intersektionale Konflikte in sozialen Bewegungen. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 32, H. 3, S. 408–423. http://forschungsjournal.de/node/3128 (Abfrage: 1.2.2023).
Lenz, Ilse (2020): Globaler flexibilisierter Kapitalismus und prozessuale Intersektionalität. Die Veränderungen nach Geschlecht und Migration in den Berufsrängen in Deutschland. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 45, H. 4, S. 403–425. https://link.springer.com/article/10.1007/s11614-020-00432-x (Abfrage: 1.2.2023).
Lenz, Ilse (2022): Intersektionale Ungleichheiten in Arbeit und Beruf. In: Biele Mefebue, Astrid / Bührmann, Andrea / Grenz, Sabine (Hrsg.) (2022): Handbuch Intersektionalitätsforschung. 2 Bände. Wiesbaden: Springer. S. 271–286.
Lenz, Ilse (2023): Einwanderung, Geschlecht, Zukunft? Wie Deutschland sich verändert. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
Lutz, Helma (2008): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen
im Zeitalter der Globalisierung. 2., überarb. Auflage, Opladen, Farmington: Verlag Barbara Budrich.
Lutz, Helma / Amelina, Anna (2017): Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung. Bielefeld: transcript.
Lutz, Helma / Herrera Vivar, Maria Teresa / Supik, Linda (Hrsg.) (2013): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: Springer VS.
Maurer, Andrea (Hrsg.) (2017): Handbuch der Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden: Springer VS.
McDowell, Linda (2013): Working lives. Gender, Migration and Employment in Britain, 1945–2007. Oxford: Wiley-Blackwell.
Meyer, Katrin (2017): Theorien der Intersektionalität zur Einführung. Hamburg: Junius.
Mora, Claudia / Piper, Nicola (Hrsg.) (2021): The Palgrave Handbook of Gender and Migration. Cham: Springer International Publishing.
Ogawa, Reiko / Chan, Raymond K. H. / Oishi, Akiko S. / Wang, Lih-Rong (Hrsg.) (2018): Gender, Care and Migration in East Asia. Singapur: Springer.
Palo, Sasmita, / Jha, Kumar Kunal (2020): Queer at Work. Singapur: Springer.
Pun, Ngai (2005): Made in China. Women's Factory Workers in a Global Workplace. Durham: Duke UP.
Reed, Touré (2020): Towards Freedom. The Case against Race Reductionism. London: Verso.
Romero, Mary (2018): Introducing Intersectionality. Cambridge: Polity Press.

Rumens, Nick (Hrsg.) (2018): Queer Business. Queering Organization Sexualities. New York: Routledge.
Schwenken, Helen (2006): Rechtlos, aber nicht ohne Stimme. Politische Mobilisierungen um irreguläre Migration in die Europäische Union. Bielefeld: transcript.
Schwenken, Helen (2019): Globale Migration zur Einführung. Hamburg: Junius.
Shinozaki, Kyoko (2015): Migrant Citizenship from Below. Family, Domestic Work, and Social Activism in Irregular Migration. New York: Palgrave Macmillan.
Smith, Nicola (2020): Capitalism's Sexual History. Oxford: Oxford UP.
Taylor, Keeanga-Yamahtta (2016): From #Blacklivesmatter to Black Liberation. Chicago: Haymarket.
Vartabedian, Julieta (2018): Brazilian 'Travesti' Migrations. Gender, Sexualities and Embodiment Experiences. Cham: Springer International Publishing.

Der Soziale Wert der Arbeitskraft

Intersektionalität in der Arbeitssoziologie

Stephan Voswinkel

1. Einleitung: Arbeit und gesellschaftliche Ungleichheit

Arbeit in einer kapitalistischen Gesellschaft ist unmittelbar verbunden mit gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen. Der Widerspruch von Kapital und Arbeit und die Klassenspaltung in diejenigen, die vom Verkauf ihrer Arbeitskraft leben müssen, und diejenigen, die sich die Produkte dieser Arbeit aneignen, gelten jedenfalls einer marxistisch inspirierten Arbeitssoziologie als grundlegende Strukturdeterminante dieser Gesellschaftsform. Auch die Differenzierungen auf der Stufenleiter sozialer Ungleichheit innerhalb von Arbeitsorganisationen reproduzieren und modifizieren die Ungleichheiten in der Gesellschaft. Das Verhältnis von Arbeitssoziologie und gesellschaftlicher Ungleichheit ist also eng. Aber: Die Verbindung der Arbeitssoziologie zur Soziologie sozialer Ungleichheit ist eher locker. Die Arbeits- wie auch die Organisationssoziologie fokussieren auf interne Ungleichheitsbeziehungen in Organisationen, vor allem bezogen auf Entgelte, Aufstiegschancen und Arbeitsbedingungen. Umgekehrt widmet die Ungleichheitssoziologie ihrerseits der Arbeitswelt nur geringe Aufmerksamkeit jenseits der Fragen von Einkommen und erlerntem Beruf.

Diese fehlende Verbindung von Arbeit und gesellschaftlicher Ungleichheit hängt, so meine These, wesentlich zusammen mit der weitgehend isolierten Betrachtung von Arbeitenden als Arbeitskräfte, wohingegen andere Dimensionen ihres Menschseins und ihres Lebens unberücksichtigt bleiben. Auch wenn das Verhältnis von Arbeit und Leben (häufig als „Vereinbarkeitsproblem“ verkürzt) aufgrund der Flexibilisierung der Arbeitswelt und der Veränderung der Geschlechterverhältnisse zunehmend thematisiert wird und auch wenn *im Prinzip* die Begrenzung des Arbeitsbegriffs auf die Erwerbsarbeit kritisiert und andere Formen von Arbeit – Haus-, unbezahlte Sorge-, Freiwilligenarbeit usw. – in einer Erweiterung des Arbeitsbegriffs einbezogen werden, lässt sich an diesem Punkt feststellen: Von einer systematischen konzeptionellen Verknüpfung kann bislang keine Rede sein.

Dies hat auch durchaus seine Berechtigung: Denn tatsächlich ist ja die ökonomische Welt der Arbeit in einer kapitalistischen funktional differenzierten Gesellschaft von anderen Sphären der Gesellschaft – und des Lebens – differenziert und unterliegt besonderen Logiken und Regulierungen. Sie soll dies auch tun, weil es normativ auch und gerade für Arbeitgeber:innen geboten ist, zwischen der Arbeit

und dem privaten Leben, zwischen Arbeitsleistung und anderen Persönlichkeitsmerkmalen zu trennen. Aber dennoch wirken sich die unterschiedlichen Ressourcen und Positionen in allen Sphären der Gesellschaft aus. Und trotz der Ausdifferenzierung unterschiedlicher Logiken in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären verbinden die Menschen in ihrem Leben, in ihrem Alltag, in ihrer Biografie, ihrer Sinnsuche und in ihren vielfältigen Einbindungen die unterschiedlichen Logiken und Anforderungen der Teilsysteme und Lebenswelten, gewichten sie und gleichen sie aus. Sie verknüpfen sie zu einer differenzierten *ganzen* Welt. Eben das sollte auch die Arbeitssoziologie tun.

2. Intersektionalität

Wenn sich die Arbeitssoziologie mit gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen beschäftigen muss, dann bedeutet das zugleich auch, die multiplen Ungleichheitsstrukturen in den Blick zu nehmen, die gegenwärtige Gesellschaften durchziehen (Klinger / Knapp 2007; Lenz 2010). Die Konzeption der Intersektionalität hebt hierbei insbesondere die der Klasse, des Geschlechts und der „Rasse" bzw. Ethnie hervor. Diese verschiedenen Ungleichheitsrelationen stehen nicht in einem vorab definierten Verhältnis unterschiedlicher Relevanz, es handelt sich also nicht um ein Verhältnis von Haupt- und Nebenwidersprüchen. Intersektionale Ungleichheitsstrukturen sind verbunden mit spezifischen Formen der Diskriminierung wie Klassismus, Sexismus und/oder Rassismus. Der Klassismus bezieht sich dabei zum einen auf die Position im Produktionsprozess bzw. in der einkommens- und bildungsbezogenen Klassenstruktur, zum andern auf die soziale Herkunft, die auch häufig im Habitus von sozial Aufgestiegenen noch erkennbar ist und zugleich Aufstiegsmöglichkeiten einschränkt. Auch beim Sexismus und bei der Ungleichheitsdimension Geschlecht ließe sich noch einmal differenzieren nach der Zuschreibung des biologischen Geschlechts und nach sexuellen (auch als Abweichung vom „normalen" Geschlecht gedeuteten) Orientierungen. Rassismus bzw. die Dimension der Ethnizität kann sich ebenfalls unterschiedlich ausprägen: bezugnehmend auf askriptive Merkmale etwa der Hautfarbe oder auf kulturelle Muster und Zuschreibungen und schließlich auf ein mehr dem Muster des Verhältnisses von „Etablierten und Außenseitern" (Elias 1993/1965) folgendes Vorrecht der „Einheimischen" gegenüber den „Zugezogenen".[1] In bestimmten Kontexten

1 Dieses Muster von Etablierten und Außenseitern stärker heranzuziehen, wäre für verschiedene Formen der Ungleichbehandlung gerade in der Arbeitswelt aufschlussreich, etwa für das Senioritätsprinzip oder für die Benachteiligung Neueingestellter im Betrieb wie auch von Leiharbeiter*innen und anderen Nichtmitgliedern der Stammbelegschaften. Es findet sich aber auch in Ungleichheitsstrukturen in Wohnumwelten oder zwischen und in Stadtbezirken (instruktiv Somm 2006) wie generell im Etikett „Migrationshintergrund".

können weitere Achsen der Ungleichheit hinzutreten, etwa das Alter, der Körper oder die Religion (vgl. Lutz/Wenning 2001, S. 30; Winker/Degele 2009).

Gegenwärtig herrscht wohl in der Intersektionalitätsdebatte weitgehend Einigkeit darüber, dass die verschiedenen Achsen der Ungleichheit nicht unbedingt in einem additiven Verhältnis zueinander stehen, dass also die Diskriminierung etwa aufgrund der Klasse oder der „Rasse" diejenige des Geschlechts nicht einfach verstärkt. Vielmehr besteht zwar eine gewisse Wahrscheinlichkeit für gegenseitige Verstärkung, aber auch gegenläufige und einander modifizierende Wirkungen (Mader 2013, S. 236 ff.) sind ebenso möglich wie gegenseitige Überformungen (Becker-Schmidt 2007). Die spezifischen Relationierungen und Gewichtungen sind nicht zuletzt davon bestimmt, auf welcher Ebene sie sich ausbilden: Geht es um die Ebene der Interaktion und des *doing gender, doing class, doing ethnicity*, geht es um gesellschaftliche Institutionalisierungen, bestimmte Rechte und Anerkennungsbeziehungen oder um die Ebene der Identitätsarbeit von Individuen und sozialen Gruppen. Sie sind also nicht allgemein und kontextlos zu bestimmen.

Und es stellt sich die Frage, wie unabhängig voneinander die verschiedenen Achsen sind, ob sie sich also nur „kreuzen" oder ob und wie sie miteinander verfugt sind und sich wechselseitig ausdeuten. Insbesondere – darauf haben Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf (2012: 12) hingewiesen – steht „zur Diskussion, wie weit die Konzeptionen der ‚Achsen' von Geschlecht, Ethnie, Klasse der Intersektionalitätsforschung und die kapitalismus- und ungleichheitstheoretische Konzeption der als zentral erachteten Achse des Lohnarbeitsverhältnisses in der Analyse der gesellschaftlichen Dynamiken und Ungleichheiten führen".

Ich möchte mit diesem Beitrag hier einen kleinen, sehr spezifischen Vorschlag machen, mit dem ich andeuten will, wie die Intersektionalität gesellschaftlicher Ungleichheit in den Arbeitsbeziehungen relevant wird. Mit dem im Folgenden vorgestellten *„Sozialen Wert der Arbeitskraft"* schlage ich eine Kategorie der Übersetzung in die Politische Ökonomie der Arbeitsbeziehung bzw. in die Arbeitssoziologie vor.

3. Sozialer Wert der Arbeitskraft

Die Kategorie des Sozialen Werts der Arbeitskraft rekurriert auf die Kategorie des „Werts der Arbeitskraft" von Marx.[2] Ihm zufolge ist der Wert der Arbeitskraft „wie der jeder anderen Ware […] bestimmt durch die zur Produktion, also auch Reproduktion, dieses spezifischen Artikels notwendige Arbeitszeit" (Marx 1971, S. 184). Diese notwendigen Reproduktionskosten sind nicht als physiologisches

2 Eine ausführlichere Fassung dieser Überlegungen findet sich in Voswinkel 2021.

Minimum, sondern historisch und normativ zu verstehen: „Im Gegensatz zu den anderen Waren enthält also die Wertbestimmung von Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element" (ebd., S. 185). Die Kategorie des „*Sozialen* Werts der Arbeitskraft" schließt nun hieran an und erweitert das „historisch-moralische Element" anerkennungs- und legitimationstheoretisch. Was als „notwendig" zur Reproduktion der Arbeitskraft gesellschaftlich akzeptiert und normativ beansprucht wird, ist nicht naturalisierend gegeben, sondern von kulturellen und sozialen Konstruktionen bestimmt, die wiederum immer auch Ergebnis gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen, Machtrelationen und sozialer Auseinandersetzungen sind. So verstanden ist der „Wert der Arbeitskraft" nicht eine einfache ökonomische, sondern eine *soziale* Kategorie.

Marx selbst ist ein Beispiel, wie kulturelle und historische Auffassungen von Arbeit und Arbeitskraft und wie die herrschenden Geschlechterverhältnisse in das Verständnis des Werts der Arbeitskraft eingehen. Wenn er auf die „Naturdifferenz" der Arbeitskraft verweist, „ob sie männlich oder weiblich, reif oder unreif" (ebd., S. 542) ist, und wenn er den Wert der Arbeitskraft „durch die zur Erhaltung der Arbeiterfamilie nötige Arbeitszeit" (ebd., S. 517) bestimmt sieht, dann legt er – Sohn seiner Zeit – seinen Gedanken wie selbstverständlich bestimmte Geschlechterverhältnisse (hier die Ein-Ernährer-Familie und bestimmte Vorstellungen von „natürlicher Frauenarbeit") zugrunde.

Allgemeiner formuliert: In Gesellschaften gibt es institutionalisierte Vorstellungen dessen, was bestimmten Personengruppen als angemessene finanzielle und statusmäßige Honorierung zugebilligt wird. Diese Muster sind zweifellos hochumstritten und Gegenstand von Anerkennungskämpfen. Sie korrespondieren ganz offensichtlich – wie die Anerkennungsverhältnisse insgesamt – mit sozialer Ungleichheit und Herrschaft. Sie sind unmittelbar ökonomisch und verteilungstheoretisch relevant. Versteht man das, was zur Reproduktion der Arbeitskraft „notwendig" ist, als das in einer Gesellschaft zur Reproduktion einer bestimmten Arbeitskraft als „angemessen" Erachtete, als dasjenige, dessen diese also würdig ist, wofür sie legitimerweise Ansprüche stellen darf, so gewinnen wir eine anerkennungstheoretische Fassung des Werts der Arbeitskraft in einem umfassenderen Sinne. Er reflektiert damit immer sich wandelnde relative Wertschätzungen von Qualifikationen, Lebensstilen, Arbeitsformen und damit verbundenen Arbeitskulturen.

Der Soziale Wert der Arbeitskraft ist damit aber auch zugleich ein Gegenstand von Distinktionskämpfen und von Strategien sozialer Schließung. Das zeigt sich bereits in der Definition dessen, was als Qualifikation und damit als „komplizierte" im Unterschied zur „einfachen" Arbeit (Marx 1971, S. 211 f.) gilt. Der Wert von Qualifikationen lässt sich offensichtlich nicht nach der Arbeitszeit bemessen, die zu ihrem Erwerb aufzubringen war, wie allein die unterschiedlichen Renditen der Ausbildungszeiten für verschiedene akademische Abschlüsse zeigen. Mit der Anerkennung als Qualifikationen sind vielmehr soziale Zuschreibungen von

Wertigkeiten verbunden. Der Soziale Wert der Arbeitskraft wird zudem von Institutionalisierungsprozessen beeinflusst, etwa von erfolgreicher Professionsbildung von Berufen. Hier wird die Bedeutung von Organisationsmacht und sozialen Schließungsprozessen deutlich.

4. Sozialer Wert der Arbeitskraft und die Intersektionalität der Ungleichheit

Im Sozialen Wert der Arbeitskraft schlagen sich also gesellschaftliche Wertungen verschiedener Dimensionen der Arbeitskraft (Qualifikationen, Berufe, Biografien sowie Organisationsfähigkeiten, Schließungsprozesse und Machtrelationen) nieder. Damit ist der Soziale Wert der Arbeitskraft Resultat sozialer Ungleichheiten, also auch der intersektionalen Struktur der Ungleichheit. Die Ungleichheiten des Geschlechts, der „Rasse", Ethnie und weitere Differenzierungen von Achsen der Ungleichheit bedingen einen geschlechtlich, „rassisch"/ethnisch usw. strukturierten Sozialen Wert der Arbeitskraft. Er ist der *ökonomische* Ausdruck der verschiedenen Ungleichheits- und Diskriminierungs- bzw. Abwertungsdimensionen und wirkt sich auf die ökonomische Ausbeutung aus. So ist unter Bedingungen einer rassistisch strukturierten Ungleichheit der Soziale Wert der Arbeitskraft rassifizierter Menschen – nur diese Achse betrachtet – niedriger als der „weißer" Menschen. Daraus folgt, dass die Einkommens- und Aufstiegschancen rassifizierter Menschen geringer sind. Dies führt nicht nur zu einer direkten Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt, sondern schlägt sich bereits in schlechteren Ausbildungschancen nieder, so dass auch der qualifikationsbezogene Wert der Arbeitskraft geringer ist. Rassistisch bedingte Ungleichheit wirkt also nicht nur unmittelbar, sondern vermittelt sich auch in der rassifizierten Vorstellung bestimmter Qualifikationen, Berufe und Biografien, mithin in den Arbeitsmarkt- und Einkommenschancen. Schlechte Wohnbedingungen bringen möglicherweise stigmatisierende Effekte bei Bewerbungen mit sich. Hinzu kommen Beschädigungen des Selbstwertgefühls diskriminierter Menschen, die sich selbst wiederum in ihrem Habitus und Auftreten niederschlagen. Die Prozesse der rassistischen Minderung des Sozialen Werts der Arbeitskraft sind also vielstufig und nicht nur direkt, sondern auch indirekt vermittelt. Auf diese Weise wirken sich komplexe Missachtungs- und Stigmatisierungsprozesse ökonomisch wertmindernd aus.

Ähnliches können wir über die Benachteiligung weiblicher Arbeitskraft sagen. Auch hier finden wir neben direkten Benachteiligungen solche, die aus der Definition von Arbeiten als „Frauenarbeit" resultieren. Insbesondere werden viele Kompetenzen, die für „Frauenarbeit" als kennzeichnend angesehen werden (Empathie, soziale Kompetenz, Fürsorglichkeit usw.) als „natürliche" Fähigkeiten von Frauen verstanden, die keiner besonderen Ausbildung bedürfen

und insofern auch nicht als erarbeitete „Qualifikationen" bezahlt werden müssten.[3] Seit langem (vgl. z. B. Krell/Winter 2011) ist bekannt, dass aus scheinbar „geschlechtsneutralen" Arbeitsbewertungsverfahren daher mittelbare Diskriminierungen resultieren. Außerdem wirkt sich Selbstbescheidung als erlernte „weibliche" Verhaltensweise in den Karrierechancen negativ aus.

Wenn sich auch Geschlecht und „Rasse"/Ethnie zur biologischen oder kulturalisierenden Essenzialisierung besonders eignen, so drückt sich doch auch klassistische Diskriminierung aufgrund sozialer Herkunft im Sozialen Wert ihrer Arbeitskraft aus. Sie ist allerdings schwerer erkennbar, da sie nicht an askriptiven Merkmalen festzumachen ist. Die Herkunft hat sich vielmehr im Habitus niedergeschlagen, in Verhaltens- und Haltungsformen, wie sie Pierre Bourdieu anschaulich geschildert hat (Bourdieu 1993): verbale und Körpersprache, angespanntere, weniger souveräne Umgangsformen, Selbstbescheidung, den „sense of one's place" (Bourdieu 1984: 728), so dass beim sozialen Aufstieg eine oft anstrengende und als entfremdend erfahrene „Habitustransformation" (El-Mafaalani 2012) erforderlich wird. Auch soziale Herkunft vermittelt sich häufig über biografische Verläufe – Schulwahl, Signale im Lebenslauf wie fehlende „nutzlose" Zeiten oder (wie von Michael Hartmann [2002] gezeigt) mangelnde Signale sozialer Nähe beim Aufstieg ins Spitzenmanagement.

Intersektionale Ungleichheiten übersetzen sich häufig in solche des Verhältnisses von Etablierten (Eingesessenen) und Außenseitern (Neuankömmlingen). Wenn prekäre Formen der Beschäftigung häufiger Frauen oder Menschen mit Migrationshintergrund zugewiesen werden, wenn die rechtliche Gleichstellung Letzterer an bestimmte Zeitabläufe gebunden ist, dann werden Frauen oder Migrant:innen nicht unmittelbar wegen ihrer Geschlechtszugehörigkeit oder ihres migrantischen Hintergrundes diskriminiert, sondern weil sie nicht zur „Stammbelegschaft" gehören, geringe Anwartschaftszeiten auf Senioritätsrechte erworben haben und immer wieder neu sich hintanstellen müssen. Wenn sich intersektionale Ungleichheit nicht unmittelbar, sondern vermittelt über andere Kategorien wie Qualifikation, Seniorität und/oder Biografie auswirkt, ist es schwieriger, sie als solche zu identifizieren, weil sie mit dem Leistungsprinzip begründet scheinen.

Zudem finden Prozesse sozialer Schließung statt. Diejenigen, die in den Ungleichheitsrelationen etwa von „Rasse" und Geschlecht bevorteilt sind, entwickeln ein Interesse daran, diese Position zu (be-)festigen, nicht nur, um in den Anerkennungsverhältnissen weiterhin bevorzugt zu sein, sondern weil dies auch ökonomische Vorteile mit sich bringt. Aus ihrer Perspektive ist die Schlechterbezahlung von marginalisierten Gruppen auf der einen Seite ein Schutz ihrer Privilegien (u. a. Entgelt, Beschäftigungssicherheit, hierarchische Position), andererseits

3 Vgl. grundlegend für die Bedeutung von Geschlechtskonstruktionen bei der Bewertung von „Frauenarbeit" Wetterer 2002.

sind mit ihr die Gefahr von Unterbietungskonkurrenz, Dumpinglöhnen und damit auch eine Bedrohung ihrer Arbeitsplätze verbunden. Differenzierungen in den Sozialen Werten der Arbeitskräfte sind daher immer ein (intendierter oder resultierender) Spaltungsfaktor der Lohnabhängigen und ein Herrschaftsinstrument des Kapitals. Daher sind Veränderungen rassistischer, sexistischer usw. Ungleichheitsrelationen auch ein Instrument zur Bekämpfung innerer Spaltungen der Lohnabhängigen. Dies macht deutlich, dass Antirassismus und Frauenförderung nur vordergründig (und vielleicht kurzfristig) im Konflikt stehen mit sozialen Klassenauseinandersetzungen.[4] Insofern sind auch Identitätspolitiken für die Ausbeutungsbeziehungen relevant und nicht nur ein kulturelles Phänomen identitärer Anerkennungsbestrebungen[5]. Kapitalstrategien zielen darauf, den *intersektionalen* Ungleichheitszusammenhang der Sozialen Werte von Arbeitskraft unsichtbar zu machen, indem sie diesen als Leistungsungleichheit zu versachlichen versuchen, oder den Ungleichheitscharakter der Intersektionalität in einer Politik und Rhetorik der Diversität zu überspielen, die Vielfalt an sich zum Produktivitätsfaktor erklärt.

Indem im Sozialen Wert der Arbeitskraft intersektionale Ungleichheiten in politisch-ökonomische Kategorien und in solche von Leistung und Qualifikation übersetzt werden, werden Hierarchisierungen von Arbeitskräftekategorien legitimiert. Daher ist es wichtig, den Zusammenhang dieser Kategorie mit intersektionalen Ungleichheiten, ihren kulturellen und anerkennungsbezogenen Repräsentanzen und mit ökonomischen wie kulturellen und intersektionalen Kämpfen deutlich zu machen. Denn wenn Bewertungen und Differenzierungen als gerecht oder normal erscheinen, werden sie nicht als diskriminierend wahrgenommen.

Der Soziale Wert der Arbeitskraft übersetzt aber nicht nur intersektionale Ungleichheiten in der Wertigkeitsordnung in ökonomische Ungleichheiten. Vielmehr wirken sich ökonomische Statuserfolge auch auf die Ungleichheit der Anerkennung aus. Denn ökonomische Ungleichheiten nehmen schnell einen selbstlegitimierenden Charakter an. Wer über finanzielle und positionale Anerkennung verfügt, der/dem wird größere Leistung und Wertigkeit attestiert. Sie/er ist nicht nur einflussreicher, weil sie über mehr Ressourcen verfügt und als kreditwürdiger gilt. Ihr/ihm wird in einer sich als meritokratisch beschreibenden Gesellschaft vielmehr der Verdacht zuteil, dass ihr/sein Status durch

4 Dieser Konflikt kann politisch durchaus gravierend sein. Arlie Hochschild (2017, Kap. 9) hat mit ihrer „Tiefengeschichte", in der sich weiße Amerikaner bei ihrem langjährigen Schlangestehen beim Streben nach gesellschaftlichem Aufstieg von Frauen und Afroamerikaner*innen durch Antidiskriminierungsmaßnahmen ungerecht überholt fühlen, eine Ausprägung des Verhältnisses von Etablierten und Außenseitern geschildert, die zum Verständnis gegenwärtige Konfliktlagen nicht nur in den USA sehr aufschlussreich ist.

5 Als solche beinhalten sie in manchen Ausprägungen erhebliche Probleme, weil diese dazu tendieren, im Kampf um Anerkennung die jeweilige Identität zu essenzialisieren und damit in paradoxer Weise gesellschaftliche Zuschreibungen zu reproduzieren.

Leistung verdient sei. Damit soll nicht gesagt sein, dass es keine Konflikte zwischen ökonomischem und Anerkennungsstatus gibt, aber beide sind auch nicht voneinander unabhängig. Ihr Verhältnis ist vielmehr komplex, oftmals paradox, wie El-Mafaalani (2018) mit seinem Konzept des „Integrationsparadox" gezeigt hat, dem zufolge geringe soziale Anerkennung und daraus resultierende Anerkennungskämpfe gerade dann relevanter werden, wenn Migrant:innen erste ökonomische und Integrationserfolge erzielt haben.

5. Ungleichheit in der Arbeitsorganisation und Sozialer Wert der Arbeitskraft

Soziale Hierarchien in Arbeitsorganisationen sind zwar mit gesellschaftlichen Ungleichheiten verbunden, reproduzieren diese aber nicht eins zu eins, sondern modifizieren sie. Gesellschaftliche Ungleichheit wird in die Organisationen übersetzt und dort in spezifischer Weise strukturiert. Und die hierarchisch-ungleichen Strukturen in Betrieben und Organisationen wirken sich ihrerseits auf die gesellschaftlichen Ungleichheitsbeziehungen aus.

Zum einen greifen Arbeitsorganisationen auf gesellschaftliche Ungleichheiten zurück. Dies zeigt sich in ihren Strategien zur Rekrutierung von Personal. Sie nutzen hierfür die Institutionen von Berufen und Professionen, sie versuchen die Ressourcen und Fähigkeiten der Arbeitssuchenden, die wesentlich auch außerhalb von Organisationen ausgebildet werden, und ihren Habitus zu identifizieren. Insofern reproduzieren sie soziale Ungleichheitsstrukturen, rekurrieren auf Geschlechterbilder und rassistische Diskriminierungen. Sie rekurrieren dabei auf die institutionalisierten Sozialen Werte der Arbeitskraft.

Aber sie transformieren diese auch in gewissem Maße. Denn sie bewerten z. B. Qualifikationen und Kompetenzen im Hinblick auf ihre eigenen Bedürfnisse und Entscheidungslogiken. So wird etwa das Verständnis von Leistung in Betrieben eingepasst in die Muster betrieblicher Arbeits- und Leistungsbewertung. In diesen spielen häufig interne Gerechtigkeitsvorstellungen – im Vergleich von Tätigkeiten in betrieblichen Hierarchie-, Konkurrenz- und Kooperationsbeziehungen – eine Rolle. Arbeitsbewertungssysteme bemühen sich um Versachlichung und leistungsbezogene Ausklammerung anderer Muster der Ungleichheit. Mehr noch als außerhalb der Organisation müssen hier Differenzierungen so dargestellt werden, dass sie durch Leistung und objektive Anforderungen begründet erscheinen. Kriterien von Geschlecht und „Rasse" werden hier verdeckt eingebracht (Klammer et al. 2022), indem Anforderungsmerkmale, die als „weiblich" konnotiert oder überwiegend an von Frauen besetzten Arbeitsplätzen relevant sind, als weniger anspruchsvoll gewertet werden.

Aufstiegswege dienen auch der Bindung an Organisationen und werden entsprechend gestaltet. Daher können innerorganisatorische Arbeits- und Sozialbeziehungen nicht einfach nach dem Muster von Märkten ausgebildet werden und nicht einfach Ungleichheitsstrukturen in Gesellschaft und auf dem Arbeitsmarkt reproduzieren. Organisationen bilden daher eigene Kriterien dafür aus, was als Leistung, was als Beitrag zum Unternehmenserfolg zu gelten hat. Karrieremöglichkeiten sollen langfristige Bindungen ermöglichen und sind damit tendenziell längerfristig angelegt, so dass etwa die Dauer von Betriebszugehörigkeiten, aber auch Netzwerke in der Organisation dafür relevant werden, welche Position in der organisationsinternen Ungleichheitsstruktur die Beschäftigten einnehmen (vgl. Voswinkel/Wagner 2014). Zudem sind Arbeitsorganisationen gezwungen, sich an ihre institutionelle, regulatorische und diskursive Umwelt anzupassen, indem sie in ihren Personalpolitiken und ihrer Formalstruktur Vorgaben der Umwelt adaptieren. Frauenförderpläne, Quotierungsregelungen und Diversity-Politiken von Organisationen können dazu beitragen, die Chancengleichheit etwa von Frauen auf einen Stand zu verbessern, der außerhalb der Organisation noch nicht erreicht ist. Zwar muss man hier mit der üblichen Differenzierung in „talk" und „action" (Brunsson 1989) rechnen, so dass auf gesellschaftlicher Ebene induzierte Veränderungen auf organisationaler Ebene oft auch blockiert werden, weil das Ziel der Passung der Einzelnen in die Belegschaft, informelle Aufstiegsmechanismen und die „gläserne Decke" bei Frauenkarrieren eine retardierende Wirkung haben. Gleichwohl besitzen organisationale Programme doch eine gewisse Eigenwirksamkeit.

In Organisationen kommt allerdings dem Verhältnis von Etablierten und Außenseiter:innen (konkret der Dauer der Organisationszugehörigkeit, der Differenzierung in Stamm- und Randbelegschaft und dem Senioritätsprinzip) eine meist besonders große Bedeutung zu. Das kann auf der einen Seite die Diskriminierung von Frauen und Migrant:innen reproduzieren, wenn diese Positionen in der Randbelegschaft einnehmen, das Etablierten-Außenseiter:innen-Verhältnis kann aber auch z. B. die Ungleichheit nach Ethnie/„Rasse" relativieren bzw. in neuer Weise strukturieren, indem es diese überlagert.

Der von den intersektionalen Ungleichheitsverhältnissen bestimmte Soziale Wert der Arbeitskraft prägt also auch die Ungleichheiten auf der Ebene der Arbeitsorganisationen, weil diese zur Erzeugung und Legitimation von Differenzierungen auf ihn zurückgreifen. Aber er wird hier zugleich im Rahmen organisationaler Logiken und Zwänge modifiziert. Denn „diese Systeme sind in die Klassenstruktur der Gesamtgesellschaft eingebunden, bilden sie aber nicht immer exakt nach" (Acker 2010, S. 90).

6. Fazit

Es ist das Verdienst der intersektionalen Ungleichheitstheorie, den Blick auf multiple Ungleichheiten zu lenken, ohne diese nach dem Muster von Haupt- und Nebenungleichheiten zu behandeln. Vielmehr sind das jeweilige Gewicht und die jeweilige Verbindung von Ungleichheitsachsen kontextabhängig, historisch unterschiedlich und somit auch eine empirische Frage. Zugleich liegt hierin auch eine gewisse Unbestimmtheit der Intersektionalitätskonzeption.

Der Aufsatz schlägt mit dem „Sozialen Wert der Arbeitskraft" eine Kategorie vor, die zeigt, wie sich verschiedene Ungleichheitsdimensionen in dieser zunächst politökonomischen Kategorie, die aber zugleich anerkennungstheoretisch gefüllt ist, niederschlagen. Damit sollen die ökonomische Dimension und die Klassenachse keineswegs wieder zur Hauptachse erklärt werden. Vielmehr geht es darum, in dieser zunächst ökonomischen, auf die Ausbeutungsverhältnisse bezogenen Kategorie – in einer erweiterten Reformulierung des Marx'schen Konzepts – die Bedeutung anderer Ungleichheitsdimensionen aufzuzeigen. Das bedeutet nicht, dass Ungleichheiten von Geschlechtern und „Rassen"/Ethnien hierauf reduziert werden sollen, sondern dass sie eben *auch* eine ökonomische Dimension in den Ausbeutungsverhältnissen besitzen. Auf diese Weise können intersektionale Ungleichheiten in den Arbeitsbeziehungen konzeptionell verortet und damit als unmittelbar relevant für die Arbeitssoziologie herausgearbeitet werden. Der Soziale Wert der Arbeitskraft übersetzt, „verarbeitet" diese Ungleichheiten in der Arbeitswelt.

Literatur

Acker, Joan (2010): Geschlecht, Rasse und Klasse in Organisationen – die Untersuchung von Ungleichheit aus der Perspektive der Intersektionalität. In: feministische studien 28, H. 1, S. 86–98.

Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2012): Intersektionalität und soziale Ungleichheit. https://www.portal-intersektionalität.de (Abfrage: 12.12.2022).

Becker-Schmidt, Regina (2007): „Class", „gender". „ethnicity", „race": Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Frankfurt a. M./New York: Campus. S. 56–83.

Bourdieu, Pierre (1984): Die feinen Unterschiede. 3. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Brunsson, Nils (1989): The Organization of Hypocrisy. Talk, Decisions, and Actions in Organizations. Chichester: Wiley.

El-Mafaalani, Aladin (2012): BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen. Wiesbaden: Springer VS.

El Mafaalani, Aladin (2018): Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Elias, Norbert (1993/1965): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Hartmann, Michael (2002): Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt a. M. / New York: Campus.
Hochschild, Arlie (2017): Fremd in ihrem Land. Eine Reise ins Herz der amerikanischen Rechten. Frankfurt a. M.: Campus.
Klammer, Ute / Klenner, Christina / Lillemeier, Sarah / Heilmann, Tom (2022): „Evaluative Diskriminierung": Arbeitsbewertung als blinder Fleck in der Analyse des Gender Pay Gaps. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 74, H. 1, S. 233–258.
Klinger, Cornelia / Knapp, Gudrun-Axeli (2007): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse" / Ethnizität. In: Klinger, Cornelia / Knapp, Gudrun-Axeli / Sauer, Birgit (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Frankfurt a. M. / New York: Campus, 19–41.
Krell, Gertraude / Winter, Regine (2011): Anforderungsabhängige Entgeltdifferenzierung: Orientierungshilfen auf dem Weg zu einer diskriminierungsfreieren Arbeitsbewertung. In: Krell, Gertraude / Ortlieb, Renate / Sieben, Barbara (Hrsg.): Chancengleichheit durch Personalpolitik. 6. Auflage. Wiesbaden: Gabler. S. 343–360.
Lenz, Ilse (2010): Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In: Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS. S. 158–165.
Lutz, Helma / Wenning, Norbert (2001): Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten. In: dies. (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: Springer. S. 11–24.
Mader, Dimitri (2013): „Conditioning is not determinism" – Margaret S. Archers Agency-Theorie und die herrschaftsförmige Einschränkung von Handlungsfähigkeit durch Geschlecht und Klasse. In: Kallenberg, Vera / Meyer, Jennifer / Müller, Johanna M. (Hrsg.): Intersectionality und Kritik. Wiesbaden: Springer. S. 219–243.
Marx, Karl (1867/1971): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Marx-Engels-Werke. Band 23. Berlin: Dietz.
Somm, Irene (2006): Lokale Zugehörigkeit und Status. Zur Analyse lokaler Statusunsicherheiten bei urbanen Mittelklassemilieus. Dissertation Gießen. http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2006/3632 (Abfrage: 14.12.2022).
Voswinkel, Stephan (2021): Arbeitssoziologie und Gesellschaftstheorie. Perspektiven der Arbeitssoziologie 2. IfS Working Paper 14. Frankfurt a. M. https://www.ifs.uni-frankfurt.de/publikationsdetails/ifs-stephan-voswinkel-arbeitssoziologie-und-gesellschaftstheorie-perspektiven-der-arbeitssoziologie-2.html (Abfrage 16.09.2023).
Voswinkel, Stephan / Wagner, Gabriele (2014): Die Organisation des Erfolgs. Regulierung verunsicherter Anerkennungsansprüche. In: Hänzi, Denis / Matthies, Hildegard / Simon, Dagmar (Hrsg.): Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung. Leviathan Sonderband 29. Baden-Baden: Nomos. S. 105–122.
Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. Konstanz: UVK.
Winker, Gabriele / Degele, Nina (Hrsg.): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

Hoch die internationale Solidarität?

Transnationale Perspektiven auf Arbeit und Klassenformierung[1]

Nicole Mayer-Ahuja

1. Einleitung

Forderungen nach internationaler Solidarität begleiten die Arbeiter:innenbewegung seit ihren Anfängen – und sie erweisen sich immer wieder als schwer erfüllbar. Umso sinnvoller ist es, transnationale Perspektiven auf Arbeit zu entwickeln, um widersprüchliche Prozesse von Klassenformierung angemessen analysieren zu können. Neben den objektiven Hindernissen für eine grenzüberschreitende Solidarisierung von Arbeitenden müssen dabei Potentiale und Ansatzpunkte für eine Politik in den Blick genommen werden, die derlei Hindernisse zumindest zeitweise überwindet, indem das Gemeinsame höher gewichtet wird als das Trennende. Grundlage für beides – für Hindernisse wie für ihre potentielle Überwindung – ist, so die hier vertretene These, die Dialektik transnationaler Arbeit im Rahmen jener ungleichmäßigen, aber miteinander verbundenen Entwicklungen, die den Kapitalismus als (mehr oder minder) weltumfassendes politökonomisches System seit jeher prägen: Wo Verbindungen zwischen Arbeitenden in bzw. aus verschiedenen Weltregionen geschaffen werden, treten die Unterschiede und Konkurrenzbeziehungen zwischen ihnen besonders klar hervor. Zugleich entsteht jedoch ein Raum für geteilte Erfahrungen – sei es in Form von konkreter Kooperation im Arbeitsprozess, von gemeinsamer Betroffenheit durch transnationale Unternehmensstrategien und grenzüberschreitend ähnlicher staatlicher Politik oder durch eine Vergleichbarkeit der daraus resultierenden Arbeits- und Lebensbedingungen. Dieser Dialektik von transnationaler Arbeit wollen wir uns aus sieben Perspektiven kurz und thesenhaft annähern.

1 Das Interesse an transnationalen Perspektiven auf Arbeit verbindet die Autorin seit langem mit Brigitte Aulenbacher. Der Text ist ein Dankeschön für zahlreiche produktive Diskussionen.

2. Transnationale Produktion: Reartikulation von Differenz im Zeichen der Profitmaximierung

Als die bislang letzte „Globalisierungswelle", die aktuell deutlich an Schwung einzubüßen scheint, den Erdball nach Ende der Systemkonkurrenz (um 1990) voll im Griff hatte, wurde von deren Verfechter:innen gerne argumentiert, „globales Wirtschaften" führe zu Homogenisierung, zur Einebnung von Unterschieden zwischen Weltregionen und den dort lebenden Menschen. „The world is flat", ließ etwa Thomas Friedman seine Leserschaft wissen. Er vertrat damit jenen „banker's boast", dem (wie Frederick Cooper zu Recht bemerkt) allenfalls ein sozialdemokratisches Lamento gegenüberstand, weil Kritiker:innen der neuen, (angeblich) globalen Weltordnung zwar vor den damit einhergehenden sozialen Verwerfungen warnten, aber die Grundannahme einer immer grenzenloser werdenden, durch die Macht des Kapitals gleichsam glattgehobelten Welt letztlich teilten (vgl. Cooper 2007, S. 134–135). Egal, ob man von „der Globalisierung" ein „global race to the top" oder „to the bottom" erwartet – in beiden Fällen geraten grundlegende Funktionsprinzipien kapitalistischer Herrschaft selbst unter deren Kritiker:innen in Vergessenheit, wie Diskussionen der letzten drei Jahrzehnte anschaulich belegen. Unstrittig ist sicher die ungeheure Expansionsdynamik des Kapitalismus, die vor nationalstaatlichen Grenzen nicht haltmacht. Schon Marx und Engels schrieben im „Kommunistischen Manifest": „Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muss sie sich einnisten, überall Verbindungen herstellen" (MEW 4, S. 465). Das Herstellen von Verbindungen bedeutet allerdings nicht, dass Differenz beseitigt wird. Im Gegenteil: Weil die Dynamik kapitalistischer Produktion gerade darauf beruht, dass aus Unterschieden (etwa zwischen natürlichen Gegebenheiten, Regierungssystemen, aber auch Löhnen, Arbeitsbedingungen und Standards gesellschaftlicher Arbeitsteilung) Profit geschlagen wird, hat sich eine Weltwirtschaftsordnung herausgebildet, die nicht nur Ungleiches verbindet, sondern diese Ungleichheit immer wieder hervorbringt und neu artikuliert. Entsprechend wird die Welt durch grenzüberschreitende Unternehmensaktivitäten keineswegs „flach", die Unterschiede zwischen den Arbeits- und Lebensbedingungen von Menschen im „Globalen Norden" und im „Globalen Süden" nehmen in vielen Fällen nicht ab, sondern zu. Diese Gleichzeitigkeit von Verknüpfung und Differenzierung ist bereits für die Entstehungsphase des Kapitalismus zu beobachten. Zwar fand überall, wo er sich ausbreitete, ursprüngliche Akkumulation auf Basis von „Eroberung, Unterjochung, Raubmord, kurz: Gewalt" (MEW 23, S. 742) statt, wie Marx in „Das Kapital" bemerkte, doch während diese in Europa eher auf „systematisch betriebne[m] Diebstahl des Gemeindeeigentums" beruhte (MEW 23, S. 753), praktizierte man im entstehenden „Kolonialsystem" von Beginn an „brutalste[…] Gewalt" in Form der „Handelsjagd

auf Schwarzhäute“ und etablierte ein „System des Menschendiebstahls“ (MEW 23, S. 779–780).[2] Eines der besten Beispiele für ungleichmäßige verbundene Entwicklung als Charakteristikum kapitalistischen Wirtschaftens und für die widersprüchlichen Prozesse von Klassenformierung, die damit einhergehen, ist das „atlantische System“, das Cooper beschreibt. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert waren hochmoderne Industriebetriebe, etwa in den Fabrikbezirken Großbritanniens, direkt mit afrikanischen Stammesfürsten verbunden, die ihre alte Praxis, gegnerische Kämpfer zu versklaven, nun auf ein bislang ungekanntes Ausmaß erweiterten, um europäischen Sklavenhändlern immer neues Menschenmaterial für Baumwoll- oder Zuckerplantagen u. a. in der Karibik zuführen zu können. Auf diesen Plantagen wurden Methoden der Arbeitsorganisation revolutioniert, die in mancher Hinsicht den Taylorismus vorwegnahmen: So hat Marcel van der Linden (2010, S. 514) betont, dass „direct supervision of unskilled labor [through establishing a ‚gang system'], and standardization of work processes through detailed job descriptions“ […] „were thus invented under colonial, unfree circumstances, long before these methods were applied in Europe as well“. Die Plantagenökonomie wiederum wurde durch europäisches Kapital finanziert und lieferte auf Basis der massenhaften Vernutzung der Arbeitskraft von versklavten Menschen kostengünstige Rohstoffe für die expandierenden europäischen und nordamerikanischen Industriebezirke. Wir haben es hier mit der engen *Verbindung* extrem *unterschiedlicher* Herrschaftsformen zu tun, die ohne einander nicht existieren können und die gerade auf der Etablierung oder Neuartikulation sehr unterschiedlicher Formen der Unterwerfung lebendiger Arbeit beruhen. Die Ausweitung formell „freier Lohnarbeit“ in Europa war engstens verknüpft mit archaisch anmutenden, aber durch kapitalistische Intervention grundlegend modernisierten Stammesstrukturen in Afrika sowie mit dem neu etablierten System massenhaft „unfreier Arbeit“ auf kolonialen Plantagen in der Karibik und anderswo.

3. Unternehmerischer Zugriff auf Arbeitskraft beinhaltet stets Zwang – dies macht formal freie und unfreie Arbeit vergleichbar

In Europa verbreitete sich mit der Entstehung des Kapitalismus, wie Marx süffisant bemerkte, „doppelt freie Lohnarbeit“: Diese setzt persönliche Freiheit voraus, denn versklavte oder feudal gebundene Menschen können keine Verträge über den Verkauf ihrer Arbeitskraft abschließen. Zugleich beruht sie auf der „Freiheit“

2 Dieses Argument einschließlich der Zusammenstellung der Zitate stammt aus dem unveröffentlichten Manuskript von Wulf D. Hund: Decolonize G – W- G'. Kapitallektüre und Rassismuskritik, das in Sozialgeschichte.Online erscheinen soll.

vom Besitz an Produktionsmitteln, von Alternativen zum Verkauf der Arbeitskraft, was die Betroffenen zwingt, notfalls jeden Job anzunehmen, um die eigene Existenz zu sichern. Entsprechend beinhaltet auch ein formell „freier" Arbeitsvertrag zwischen rechtlich „gleichen" Parteien ein großes Maß an faktischer Unfreiheit: So verlieren Arbeitende in weiten Teilen der Welt mit dem Job jede Form der sozialen Absicherung, und selbst dort, wo (wie in Deutschland) eine Arbeitslosenversicherung existiert, haben Aktivierungspolitiken den stummen Zwang zur Erwerbsarbeit, der früher direkt vom Markt ausging, oftmals in neuer Weise sozialstaatlich scharfgestellt. Dies beschränkt die freie Wahl zwischen Tätigkeiten, Arbeitsplätzen, kontinuierlicher Erwerbsarbeit oder Ruhephasen auch für (formell freie) abhängig Beschäftigte beträchtlich. Man muss also zweierlei verstehen: Zum einen, dass selbst eine „nur" formelle Freiheit ein Lohnarbeitsverhältnis grundlegend von Sklaverei unterscheidet. Wer Lohnarbeit leistet, kann zumindest theoretisch den Arbeitsvertrag kündigen und sich nach Ende des vertraglich festgelegten Arbeitstages mit vollem Recht dem Zugriff von Vorgesetzten entziehen – ein versklavter Mensch hingegen ist rund um die Uhr und auf Lebenszeit „im Dienst". Zum anderen sind die Übergänge zwischen „freier Lohnarbeit" und unfreier Arbeit (etwa von Sklav:innen) dennoch fließend. Konkrete Formen von Arbeit lassen sich im weiten Spektrum zwischen diesen beiden Polen verorten – und können ihre Position verändern. Sobald jedoch die Grenzen zwischen freien und unfreien Konstellationen verschwimmen, werden sehr unterschiedliche Arbeitsrealitäten leichter vergleichbar. Wenn Arbeitende aus Südosteuropa in den norddeutschen „Schweinegürtel" migrieren, ihre Pässe abgenommen bekommen und für Job und Unterkunft auf denselben „Vermittler" angewiesen sind (vgl. Birke 2022), ist die faktische Einschränkung von Freiheit offensichtlich. Doch markiert nicht auch die zeitliche Entgrenzung von Arbeit, das vieldiskutierte „Arbeiten ohne Ende" (etwa im Rahmen indirekter Steuerung) eine Auflösung von vertraglich begründeten Grenzen des unternehmerischen Zugriffs auf Arbeitskraft? Bewegt sich „freie Lohnarbeit", wenn das Ende des Arbeitstages nicht mehr verbindlich ist, nicht in Richtung „unfreier Arbeit", deren klarste Ausprägung die Sklaverei ist? Oben wurde argumentiert, dass Unterschiede zwischen Arbeitskonstellationen durch kapitalistische Praktiken von Arbeitskraftnutzung immer wieder bekräftigt und neu artikuliert werden. Doch um Solidarisierungspotentiale zu identifizieren, ist es unerlässlich, den Blick dafür zu schärfen, dass wir es zum Teil mit graduellen Unterschieden zu tun haben und dass bestimmte Erfahrungen – etwa mit Elementen unfreier Arbeit – eher verbindend als trennend wirken können.

4. Die spalterische Wirkung transnationaler Produktion: Arbeitende im „Globalen Norden“ als Konsument:innen der Produkte von Arbeitenden im „Globalen Süden“

Unter Bedingungen transnationaler Produktion kommt es dennoch selten zur grenzüberschreitenden Solidarisierung zwischen Arbeitenden. Dies hat nicht zuletzt damit zu tun, dass transnationale Wertschöpfung oft auf einer räumlichen Trennung zwischen Produktion und Konsumption beruht. Damit entsteht auf den ersten Blick eine Hierarchisierung zwischen jenen Beschäftigten, die in Europa oder den USA derlei Produkte kaufen, und jenen, die sie andernorts (sei es früher in Kolonien oder heute im „Globalen Süden“) produzieren. Dies gipfelt regelmäßig im Vorwurf, „wir alle“ lebten auf Kosten von Arbeitenden im „Rest der Welt“. Im Rahmen eines auf Ungleichheit beruhenden Weltwirtschaftssystems hat er eine gewisse Berechtigung, doch wieder lohnt ein Blick auf Klassenverhältnisse. So hatte man es bereits im „atlantischen System“ mit einer Situation zu tun, in der Arbeitende in den Zentren kapitalistischen Wirtschaftens für die Reproduktion ihrer Arbeitskraft auf kostengünstige Produkte angewiesen waren, die Arbeitende in der Peripherie (hier: in den Kolonien) unter zwar strukturell vergleichbaren (weil mit Elementen von Unfreiheit und Zwang verbundenen), aber doch ungleich schwierigeren Bedingungen herstellten. Der Konsum von „Kolonialwaren“ (wie Baumwolle, Kaffee, Tee oder Zucker) verband Herrschende und Beherrschte in England und andernorts, während er die Unterschiede und Konkurrenzverhältnisse zwischen „weißen“ und „farbigen“ Arbeitenden klarer hervortreten ließ (vgl. Affeldt 2014). Trotzdem betonte etwa Karl Marx zu Recht, dass man es mit einem integrierten Ausbeutungssystem zu tun hat: „Die direkte Sklaverei ist der Angelpunkt der bürgerlichen Industrie, ebenso wie die Maschinen etc. Ohne Sklaverei keine Baumwolle, ohne Baumwolle keine moderne Industrie“ (MEW 4b, S. 132). In diesem System wurde auch die (zunehmend als „weiß“ adressierte) Arbeiter:innenschaft Europas ausgebeutet, selbst wenn die Bedingungen, unter denen dies geschah, (im Durchschnitt) weniger direkt mörderisch waren als in den Kolonien. Daraus zog Marx einen weitreichenden Schluss: „Die Arbeit in weißer Haut kann sich nicht dort emanzipieren, wo sie in schwarzer Haut gebrandmarkt wird“ (MEW 23, S. 318).

In unserer Zeit gerät der Umstand, dass die Reproduktion der Arbeitskraft von Niedriglohnbezieher:innen im „Globalen Norden“ nicht unwesentlich davon abhängt, dass sie Zugriff auf kostengünstige Lebensmittel oder Textilien haben, die geringe Löhne und gesundheitsschädigende Arbeitsbedingungen im „Globalen Süden“ voraussetzen, allzu oft in Vergessenheit. Appelle, dass „wir alle“ den Gürtel enger schnallen und Fair-Trade-Produkte kaufen sollten, gehen an den Realitäten der hiesigen Klassengesellschaft vorbei. Wenn es zutrifft, dass die Arbeits- und Lebensbedingungen von Arbeitenden im „Globalen Norden“ und

„Süden" im Rahmen einer kapitalistischen Weltwirtschaft sowie transnationaler Produktionsstrukturen und Lieferketten engstens miteinander verknüpft sind (wie es seit 2021 sogar durch das Lieferkettensorgfaltspflichtengesetz akzeptiert wird), bedeutet grenzüberschreitende Solidarität, für eine Verbesserung dieser Bedingungen weltweit einzutreten, so unwahrscheinlich dies auch erscheinen mag.

5. Transnationale Produktion ebnet den Weg für das Reisen von Ideen und fördert die Kenntnis voneinander

In der Regel dienten und dienen die Verbindungen, die durch transnationale kapitalistische Aktivitäten in Produktion oder Handel geschaffen werden, als machtvolle Verstärker von Differenz und Konkurrenz. Zugleich können derlei Verknüpfungen Menschen allerdings auch in die Lage versetzen, andere Kontexte kennenzulernen und die eigene Situation vor dem Hintergrund dieses Wissens als spezifisch, menschengemacht und veränderlich zu begreifen. Wiederum lässt sich dies besonders gut im historischen Rückblick erkennen. So verweist Frederick Cooper darauf, dass grenzüberschreitende Verknüpfungen im Rahmen der Kolonialreiche Grundlagen für die Entstehung der internationalen Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei im frühen 19. Jahrhundert, aber auch von „antikolonialen Bewegungen" seit den 1930er-Jahren schufen, die „Aktivisten in kleineren und größeren afrikanischen Städten mit prinzipientreuen Gruppen in den Metropolen verbanden" (Cooper 2007, S. 158). Schon sehr viel früher, um 1800, hatte die enge, und extrem ungleichgewichtige, Verbindung zwischen einer Kolonie wie Haiti und ihrem französischen „Mutterland" nicht nur politische Horizonte erweitert, sondern auch politische Bewegungen inspiriert. Die Ideen der Französischen Revolution reisten entlang der Warenrouten und verliehen der Selbstorganisation der versklavten Bevölkerung in Haiti erheblichen Schwung, deren Anführer als „Black Jacobins" bezeichnet worden sind. Cooper beschreibt „die ernsthafte Debatte in Paris darüber, ob der Geltungsbereich der universellen Erklärung der Menschenrechte begrenzt sei oder nicht, die Aneignung dieses Diskurses über Rechte durch die Sklaven, die Mischung von Idealen und Strategie, die einen französischen Gouverneur 1793 veranlasste, die Sklaverei abzuschaffen und die Sklaven für die Sache des republikanischen Frankreich zu mobilisieren, und den vielgestaltigen und wechselhaften, von Intrigen und Verrat angefüllten Kampf der von Sklaven geführten Armeen, der mit der Unabhängigkeit Haitis endete" (Cooper 2007, S. 142). Ob in Vergangenheit oder Gegenwart: Wo grenzüberschreitende Verbindungen zwischen Arbeitenden entstehen, lernt man sich kennen, und damit lässt sich Kulturrelativismus schwerer aufrechterhalten.

6. „Teile und herrsche"-Strategien im Arbeitsprozess: Von „management by race" zu „interkulturellem Training"

Transnationale Unternehmen, die in differenzierter Weise auf Arbeitskraft in bzw. aus verschiedenen Weltregionen zugreifen, neigen vor diesem Hintergrund oft dazu, diese Praxis ideologisch unter Verweis auf essentielle ethnische und daraus abgeleitete kulturelle Unterschiede zu rechtfertigen. Beispiele dafür finden sich, über Zeit und Raum hinweg, speziell in jenen Konstellationen, in denen die direkte Kooperation im Arbeitsprozess objektive Grundlagen für eine Solidarisierung zwischen Arbeitenden unterschiedlicher Herkunft schafft. Unternehmen mögen die Konkurrenz um Jobs, Geld, Einfluss und Entwicklungsmöglichkeiten aktiv schüren, indem sie Beschäftigtengruppen entlang ethnischer Grenzen auf unterschiedliche Weise organisatorisch einbinden, doch wenn man im Arbeitsalltag direkt zusammenarbeitet, lernt man sich über diese Spaltungslinie hinweg persönlich kennen und schätzen, zumal man sich aufeinander verlassen und einander zur Seite stehen muss, um Aufgaben arbeitsteilig bewältigen zu können. Gezielte Versuche des Managements, diese Vorformen von Solidarisierung zu unterbinden, waren etwa auf den Dampfschiffen des britischen Empire (vgl. dazu Ahuja 2023) zu beobachten, wo um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zunehmend transnationale Besatzungen (aus Großbritannien und Indien, dem Jemen oder China) zum Einsatz kamen. Dies schürte die alte, schon für das 17. und 18. Jahrhundert nachweisbare Angst vor der Herausbildung einer einigen transnationalen Besatzung, die in Gestalt einer „many-headed hydra" die Alpträume frühkolonialer Herrschaften bevölkert hatte (vgl. Linbaugh/Rediker 2000). Daher entwickelte man Strategien, welche die Fragmentierung der Belegschaften entlang ethnischer Linien vertiefen sollten. Begleitet wurde dies durch sich als „wissenschaftlich" verstehende Ausführungen dazu, warum Briten (speziell in heißeren Regionen) vor allem als Vorgesetzte einsetzbar seien, während sich Menschen aus Goa speziell für den Kabinendienst und die Bewohner anderer indischer Regionen vor allem als Heizer eigneten. Dies mag auf den ersten Blick lächerlich erscheinen, verweist jedoch auf sehr reale Über- und Unterordnungsverhältnisse, die von den Schifffahrtslinien etabliert und an Bord durchgesetzt wurden. Die spalterische Wirkung solcher Strategien war umso stärker, als man im Rahmen von „management by race" aus angeblich angeborenen ethnisch-kulturellen Unterschieden unterschiedliche Standards für Löhne, die Größe der Unterkünfte an Bord oder angemessene Arbeitszeiten ableitete (vgl. Ahuja 2023). Rechtlich wurde diese Differenzierung nicht nur durch spezifische Vertragsbedingungen abgesichert, sondern auch durch die Etablierung einer eigenen Vertragskategorie im „British imperial maritime law", den „Lascar (or Asiatic) Terms of Agreement" für indische Seeleute. „Ideologically, the reduced formal freedom of ‚lascar' contracts (particularly evident in the severely restricted right

to terminate the contract) was justified by ascribing to these seafarers a ‚racial essence' that could be harnessed for useful purposes only by specific, skillfully deployed means" (ebd., S. 230). Die Lohnarbeit von Laskars war demnach sogar formal deutlich weniger „frei" als die von britischen Seeleuten.

Man mag dies als lange überwundene Vergangenheit abtun. Allerdings trifft man heute im Kontext von „intercultural training"-Schulungen von Unternehmen auf bemerkenswert ähnliche Denkfiguren. In vielen IT-Firmen, die etwa in der Softwareprogrammierung Beschäftigte aus einem amerikanischen oder europäischen Mutterhaus im Rahmen transnationaler Projektteams direkt mit Beschäftigten aus anderen Weltregionen zusammenarbeiten lassen, sind derlei Schulungen verpflichtend, die oft auf den Schriften von Geert Hofstede (1980) beruhen. Dieser geht davon aus, „that people carry ‚mental programmes' which […] are most clearly expressed in the different values that predominate among people from different countries" (ebd. 11). Haltungen zu sozialer Ungleichheit und Hierarchie, zu Regeln und Prozessen, zu „Individualismus" oder „Männlichkeit" erscheinen hier als Merkmale von „Nationalcharakteren", die nicht zuletzt durch das Klima des Herkunftslandes bestimmt seien (vgl. ebd., S. 121–125, 291 f.) – eine Argumentation, die Hofsteede in bedenkliche Nähe zu biologistischen Rassetheorien bringt. Im Kontext moderner transnationaler Softwareentwicklung wird dies etwa in die (wiederum als „wissenschaftlich" deklarierte) Annahme übersetzt, dass Deutsche sehr diszipliniert seien, während Inder:innen schwer „Nein" sagen könnten. Diese Stereotypisierung gewinnt an Überzeugungskraft, weil es bei transnational „verteilter Entwicklung", die Beschäftigte verschiedener Niederlassungen zusammenbringt, ihnen aber unterschiedlich einflussreiche Positionen zuweist, in der Tat meist Europäer:innen zu Vorgesetztenpositionen bringen, während Inder:innen in der Regel in subalternen Positionen anzutreffen sind, die es tatsächlich schwer machen, Anforderungen zurückzuweisen. Formalrechtlich handelt es sich hierbei allerdings um „freie Lohnarbeit", sieht man einmal davon ab, dass in Indien Berufseinsteiger:innen in einer Phase des Fachkräftemangels (um 2007) im Gegenzug für ein „initial training" oftmals eine Mindestbeschäftigungszeit vertraglich zusagen, also zeitweise auf ihr Recht auf Kündigung verzichten mussten – in manchen Interviews wurde dies als „bonded labour" bezeichnet (vgl. Mayer-Ahuja 2011, S. 206). Die Anklänge an die Kolonialzeit sind nicht zu überhören.

Auf jeden Fall nutzen damals wie heute Unternehmen die Möglichkeit, eine transnationale Solidarisierung auf Basis der direkten Kooperation im Arbeitsprozess zu unterbinden, indem man „kulturelle Unterschiede" als Begründung für eine dauerhafte arbeitsorganisatorische Segmentierung heranzieht. Trotzdem kann Zusammenarbeit die Einsicht in gemeinsame Problemlagen fördern – etwa in die Gefahr des Jobverlustes, wenn das Unternehmen auf der Jagd nach immer geringeren Lohnkosten kontinuierlich Standorte verlagert.

7. Die ambivalente Rolle politischer Regulierung: Zwischen Standortkonkurrenz und übergreifenden Konjunkturen der (In-)Formalisierung von Arbeit

Staatlicher Politik kam, so könnte man meinen, in den vergangenen Jahrzehnten zugespitzter „Globalisierung" vor allem die Aufgabe zu, den jeweiligen nationalen „Wirtschaftsstandort" zu stärken, sich also der eingangs beschriebenen „Verflachung der Welt" entgegenzustemmen, indem man Unternehmen aktiv dabei unterstützt, unter den jeweils spezifischen Bedingungen vor Ort möglichst profitabel zu wirtschaften. Umso bemerkenswerter ist es, dass verschiedenste Nationalstaaten, im „Globalen Norden" wie „Süden", seit Mitte des 20. Jahrhunderts bei der politischen Regulierung von Arbeit sehr ähnliche Wege beschritten haben (vgl. dazu ausführlich Mayer-Ahuja 2017).

Zwei Perioden lassen sich unterscheiden: In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte eine Tendenz der Formalisierung von Lohnarbeit vor. Abhängige Beschäftigung gewann in Deutschland wie Indien, in England wie Brasilien, in Nordamerika wie Südafrika zwischen den 1950er- und den 1970er-Jahren an Bedeutung, wurde zunehmend mit existenzsichernden Löhnen vergütet und mit sozialer wie rechtlicher Absicherung verknüpft, während der Ausbau öffentlicher Dienste dazu beitrug, dass Arbeitende auf ein wachsendes Sozialeigentum zugreifen konnten. Dies hatte widersprüchliche Wirkungen auf Prozesse von Klassenformierung: Die Scheidelinie zwischen Kapital und Arbeit wurde nicht angetastet, aber der Abstand zwischen Arm und Reich verkleinerte sich. Vor allem jedoch wurden die sozialen Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen von Lohnabhängigen reduziert, indem man Formen von „standard employment" etablierte, die auf kollektiven Standards in Gesetz oder Tarifvertrag beruhten. In dem Maße allerdings, wie sich ein Block von relativ gut abgesicherten „standard employees" herausbildete und wuchs, der im Zeichen von Wirtschaftswachstum und Vollbeschäftigung gegenüber Unternehmen und Staat immer bessere Bedingungen durchsetzen konnte, vergrößerte sich wiederum der Abstand zu anderen Gruppen von Arbeitenden, die an dieser Entwicklung nicht teilhatten. Zu ihnen gehörten weltweit Frauen und migrantische Beschäftigte. Insofern wurde die Informalisierung bzw. Prekarisierung von Arbeit paradoxerweise erst im Rahmen von Prozessen der Formalisierung bzw. „Normalisierung" denkbar. „Unter dem Strich" reduzierte jedoch die Etablierung kollektiver Standards die Ungleichheit und Konkurrenz zwischen arbeitenden Menschen. Es wurde leichter, sich solidarisch zu verhalten, weil die eigene Existenz zunehmend abgesichert war und man gemeinsam mit anderen wirkungsvoll für kollektive Standards eintreten konnte – sei es im Betrieb, auf Branchen- oder auf nationalstaatlicher Ebene.

Spätestens seit den 1980er-Jahren ist hingegen nahezu weltweit eine gegenläufige Tendenz festzustellen: Im Zuge von Informalisierungs- und Preka-

risierungsprozessen wird die Verknüpfung zwischen Lohnarbeit und sozialer Sicherung gelockert, Arbeitsrechte werden abgeschafft oder nicht länger konsequent implementiert. Beschäftigungsverhältnisse wie Leiharbeit, Befristungen oder Werkverträge werden durch Erweiterung rechtlicher Spielräume aktiv gefördert und nehmen in Zahl und Anteil zu, während öffentliche Dienste in großem Stil privatisiert oder an ökonomischen Kennziffern ausgerichtet werden, was einer Enteignung von Sozialkapital gleichkommt. Weil diese Politik allerdings selbst innerhalb eines Nationalstaats nicht alle Arbeitenden gleichermaßen betrifft und weil die Abkehr von kollektiven Standards bedeutet, dass Beschäftigte zunehmend für sich selbst eintreten müssen, nehmen Differenz und Konkurrenz zwischen ihnen zu, Gewerkschaften werden geschwächt. Auch die Auswirkungen dieser weltweit wirksamen Politiken der (In-)Formalisierung auf Dynamiken von Klassenformierung in verschiedenen Weltregionen sind ambivalent: Zum einen unterscheidet sich die soziale Substanz informeller Arbeit (etwa in Indien) von derjenigen prekärer Arbeit (etwa in Deutschland) allein schon dadurch, dass „ungesicherte Arbeit" hierzulande etwa ein Viertel der Beschäftigten, in Indien hingegen etwa 90 % von ihnen betrifft und zudem in ein anderes Szenario ökonomischer, politischer und gesellschaftlicher Regulierung eingebunden ist. Zum anderen sind die staatlichen Politikansätze, auch wenn sie vor allem innerhalb nationaler Grenzen wirken, so ähnlich, dass sie letztlich sehr vergleichbare Folgen für arbeitende Männer und Frauen in verschiedenen Weltregionen zeitigen. In den vergangenen drei Jahrzehnten haben sie weltweit zur Schwächung von Arbeitenden beigetragen, die „soziale Frage" ist auf globaler Ebene zurückgekehrt (Breman/van der Linden 2014). Diese Entwicklung mag Potentiale für eine grenzüberschreitende, im engeren Sinne politische Mobilisierung schaffen.

8. Internationale Solidarität?

Kapitalismus beruht auf Ungleichheit und Konkurrenz: Arbeitende konkurrieren miteinander um Arbeitsplätze und Lebenschancen, und Unternehmen schüren dieses Ringen weiter. Speziell der Zugriff auf Arbeitskraft in bzw. aus verschiedenen Weltregionen erweist sich dabei seit kolonialen Zeiten als wirkungsvolles Mittel, um Löhne allerorts zu senken und Arbeitsbedingungen zu verschlechtern. Dies gilt umso mehr, als selbst Betriebsräte in transnational tätigen Konzernen es oft schwer finden, über Niederlassungen, Staatsgrenzen oder gar Weltregionen hinweg eine gemeinsame Position zu formulieren, die verhindert, dass Arbeitende gegeneinander ausgespielt werden. Und doch gibt es Hinweise auf Potentiale für eine grenzüberschreitende Verständigung von Arbeitenden. Sie entstehen durch die Aktivitäten von Konzernen, die gleichzeitig auf Arbeitskraft in verschiedenen Weltregionen zugreifen und damit direkte Kooperationsbeziehungen im Arbeitsprozess herstellen; durch grenzüberschreitende Konjunkturen

der politischen Regulierung von Arbeit und sozialer Sicherung, aber auch durch die ähnlicher werdenden Arbeitsrealitäten von einheimischen und migrantischen Beschäftigten in jenen Bereichen des Arbeitsmarktes (wie etwa der Fleisch- oder Logistikindustrie; vgl. Birke 2022), die durch Niedriglöhne, unsichere Verträge, fehlende soziale Absicherung und eine schwache Präsenz von Betriebsräten und Gewerkschaften geprägt sind. Kurz: Im Rahmen jener transnationalen Verknüpfungen, die von Unternehmen (oft mit staatlicher Unterstützung) hergestellt werden, bilden sich Berührungspunkte und teilweise objektive Gemeinsamkeiten zwischen Arbeitenden heraus, die es durchaus nahelegen, in den Worten von Karl Marx von einer grenzüberschreitenden „Klasse an sich" zu sprechen. In Bezug auf die entstehende Arbeiter:innenschaft des 19. Jahrhunderts schrieb er: „Die ökonomischen Verhältnisse haben zuerst die Masse der Bevölkerung in Arbeiter verwandelt. Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber noch nicht für sich selbst" (MEW 4b, S. 180–181). Ob aus der grenzüberschreitenden „Masse" von Arbeitenden, die in unserer Zeit, wie oben argumentiert, in vieler Hinsicht ähnliche Erfahrungen und Interessen teilt, zumindest punktuell und vorübergehend eine „Klasse für sich" werden kann, die tatsächlich internationale Solidarität praktiziert, hängt nicht zuletzt davon ab, wie Gewerkschaften mit der hier skizzierten Dialektik transnationaler Arbeit umgehen. Denn dabei geht es, wie Marx bemerkt, um einen „politische[n] Kampf" (ebd., S. 181). Wird das Trennende, die Konkurrenz, die Standortlogik betont und die „eigene Klientel" eng definiert oder tritt man transnational agierenden Unternehmen und Regierungen, die über Weltregionen hinweg ähnliche Politikrezepte anwenden, als arbeitende Klasse gegenüber, die grenzüberschreitend vielfach verbunden ist – und die insgesamt nur verlieren kann, wenn sie kapitalistischer Differenzierung und Konkurrenz nichts entgegenzusetzen hat?

„Internationale Solidarität" ist kein Selbstläufer. Sie bedeutet eine enorme Herausforderung, denn das Ankämpfen gegen die Logik kapitalistischen Wirtschaftens ist aufwändig und jeder kleinste Erfolg mit einer hohen Wahrscheinlichkeit von Rückschlägen verbunden. Allein das Ringen um eine grenzüberschreitende Ausweitung von Solidarität beinhaltet aber zugleich die Chance, konkrete Interessenvertretungspolitik mit Schritten hin zu einer anderen Welt zu verbinden und die „Wüste von Banalität und Ratlosigkeit" hinter sich zu lassen, die in dem Maße an Terrain gewinnt, wie „die utopischen Oasen austrocknen" (Habermas 1985, S. 161).

Literatur

Affeldt, Stefanie (2014): Consuming Whiteness. Australian Racism and the "White Sugar" Campaign. Münster: Lit-Verlag.

Ahuja, Ravi (2023): Industrial 'Cyclopes' and 'Native' Stokers. British Steamshipping and the Attractions of 'Racial Management' (c. 1880–1930) In: van der Linden, Marcel / Mayer-Ahuja, Nicole (Hrsg.): Power at Work. A global perspective on control and resistance. Berlin: de Gruyter. S. 211–237.

Birke, Peter (2022): Grenzen aus Glas. Arbeit, Rassismus und Kämpfe der Migration in Deutschland. Wien: Mandelbaum.

Bremen, Jan/van der Linden, Marcel (2014): Informalising the Economy: The Return of the Social Question at a Global Level. In: Development and Change 45, H. 5, S. 920–940.

Cooper, Frederick (2007): Was nützt der Begriff der Globalisierung? Aus der Perspektive eines Afrikahistorikers In: Conrad, Sebastian / Eckert, Andreas / Freitag, Ulrike (Hrsg.): Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen. Frankfurt am Main / New York: Campus. S. 131–161.

Friedman, Thomas L. (2007): The World is flat. A brief History of the globalized World in the 21st Century. Harlow u. a.: Penguin.

Habermas, Jürgen (1985): Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien In: Habermas, Jürgen: Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 141–162.

Hofstede, Geert (1980): Culture's Consequences. International Differences in Work-Related Values. Beverly Hills / London: Sage.

Linbaugh, Peter / Rediker, Marcus (2000): The Many-Headed Hydra. Sailers, Slaves, Commoners, and the Hidden History of the Revolutionary Atlantic. Boston: Beacon Press.

Mayer-Ahuja, Nicole (2011): Grenzen der Homogenisierung. IT-Arbeit zwischen ortsgebundener Regulierung und transnationaler Unternehmensstrategie. Frankfurt a. M. / New York: Campus.

Mayer-Ahuja, Nicole (2017): Die Globalität unsicherer Arbeit als konzeptionelle Provokation: Zum Zusammenhang zwischen Informalität im Globalen Süden und Prekarität im Globalen Norden. In: Themenheft Arbeit und Kapitalismus, Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, Band 43, Ausgabe 2, S. 264–296.

MEW 4: Marx, Karl / Engels, Friedrich: Das Manifest der Kommunistischen Partei. In: MEW 4, Berlin 1974, S. 459–493.

MEW 4b: Marx, Karl: Das Elend der Philosophie. In: MEW 4, Berlin 1974, S. 65–182.

MEW 23: Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Bd. 1. In: MEW 23, Berlin 1972, S. 49–947.

Van der Linden, Marcel (2010): Re-constructing the Origins of modern Labor Management. In: Labor History 51, H. 4, November 2010, S. 509–522.

Weder Fisch noch Fleisch?

Ambivalenzen globaler Warenketten im neoliberalen Nahrungsregime[1]

Karin Fischer und Ernst Langthaler

1. Einleitung

Seit einigen Jahrzehnten verzehrt die Weltbevölkerung immer mehr Fisch und Fleisch – und verschärft damit soziale und ökologische Problemlagen. Obwohl Fisch als „gesündere" Alternative zum krank machenden Fleisch gilt, machen beide Lebensmittel wiederholt negative Schlagzeilen – von der Überfischung der Ozeane über die Entwaldung durch Futtermittelanbau bis zum Tierleid in den Mastbetrieben. Hinter diesen Schlagzeilen stecken nicht nachhaltige Produktions- und Konsumweisen: Fisch wie Fleisch werden industriell produziert, sind in grenzüberschreitende Warenströme einbezogen und werden sozial ungleich konsumiert.

Der Beitrag ist an den Schnittstellen der Forschung zu globalen Warenketten (*global commodity chains*) und Warenfronten (*commodity frontiers*) angesiedelt. Die Forschung zu Warenketten bettet Akteur:innen und Aktivitäten in grenzüberschreitende, durch ungleiche Machtverhältnisse gekennzeichnete Netzwerke ein. Sie zeigt, etwa am Beispiel Lachs, die Verbindungen zwischen so unterschiedlichen Orten wie einem Gentechniklabor in Norwegen, Netzkäfigen an der südchilenischen Pazifikküste, dem Global Player in der Steueroase Zypern und einem Supermarkt in Deutschland (Fischer 2021). Der globale Fleisch-Komplex umfasst Verflechtungen zwischen Sojamonokulturen in brasilianischen Savannen- und Regenwaldzonen, transnationalen Biotechnologie- und Handelskonzernen mit Sitz in den USA, Billiglohnarbeiter:innen in europäischen Schlachthöfen und chinesischen Fleischkonsument:innen (Langthaler 2021). Die Warenkettenanalyse stellt die Erkenntnisse der sozial- und kulturwissenschaftlichen Arbeits- und

1 Grundlage unseres Beitrags ist ein Gedanke, der den Dreh- und Angelpunkt von Brigitte Aulenbachers Forschung darstellt: Der Kapitalismus gefährdet in sozialer und ökologischer Hinsicht seine eigenen Existenzgrundlagen und diejenigen anderer Gesellschaftsformationen. Bei ihr ist es die Sorgearbeit, bei uns sind es Landwirtschaft und Ernährung, die kommodifiziert werden. Sie analysiert die veränderlichen Grenzziehungen marktförmiger Vergesellschaftung als (De)Kommodifizierung, wir sprechen von Warenketten und Warenfronten. Wir profitieren von den Diskussionen mit Brigitte Aulenbacher, die uns immer wieder auf das Wesentliche zurückführen: die Kritik des Kapitalismus und wie man ihm entkommt.

Umweltforschung in größere, globale Zusammenhänge und liefert so wichtige Bausteine zur Analyse des Kapitalismus.

Die Reorganisation von globalen Warenketten kann mit dem Konzept der in verschiedenen Weltregionen vorrückenden Warenfronten analytisch erfasst werden. Neue Warenfronten machen billige Arbeit, Energie und Natur verfügbar und befeuern das Wachstum der profitgetriebenen Warenproduktion (Moore 2019). Die Verwandlung von Gebrauchs- in Tauschwert, die Aneignung billiger natürlicher Ressourcen und unter- oder unbezahlter menschlicher und nichtmenschlicher Arbeit sowie die Akkumulation von Kapital zur Schaffung neuer Warenfronten waren und sind wesentliche Bedingungen für die kapitalistische Entwicklung. Wie Arbeit ist Natur dabei keine „externe Bedingung", sondern integraler Bestandteil von Warenketten (Baglioni/Campling 2017). Warenfronten können aber auch zum Stillstand kommen oder sogar zurückgedrängt werden – etwa dann, wenn die natürlichen und sozialen Profitquellen erschöpft sind.

Unsere Warengeschichten rund um Fleisch und Fisch umfassen die Jahrzehnte seit den 1980er-Jahren, einer Periode, die auch als neoliberales Nahrungsregime (*corporate food regime*) bezeichnet wird (McMichael 2013, S. 41–61). Das neoliberale Nahrungsregime unterscheidet sich von seinen Vorgängern durch die Flexibilisierung staatlicher Interventionen im Agrarbereich und den Machtgewinn transnationaler Unternehmen im Rahmen der Welthandelsorganisation (World Trade Organization, WTO) und multi- und bilateraler Handelsabkommen. Wir folgen in den anschließenden Kapiteln den Warenketten von Fleisch und Fisch, wobei wir nach Machtasymmetrien, Ungleichheitsbeziehungen und Nachhaltigkeitseffekten fragen. Im Schlusskapitel fassen wir unsere Erkenntnisse zusammen und skizzieren mögliche Alternativen zum herrschenden Nahrungsregime.

2. Warenkette Fleisch

Die Expansion des Fleisch-Komplexes (*meatification*), die bis zu den 1970er-Jahren die Produktions- und Konsumverhältnisse im Globalen Norden umgewälzt hatte, erfasste ab den 1980er-Jahren verstärkt den Globalen Süden (Weis 2013; Smil 2013). Die weltweite Fleischproduktion durch konventionelle Farmen und fabrikmäßige *Confined Animal Feeding Operations* (CAFOs) expandierte seither auf das Zweieinhalbfache, wobei die besonders profitablen Masthühner die übrigen Tierarten verdrängten. Die größten Zuwächse erzielte Ostasien, vor allem China, vor Lateinamerika, einschließlich der Karibik, und dem restlichen Asien. Dadurch verlagerte sich der Schwerpunkt der globalen Fleischproduktion von Europa nach Ostasien. Noch stärker als die Produktion boomte der Fleischhandel, dessen Volumen auf mehr als das Fünffache anschwoll. Die globalen Warenketten änderten ihre Fließrichtungen: Australien und Ozeanien verloren ihre Spitzenstellung als Exportweltmeister; Europa und Nordamerika positionierten sich neben Latein-

amerika als Hauptexporteure; Ostasien avancierte zum überragenden Importeur. Der Fleischkonsum, der im Weltdurchschnitt von 31 auf 43 Kilogramm pro Kopf und Jahr zulegte, entwickelte sich regional unterschiedlich: Er stabilisierte sich in Europa sowie Australien und Ozeanien auf hohem und in Afrika auf niedrigem Niveau; er schwoll in Nordamerika auf exzessive Ausmaße an; er expandierte, wenngleich von niedriger Ausgangsbasis, in Asien und nahm auch in Lateinamerika stark zu (FAO 2023).

Der Fleischexzess unter neoliberalen Vorzeichen speiste sich aus Expansionen regionaler Warenfronten im globalen Warenkettennetzwerk – mit China und Brasilien als Hauptbrennpunkten (Oliveira / Schneider 2015). In der Volksrepublik China entfachten die wirtschaftspolitischen Reformen des KP-Regimes ab 1978 einen Wachstumsschub im Industrie- und Dienstleistungssektor, der jenen Einkommenszuwächse bescherte, die in die ostchinesischen Megastädte zuwanderten. Die kaufkräftigeren Aufsteigerfamilien erhöhten den Verzehr von Fleisch, vor allem von Schweinen, als prestigeträchtiges Lebensstilelement. Der jährliche Pro-Kopf-Konsum Chinas stieg seit 1980 von 14,6 auf 62,1 Kilogramm im Jahr 2020, davon 35,5 Kilogramm Schweinefleisch. Die chinesische *meatification* war eng gekoppelt an den staatssubventionierten Aufbau einer nationalen Futtermittel- und Mastviehindustrie. Mit dem Beitritt zur WTO 2001 liberalisierte China die Märkte und begünstigte die Einfuhr von Futtermitteln, vor allem von Sojabohnen und Fleisch aus Übersee. Laut Vorgabe der kommunistischen Führung lag der Schwerpunkt auf der inländischen Fleischproduktion, die sich seit 1980 verfünffachte, mittels im Inland zu Futtermitteln verarbeiteter Sojabohnen überwiegend ausländischer Herkunft. Die Güllemengen aus den Mastfabriken wurden aufwändig deponiert oder auf Feldern zur Düngung ausgebracht, wo sie das Grundwasser und damit die benachbarte Bevölkerung gefährdeten. Der enorme Zustrom billiger Sojabohnen zunächst aus Nord- und zunehmend aus Südamerika, der sich seit 1980 versiebzigfachte, verdrängte die inländische Sojaproduktion, so dass die Anbauflächen zurückgingen und Kleinbauernfamilien in die Städte abwanderten (Schneider 2011; Schneider 2017).

Die transozeanischen Sojaströme nach China entsprangen in Nord- und Südamerika, wobei sich Brasilien als Hauptquelle etablierte (Langthaler 2022). Die brasilianische Sojaexpansion, die als geopolitisches und -ökonomisches Modernisierungsprojekt der Militärdiktatur in den 1960er-Jahren gestartet worden war, erfuhr unter den demokratischen Regierungen ab den 1990er-Jahren einen erneuten Schub. Zunächst verschob die Handelsliberalisierung durch die WTO die Macht von staatlichen Behörden auf (trans-)nationale Unternehmen, deren Geschäftsmodell auf Soja als standardisierter Ware für den Weltmarkt basierte. Zudem vereinfachte und verbilligte das biotechnologische Paket aus transgenem Saatgut, Herbiziden und Direktsaat die profitträchtige Sojaexpansion im Mittleren Westen des Landes auf Kosten indigener Gemeinschaften und naturnaher Biome. Schließlich befeuerte die globale, vor allem chinesische Nachfrage nach

Futtermitteln die Sojapreise, worauf sich Brasilien als Anbieter unverarbeiteter Bohnen spezialisierte (Turzi 2017; Baraibar Norberg 2019, S. 165–299; Rossoto Ioris 2018, S. 49–72).

Die brasilianische Sojaexpansion bescherte einigen wenigen Akteur:innen reichlich Profite, bürdete aber Gesellschaft und Natur schwere Lasten auf. Der brasilianisch-chinesische Sojahandel wird mittlerweile von den „ABCD-Unternehmen" (Archer Daniels Midland, Bunge und Cargill mit Sitz in den USA sowie Dreyfus mit Sitz in den Niederlanden) dominiert, die fast die Hälfte des Export- und mehr als ein Drittel des Importwertes kontrollieren. Auf die vier Großen folgen mittlere und kleinere Unternehmen mit Sitz in den USA, China, der Schweiz und Brasilien. Von den 29,3 Millionen Hektar Anbaufläche für Sojabohnen wurden 2018 nur 19 % für den Inlandsverbrauch genutzt. Die verbleibende Fläche, vor allem in den Savannen- und Regenwaldgebieten, wurde von China (55 %), der Europäischen Union (11 %) und anderen ausländischen Abnehmern als „Geisteräcker" (d. h. von einem Staat außerhalb seines Hoheitsgebiets genutztes Land) in Anspruch genommen. Die damit verbundene Entwaldung erfasste 61.500 Hektar, die 10 Millionen Tonnen Kohlendioxidemissionen in die Atmosphäre verursachten (Trase 2023). Die von China, Europa und anderen Weltregionen vorangetriebene Expansion der Sojafront in Brasilien dezimierte nicht nur die heimische Sozio- und Biodiversität, sondern verschärfte auch die globale Klimakrise. Noch katastrophaler als die direkten Folgen der Sojaexpansion wirkten deren indirekte Folgen durch die Verdrängung der Viehzucht und anderer extensiverer Landnutzungen in die Regenwälder. Die Kosten der exportgetriebenen Sojaexpansion für die Natur stehen in engem Zusammenhang mit den Kosten für die Gesellschaft – der Vertreibung von Bauern und indigenen Gemeinschaften sowie den Gesundheitsrisiken für die verbleibende Bevölkerung durch den exzessiven Einsatz von Herbiziden auf dagegen resistenten Sojamonokulturen (Lapegna 2016; Turzi 2017).

Der „(sozial-)ökologische Hufabdruck" des sich über den Globus breitenden Fleisch-Komplexes hinterlässt nicht nur im Globalen Süden, sondern auch im Globalen Norden tiefe Spuren in Gesellschaft und Natur (Weis 2013) – wie etwa das Beispiel Deutschland zeigt. Das Land war 2020 mit 7,8 Millionen Tonnen der weltweit fünftgrößte Fleischproduzent, seine Bevölkerung konsumierte mit 78,8 Kilogramm pro Kopf fast das Doppelte des Weltdurchschnitts. Trotz des hohen Wohlstandsniveaus gelten in vielen Produktionsabschnitten niedrige Sozial- und Umweltstandards. Wie die Infektionsherde in deutschen Schlachthöfen während der Corona-Pandemie offenbarten, herrschen in der Branche mit ihren rund 90.000 Beschäftigten ausbeuterische Arbeitsverhältnisse. Ein wichtiger Erfolgsfaktor der deutschen Schlachtindustrie, in der drei Großunternehmen – Tönnies, Westfleisch und Vion – mehr als die Hälfte des Marktes kontrollieren, sind die niedrigen Arbeitskosten. Beinahe zwei Drittel der Beschäftigten sind von Subunternehmen über Werkverträge oder durch Arbeitnehmerüberlassung

angestellt und stammen aus Mittel- und Osteuropa. Diesen prekär Beschäftigten werden oft Zahlungen für Urlaubs-, Feier- und Krankenstandstage und Überstunden vorenthalten sowie Kosten für Massenunterkünfte, Arbeitsschutzausrüstung und Werkzeuge vom Lohn abgezogen (Birke 2021). Nicht nur die Menschen, sondern auch die als „Nutztiere" in hochtechnisierten Ställen verwerteten Rinder, Schweine und Hühner unterliegen physisch und psychisch leidvollen Bedingungen, die oft die – ohnehin von Tierschutzorganisationen als ungenügend kritisierten – gesetzlichen Standards unterlaufen. Entlang der gesamten Warenkette vom Acker über den Stall bis zum Teller häufen sich Probleme: Gülleüberschüsse, die durch Überdüngung der Felder das Grundwasser kontaminieren; Lebensmittelabfälle, die deponiert, verbrannt oder in Billiglohnländer exportiert werden; „Wohlstandskrankheiten", die auf exzessivem Fleischkonsum basieren und so fort (Heinrich Böll Stiftung 2021).

Auf welche Frontabschnitte im weltumspannenden Warenkettennetzwerk des Fleisch-Komplexes wir auch blicken: Überall kontrastieren die Gewinne einiger Weniger mit den Kosten für Gesellschaft und Natur. Der globale Fleisch-Komplex enthält Ausbuchtungen mit vielen, einflussarmen Produzierenden und Konsumierenden und Flaschenhälse, an denen wenige in Verarbeitung und Handel tätige Unternehmen einen Großteil des Warenflusses kontrollieren und daraus Profit generieren. Die sich erweiternden Ausbuchtungen repräsentieren expandierende Warenfronten, die in verschiedenen Weltregionen Gesellschaft und Natur der kapitalistischen Wertschöpfung unterordnen: den Futtergetreide- und Ölfruchtmonokulturen, der konventionellen und fabrikmäßigen Mastviehproduktion sowie den fleischbasierten Ernährungsstilen (Langthaler 2016).

3. Warenkette Fisch

Im Jahr 2020 wurden die meisten Fische und Meerestiere gefangen und gezüchtet seit die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen Aufzeichnungen darüber führt. Über 20 Kilogramm verzehrt eine durchschnittliche Weltbürgerin pro Jahr. Das ist mehr als das Doppelte als Anfang der 1960er-Jahre und eine noch größere Steigerung als bei Fleisch. Auch in der Fischproduktion haben die Handelsströme seit Ende der 1970er-Jahre ihre Fließrichtung umgekehrt: Ein Großteil der weltweit konsumierten Erzeugnisse aus Fischerei und Aquakultur, der industriellen Aufzucht von im Wasser lebenden Organismen, stammt aus dem Globalen Süden. Die Zentren der Weltwirtschaft sind Nettoimporteure geworden. An der Spitze steht die Europäische Union, gefolgt von den USA, Japan – und China. Dass China nicht nur beim Export, sondern auch beim Import ganz vorne liegt, ist nicht nur dem lokalen Konsum geschuldet, sondern auch Ergebnis globaler Warenkettennetzwerke: Fisch wird eingeführt, weiterverarbeitet und als Konserve, Fertigmenü oder Räucherlachs exportiert. Glo-

bal gehandelte Fische und Meerestiere – und diese gehören zu den am stärksten in Welthandelsströme einbezogenen Nahrungsmitteln – stammen zur Hälfte aus industrieller Zucht. Die enorme Mengensteigerung bei Produktion, Handel und Konsum wäre angesichts der Überfischung und der Dezimierung der Fischpopulationen in den Meeren gar nicht anders möglich (FAO 2022).

Der Konsum ist sehr ungleich verteilt: 5,4 Kilogramm pro Kopf sind es in Ländern mit niedrigem Einkommen, 26,5 Kilogramm in Ländern mit hohem Einkommen (FAO 2022, S. 83). Im Globalen Süden ist der durchschnittliche Pro-Kopf-Verbrauch in den letzten Jahren zwar stärker gestiegen als im Globalen Norden, allerdings von einem viel niedrigeren Ausgangsniveau aus und in sehr unterschiedlichem Ausmaß. Anstiege gibt es insbesondere in China und in den Ländern mit mittlerem Einkommen der Region. Zuwächse in Nordafrika liegen weit vor jenen in Subsahara-Afrika, wo der Fischkonsum in einigen Ländern sogar zurückgegangen ist (FAO 2020, S. 4 f., 67 ff.). Einige Fischexportländer am afrikanischen Kontinent sind in Mengen gemessen sogar Importeure. Das bedeutet: Hochwertiger Fisch – etwa Thunfisch und Shrimps aus industrieller Zucht – wird exportiert, Billigfisch wie Sardinen, Heringe und Makrelen werden importiert. Die FAO bezeichnet das als „vorteilhaften Austausch", denn die Fischindustrie schaffe Einkommen und Exporterlöse, mit denen Proteinquellen importiert werden können (FAO 2022, S. 100). Gemeinsam mit Weltbank und regionalen Entwicklungsbanken setzt sie auf eine „blaue Transformation": Die Ausweitung der Aquakulturindustrie und die Integration der *fish farmers* in globale Warenkettennetzwerke sollen Deviseneinnahmen bringen und die Ernährungssituation verbessern (O'Shea 2019). Die Austauschverhältnisse können auch anders interpretiert werden: Durch die Einbindung in das *corporate (sea)food regime* exportieren arme Länder in Subsahara-Afrika und Asien nährstoffreiche und ökologisch anspruchsvolle Aquakulturprodukte und importieren weniger gesunde Ersatzprodukte, manche sind gar von Grundnahrungsmittelimporten abhängig (Dunayway / Macabuac 2023). Dass industrielle Fischzucht und Exporte die Ernährungsunsicherheit lindern, bleibt deshalb umstritten (Belton et al. 2020). Es gilt festzuhalten: Wenngleich Essgewohnheiten und geografische Faktoren fraglos eine Rolle spielen, korrelieren im Allgemeinen niedrige Einkommen und geringer Fischkonsum. Insbesondere hochpreisige Aquakulturprodukte wie Lachs, Shrimps und Thunfisch werden für den Export produziert und sind für die lokale Bevölkerung, aber auch für einkommensschwache Verbraucher:innen im Globalen Norden unerschwinglich (Belton et al. 2018; Issifu et al. 2022).

Genau dieses Segment ist ein Wachstumsmarkt. Die hochtechnologische, energie- und inputintensive Aquakulturindustrie wird vom Großkapital dominiert. Mowi, einer der größten Nahrungsmittelkonzerne im Besitz des norwegischen Öl- und Schifffahrtsmilliardärs John Frederiksen, sorgt für mehr als ein Drittel der globalen Lachs- und Forellenproduktion aus industrieller Zucht. Global Players wie Mowi kontrollieren die gesamte Warenkette, von der Eiproduktion über

die Futtermittelerzeugung und die Produktion bis hin zu Vertrieb und Forschung (Fischer 2021). Für Mitsubishi, Unilever oder die Lehman Brothers (vor ihrem Zusammenbruch) ist die Aquakulturindustrie eine nach Rentabilitätskriterien bewertete Unternehmenssparte (Longo et al. 2015, S. 159; Campling / Colás 2021).

Intensive Fischproduktion bringt Probleme mit sich, wie sie aus den Legebatterien für Hühner bekannt sind: die ungelöste Entsorgung von Abfall, Chemie- und Medikamenteneinsatz, intensive Fütterung und Tierleid. Dazu kommt die Schädigung der lokalen Fischfauna und die Kontaminierung des Meeres durch Chemikalien, Kot und, etwa im Fall der chilenischen Lachszucht, die Versenkung millionenfacher Tierkadaver, die an Fischkrankheiten verendet sind (Fischer 2021). In Ecuador, Bangladesch und auf den Philippinen sind durch die Shrimp-Aquakulturindustrie 70 Prozent der Mangrovenwälder abgeholzt worden. Aufgrund der Verseuchung der Teichböden mit Chemikalien werden Shrimpteiche nach drei- bis maximal zehnjähriger Nutzung aufgegeben. Eine Aufforstung ist über Jahrzehnte hinweg unmöglich (Islam 2014, S. 60 ff.).

Viele Zuchtfischarten werden mit Lebendfisch aus Schleppnetzfischerei gefüttert. Das läuft dem Argument entgegen, die Aquakulturindustrie trage zur Erholung der natürlichen Fischfauna bei. Zwar arbeitet die Forschung an genetisch modifizierten Fischen, die weniger Fischöl und Fischmehl für ihr Wachstum brauchen. Futter und Futterverwertung sollen durch den Zusatz von Soja und anderen Ölsamen, Algen und Insektenlarven nachhaltiger werden. Eine metabolische Betrachtung offenbart trotz solcher „Erfolgsmeldungen" aus Genetik und Futtermittelforschung einen nicht nachhaltigen Ressourcenfluss: Soja und andere Nährstoffe aus der industriellen Landwirtschaft, die, wie wir gesehen haben, negative Folgen für die Sozio- und Biodiversität hat, werden für die Fütterung in der industriellen Tierzucht verwendet, die abermals Umweltschäden verursacht. Die enormen Produktionssteigerungen machen zudem „Nachhaltigkeitsgewinne" hinfällig. Gleiches gilt für technologische Neuerungen und die Digitalisierung in der industriellen Zucht: Effizienzgewinne führen zu einer Ausweitung der Produktion und des Konsums und damit zu steigendem Ressourcenverbrauch (*rebound*). Die ökologischen Kosten tragen Natur und Menschen an jenen Orten der „Verschmutzungskette", an denen extrahiert wird und die Verarbeitung stattfindet (Fischer / Eder / Schaffartzik 2023).

Angesichts der ökologischen Probleme in Küstennähe und der Nutzungskonflikte mit lokalen Gemeinschaften und Fischern schicken sich die Unternehmen der Aquakulturindustrie an, die Zonen maritimer Wirtschaftstätigkeit zu erweitern und durch den Einsatz von Hochtechnologie zu vertiefen. Die Zuchtanlagen von Atlantiklachs, Wolfsbarsch oder Cobia werden weit hinaus ins offene Meer verlagert, in Zonen, in denen Natur bis dahin nur minimal oder gar nicht angeeignet wurde. Studien zu den sozialen und ökologischen Kosten dieser Warenfrontexpansion stehen noch aus. Sichtbar wird hingegen eine neuartige Diskurskoalition, die neben den Unternehmen auch Naturschutz-NGOs mitein-

schließt (O'Shea 2019). Sie verbinden die Krise des Fischfangs und die Grenzen des Wachstums der Nahrungsmittelproduktion auf dem Land mit der Notwendigkeit einer ökologisch nachhaltigen Tiefsee-Aquakultur. „Blaues Wachstum", die intensive Bewirtschaftung der Ozeane, wird so zu einem technisch machbaren, wünschenswerten und letztlich unvermeidlichen Schritt für die Menschheit, um Ernährungssicherheit in der Klimakrise zu gewährleisten (Belton et al. 2020). Diese Allianz rund um Privatisierung und Naturschutz redet so einer weiteren Kommodifizierung der Meere das Wort, die deren Aufteilung an Nahrungsmittelindustrie und Naturschutzinteressen beschleunigt. Die fortschreitende „Zonierung" der Meere erweitert die Warenfront der Inwertsetzung; sie schafft klare Regeln und Rechtssicherheit für private Investitionen und die Konservierung gleichermaßen (Campling/Colás 2021, S. 305 f.). Dass der Ozean eine neue Zielregion für finanzielle Akkumulation und Naturschutz wurde, dafür sorgen auch *blue bonds* („blaue Anleihen"), die von Regierungen, Finanzinstitutionen und Unternehmen ausgegeben werden und mit denen so unterschiedliche, aber alle als „nachhaltig" deklarierte Ziele verfolgt werden wie Klimarisikomanagement, Digitalisierung oder Artenschutz (The Economist 2022).

4. Fazit

Die Kommodifizierung der gesamten Nahrungsmittel-Warenkette hat weitreichende Auswirkungen: auf kleinbäuerliche und -gewerbliche Produzent:innen, Ökosysteme, Innovation und Investitionstätigkeiten bis hin zu Lebensweisen und Essgewohnheiten, die von der Werbewirtschaft mitgeformt werden. Das Wohl der Tiere, widerstandsfähige Ökosysteme, ja letztlich nicht einmal die Bereitstellung von Nahrungsmitteln ist das Ziel des herrschenden Nahrungsregimes. Mit Rekurs auf Marx und Polanyi kann die globalisierte Mastviehindustrie und Fischzucht als „Tragödie der Ware" bezeichnet werden (Longo/Clausen/Clark 2015, S. 151–160). Das Ergebnis davon ist die Schädigung oder, im Falle massenhaften Fischsterbens oder großflächigen Herbizideinsatzes im Futtermittelanbau, die Vernichtung der ökologischen Grundlage, auf der diese Ware beruht.

Wir beobachten verschiedene Erweiterungen von Warenfronten in den globalen Warenkettennetzwerken, um einerseits Profite weiterhin zu lukrieren oder zu steigern und andererseits den ökologischen Grenzen in der Produktion zu begegnen. Im Falle des Fleischkomplexes erfolgt eine Ausweitung der Warenfront zum einen auf der Seite des Konsums, mit der Erschließung einer kaufkräftigen Nachfrage und *meatification* in China. Zum anderen treiben China, Europa und and andere Weltregionen die Expansion der Sojafront in Brasilien (und weiteren Produzentenländern in Lateinamerika) voran. Die Aquakulturindustrie wiederum verfolgt eine Ausweitung der Warenfront durch Mengensteigerung und Diversifizierung. Während mit hochpreisigen Aquakulturprodukten kaufkräftige Konsu-

ment:innen im Globalen Norden bedient werden, soll die Zucht von billigem „Industriefisch" wie Tilapia neue Käuferschichten erschließen und der Ernährungssicherheit zugutekommen. Eine technologiegetriebene Erweiterung der Warenfront stellt die Tiefsee-Aquakultur dar. Eine intensive Bewirtschaftung der Ozeane soll für Profite sorgen und zugleich die ökologischen Grundlagen für die Warenproduktion weiterhin bereitstellen.

Welche Alternativen werden angesichts von Klima- und Versorgungskrisen diskutiert? Ein erster Vektor für notwendige Veränderungen zielt auf die regionale und ökologische Produktion von Lebensmitteln. Dazu gehört im Sinn der Ernährungssouveränität auch, die Kapazitäten für die Eigenversorgung in armen Ländern wieder zu stärken. Forderungen nach einem Agrar- und Ernährungssystem, das auf saisonalen und regionalen Produkten beruht, beinhalten eine Reform des gegenwärtigen Nahrungsregimes und die Neuverhandlung von geltenden Handelsabkommen, die in ihrer jetzigen Form die Eingliederung des Globalen Südens als Exporteure von Rohstoffen inklusive Nahrungsmitteln zementieren. Einen zweiten Vektor bilden Kämpfe um würdige und existenzsichernde Arbeitsverhältnisse in der Agrar- und Ernährungswirtschaft. In der Landwirtschaft, in Fischfarmen und in Schlacht- und Fleischverarbeitungsbetrieben wird weltweit zu Niedriglöhnen und zum Teil unter menschenverachtenden Bedingungen gearbeitet. Ein dritter Vektor weist – über reformistische Ansätze hinaus – in Richtung einer grundlegenden sozialökologischen Transformation des neoliberalen Nahrungsregimes, das agrarökologischen Kreisläufen gegenüber agrarindustriellen Durchflüssen den Vorzug gibt. Dazu gehört auch, Nahrungsmittel nicht als Ware, sondern als Gemeinschaftsgut oder als Menschenrecht zu betrachten (Penker / Brunner / Plank 2023).

Literatur

Baglioni, Elena / Campling, Liam (2017): Natural resource industries as global value chains: Frontiers, fetishism, labour and the state. In: Environment and Planning A: Economy and Space 49, H. 11, S. 2437–2456. https://doi.org/10.1177/0308518X17728517.

Baraibar Norberg, Matilda (2019): The Political Economy of Agrarian Change in Latin America. Argentina, Paraguay and Uruguay. Cham: Palgrave Macmillan.

Belton, Ben et al. (2020): Farming fish in the sea will not nourish the world. In: Nature Communications 11, Art. No. 5804. https://doi.org/10.1038/s41467-020-19679-9.

Belton, Ben / Bush, Simon / Little, David (2018): Not Just for the Wealthy. Rethinking Farmed Fish Consumption in the Global South. In: Global Food Security 16, S. 85–92.

Birke, Peter (2021): Die Fleischindustrie in der Coronakrise: Eine Studie zu Migration, Arbeit und multipler Prekarität. In: Sozial.Geschichte Online 29, S. 41–88. https://doi.org/10.17185/duepublico/74351 .

Campling, Liam / Colás, Alejandro (2021): Capitalism and the Sea. The Maritime Factor in the Making of the Modern World. London und New York: Verso.

Dunaway, Wilma / Macabuac, Maria Cecilia (2023): Where Shrimp Eat Better than People. Globalized Fisheries, Nutritional Unequal Exchange and Asian Hunger. Amsterdam: Brill.

FAO (2020): The State of World Fisheries and Aquaculture 2020. Sustainability in Action. Rome: Food and Agriculture Organization of the United Nations.
FAO (2022): The State of World Fisheries and Aquaculture 2022. Towards Blue Transformation. Rome: Food and Agriculture Organization of the United Nations.
FAO (2023): Faostat database, https://www.fao.org/faostat/en (Abfrage: 15.3.2023).
Fischer, Karin (2021): Globale Industrien und umkämpfte Entwicklung: Die Lachszuchtindustrie im Süden Chiles. In: Fischer, Karin / Reiner, Christian / Staritz, Cornelia (Hrsg.): Globale Warenketten und ungleiche Entwicklung. Arbeit, Kapital, Natur, Konsum. Wien: Mandelbaum. S. 344–362.
Fischer, Karin / Eder, Julia / Schaffartzik, Anke (2023): Globalisierung: globale Warenketten und Arbeitsteilung. In: Görg, Christoph et al. (Hrsg.): APCC Special Report: Strukturen für ein klimafreundliches Leben. Berlin und Heidelberg: Springer Spektrum. https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-662-66497-1_19.
Heinrich Böll Stiftung (2021): Fleischatlas. Daten und Fakten über Tiere als Lebensmittel. Berlin: Heinrich Böll Stiftung.
Islam, Saidul Md (2014): Confronting the Blue Revolution. Industrial Aquaculture and Sustainability in the Global South. Toronto: University of Toronto Press.
Issifu, Ibrahim (2022): Drivers of Seafood Consumption at Different Geographical Scales. In: Journal of Sustainability Research 4, H. 3, e220012. https://doi.org/10.20900/jsr20220012.
Langthaler, Ernst (2016): Das Fleisch der Weltgesellschaft. Eine globalhistorische Skizze (1850–2010). In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 64, H. 1, S. 31–46.
Langthaler, Ernst (2021): Soja-Regime: Globale Warenketten und regionale Warenfronten. In: Fischer, Karin / Staritz, Cornelia / Reiner, Christian (Hrsg.): Globale Warenketten und ungleiche Entwicklung: Arbeit, Kapital, Konsum, Natur, Wien und Berlin: Mandelbaum. S. 123–142.
Langthaler, Ernst (2022): Great Accelerations: Soy and its Global Trade Network, 1950–2020. In: da Silva, Claiton Marcio/de Majo, Claudio (Hrsg.): The Age of the Soybean. An Environmental History of Soy During the Great Acceleration. Winwick: White Horse Press. S. 65–90.
Lapegna, Pablo (2016): Soybeans and Power. Genetically Modified Crops, Environmental Politics, and Social Movements in Argentina. Oxford: Oxford University Press.
Longo, Stefano B. / Clausen, Rebecca / Clark, Brett (2015): The Tragedy of the Commodity. Oceans, Fisheries, and Aquaculture. New Brunswick / New Jersey: Rutgers University Press.
McMichael, Philipp (2013): Food Regimes and Agrarian Questions. Halifax und Winnipeg: Fernwood Publishing.
Moore, Jason W. (2019): Kapitalismus im Lebensnetz. Ökologie und die Akkumulation des Kapitals. Berlin: Matthes & Seitz.
Oliveira, Gustavo de L. T. / Schneider, Mindi (2015): The politics of flexing soybeans. China, Brazil and global agroindustrial restructuring. In: The Journal of Peasant Studies 43, H. 1, S. 167–194. https://doi.org/10.1080/03066150.2014.993625.
O'Shea, Tim et al. (2019): Towards a Blue Revolution: Catalyzing Private Investment in Sustainable Aquaculture Production Systems. The Nature Conservancy and Encourage Capital, Arlington.
Penker, Marianne / Brunner, Karl-Michael / Plank, Christina (2023): Ernährung. In: Görg, Christoph et al. (Hrsg.): APCC Special Report: Strukturen für ein klimafreundliches Leben. Berlin und Heidelberg: Springer Spektrum. https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-662-66497-1_9.
Rossoto Ioris, Antonio Augusto (2018): Agribusiness and the Neoliberal Food System in Brazil. Frontiers and Fissures of Agro-neoliberalism. London und New York: Routledge.
Schneider, Mindi (2011): Feeding China's Pigs. Implications for the Environment, China's Smallholder Farmers and Food Security. Minneapolis, Washington, DC und Berlin: Institute for Agriculture and Trade Policy.
Schneider, Mindi (2017): Dragon Head Enterprises and the State of Agribusiness in China. In: Journal of Agrarian Change 17, H. 1, S. 3–21. 10.1111/joac.12151.

Smil, Vaclav (2013): Should We Eat Meat? Evolution and Consequences of Modern Carnivory. Chichester: Wiley-Blackwell.
The Economist (2022): A breakthrough for blue bonds at the UN Ocean Conference, 30 June, 2022. https://impact.economist.com/ocean/sustainable-ocean-economy/a-breakthrough-for-blue-bonds-at-the-un-ocean-conference (Abfrage: 4.2.2023).
Trase – Transparency for Sustainable Economies (2023): https://trase.earth (Abfrage: 15.3.2023).
Turzi, Mariano (2017): The Political Economy of Agricultural Booms. Managing Soybean Production in Argentina, Brazil, and Paraguay. Cham: Palgrave Macmillan.
Weis, Tony (2013): The Ecological Hoofprint. The Global Burden of Industrial Livestock, London und New York: Zed Books.

Corona-Pandemie, Digitalisierung und Verwilderung

Zur Transformation der deutschen Arbeitsbeziehungen

Hans-Jürgen Urban

1. Einleitung

Die Spezifik der zeithistorischen Konstellation besteht im Aufeinandertreffen säkularer Umbrüche mit diversen externen Schocks. Während zum Ersteren die Globalisierung, die Digitalisierung und der Klimawandel gehören, benennt das Zweite die SARS-CoV-2-Pandemie (*Corona-Pandemie*), den Ukraine-Krieg sowie – aus der Perspektive der deutschen Exportwirtschaft nicht unbedeutend – die strukturellen Globalisierungsstörungen, die in gerissenen Liefer- und instabilen Wertschöpfungsketten ihren Ausdruck finden. Diese Gleichzeitigkeit generiert Problem- und Konfliktkonstellationen, die in nahezu alle Sphären der Gesellschaft eindringen. Der Sozialhistoriker Adam Tooze hat diese Konstellation als Polykrise auf den Begriff gebracht. „Eine Polykrise lässt sich definieren als eine Situation, in der das Ganze gefährlicher ist als die Summe seiner Teile. Oder anders gesagt: Die einzelnen Krisen existieren nicht einfach nebeneinander, sondern beeinflussen sich gegenseitig. Sie sind über vielfältige Wirkungskanäle miteinander verbunden." (Tooze 2022, S. 2).

Die von Tooze thematisierte Interdependenz zwischen einzelnen Krisendynamiken gilt auch für die Arbeitswelt. Diese wird, nicht nur in Deutschland, seit geraumer Zeit einerseits durch die benannten säkularen Trends durchdrungen und befindet sich in einer Transformationsperiode, die in der sozialwissenschaftlichen Forschung unterschiedlich analysiert wird (siehe Vaughan-Whitehead/Ghellab/Muñoz de Bustillo 2021; Dörre 2018; Müller-Jentsch 2018; Urban 2019b). Zugleich werden auch die deutschen Arbeitsbeziehungen durch die externen Schocks erschüttert. Dem Aufeinandertreffen von Digitalisierung und Virus-Pandemie kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Beide verstärken einander und wirken als Transformationstreiberinnen. Diese Einschätzung soll im Zentrum des vorliegenden Beitrags stehen. Sein Augenmerk liegt auf den Auswirkungen von Digitalisierung und Corona-Pandemie auf die industrielle Arbeit sowie die dortigen Arbeitsbeziehungen in Deutschland. Dabei wird die Corona-Pandemie als Beschleunigerin arbeitsweltlicher Umbrüche begriffen, die durch die Digitalisierung bereits in Gang gesetzt wurden. Im Kontext des pandemiebedingten Digitalisierungsschubes der Arbeit soll am Beispiel des Homeoffice die

Fortsetzung eines institutionellen Umbruchs in den deutschen Arbeitsbeziehungen illustriert werden, der bereits vor der Pandemie als *Fragmentierung* (Dörre 2016) oder als *Verwilderung* der institutionellen Arbeitsbeziehungen (Urban 2019b; Urban 2022) analysiert wurde.

Die folgenden Ausführungen wollen am Begriff der Verwilderung der institutionellen Arbeitsbeziehungen weiterarbeiten. Sie verstehen sich somit als Beitrag zur soziologischen Arbeitsbeziehungsforschung, die auch für Brigitte Aulenbacher ein kontinuierliches Arbeits- und Forschungsfeld darstellt. Dabei lässt sich die Analyse der Homeoffice-Arbeit von einem erweiterten Arbeitsbegriff inspirieren, wie er von Brigitte Aulenbacher u. a. im Theoriekontext des Intersektionalismus rund um die These vom Geschlecht als Strukturkategorie (auch) der Arbeitswelt (etwa Aulenbacher 1991; Aulenbacher 2005; Aulenbacher 2018) sowie im Konzept der alltäglichen Arbeitsarrangements (etwa Aulenbacher / Riegraff 2011) aufgegriffen und forschungspragmatisch weitentwickelt wurde. Der Beitrag gliedert sich wie folgt: Nach einer kurzen Erläuterung der arbeitssoziologischen Kategorien der Arbeitsarrangements und der Verwilderung (Abschnitt 2) soll der Zusammenhang zwischen der Digitalisierung, der Corona-Pandemie und der beschleunigten Ausbreitung mobiler Arbeit dargelegt werden (Abschnitt 3), um anschließend die Implikationen der Homeoffice-Arbeit als spezifischer Form zeit- und ortsflexibler Arbeit auf die arbeits- und lebensweltbezogenen Komponenten in den Arbeitsarrangements zu untersuchen (Abschnitt 4). Ein kurzes Fazit und ein ebensolcher Ausblick auf die arbeitspolitischen und arbeitssoziologischen Handlungs- und Forschungsbedarfe schließen den Beitrag ab.

2. Alltägliche Arbeitsarrangements und institutionelle Verwilderung

Das Konzept der *alltäglichen und biographischen Arbeitsarrangements* zielt auf die soziologische Erfassung der diversen Dimensionen der Arbeits- und Lebensbedingungen. Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf erproben es etwa am Beispiel der Veränderungen der Arbeit in einer sich wandelnden universitären Wissenschaft. Arbeitsarrangements konzipieren sie im Anschluss an Regina Becker-Schmidt als einen Ausschnitt aus dem individuellen wie gesellschaftlichen Reproduktionsprozess. „Sie bilden ab, wie einzelnen Menschen die Anforderungen, die sie in ihrer Erwerbsarbeit, ihren Lebensformen und ihrer sozialstaatlichen Einbindung an sich gestellt sehen, in ihrer jeweiligen Vereinbarung bezahlter und unbezahlter Arbeit bearbeiten. Dabei machen sich soziale Differenzierungen und Ungleichheiten nicht zuletzt nach Schicht, Ethnie, Geschlecht bemerkbar“ (Aulenbacher / Riegraf 2011, S. 80 f.). Arbeitsarrangements dieser Art werden als „‚Orte‘ der ‚Vermittlung‘“ in den Blick genommen, die „einen Kristallisati-

onspunkt [bilden], insofern Anforderungen aus den gesellschaftlich getrennten Bereichen im Leben der einzelnen Menschen auf einander treffen und um der eigenen Existenz willen bearbeitet werden müssen" (Aulenbacher/Riegraf 2011, S. 84). Sie erfordern individuelle „Pendelbewegungen" (Becker-Schmidt 2007, S. 263) zwischen der bezahlten und zumeist im Betrieb stattfindenden Erwerbsarbeit auf der einen Seite und der im Privatbereich angesiedelten unbezahlten Reproduktions- und Sorgearbeit auf der anderen.

Im Kern handelt es sich bei dem Konzept der Arbeitsarrangements um eine soziologische Kategorie zur Erfassung der Reorganisation von Erwerbsarbeit unter Einschluss der sich wandelnden Relationen zwischen den diversen Belangen des alltäglichen Lebens. Die historisch-konkreten Ausprägungsformen dieser Arrangements werden strukturiert durch die Spannung zwischen den Anforderungen aus der (Erwerbs-)Arbeit und den „eigensinnigen Grenzziehungen" (Jürgens 2006), durch die die Individuen die eigenen Reproduktionsinteressen zur Geltung bringen wollen. Dabei können die Tendenzen zur Entgrenzung, Subjektivierung und Prekarisierung der Erwerbsarbeit, die Aulenbacher und Riegraf (2011, S. 82 ff.) für den Wissenschaftsbetrieb konstatieren, längst als allgemeine Trends kapitalistischer Lohnarbeit verstanden werden. Gleiches gilt mit Blick auf die überdurchschnittliche Belastung weiblicher Beschäftigter durch reproduktive Erziehungs- und Sorgearbeit.

Die Argumentation des Beitrages wird zugleich über den Begriff der *institutionellen Verwilderung* der Arbeitsbeziehungen entwickelt. Wie an anderer Stelle dargelegt (Urban 2019b; Urban 2022), beruht er auf der Auffassung, dass über die Entwicklungsrichtung der Arbeitsbeziehungen im Kontext des kapitalistischen Formationswechsels vor allem über machtbasierte Transformationskonflikte entschieden wird, denen spezifische Transformationsdynamiken innewohnen. Eine dieser Dynamiken resultiert aus der Digitalisierung der Arbeit (Urban 2019a, S. 130 ff.). Auch ihre Entwicklung vermittelt sich über betriebliche und überbetriebliche Transformationskonflikte. Dabei erzeugt die Überdeterminierung der Digitalisierung durch die finanzmarkt-kapitalistische Restrukturierung von Arbeit und Betrieben ein ungünstiges Terrain für die Entfaltung der Humanisierungspotenziale, die der digitalen Restrukturierung der Arbeit (etwa in Form von weniger Arbeitsbelastungen und Gesundheitsverschleiß oder von Arbeitsanreicherungen und Qualifikationszuwächsen) durchaus innewohnen. Im Zusammenwirken mit der Erosion institutioneller und organisationspolitischer Gewerkschaftsmacht vollzieht sich die Digitalisierung der Arbeitswelt eher als eine Rationalisierungs- denn als Humanisierung-Dynamik. Entgrenzung von Arbeitszeiten und Leistungsanforderungen sowie ein gewandelter Zugriff auf die Arbeitskraft sind die Folgen (Urban 2019a).

Eine weitere Folge der Transformationskonflikte sind Strukturbrüche im institutionellen Setting der Arbeitsbeziehungen. Dieses fragmentiert sich zunehmend in unterschiedliche Regulierungswelten (Dörre 2016; Dörre 2018;

Müller-Jentsch 2017). Dabei fokussieren die einschlägigen Typologien zumeist auf formale Kriterien wie den Ausschluss von Arbeit aus arbeits- und sozialrechtlichen Standards. Arbeitsinhaltliche Aspekte oder Anforderungen an die Koordinierung von arbeits- und lebensweltlichen Aspekten bleiben in der Regel außen vor. Dies will der Verwilderungsbegriff vermeiden. Er rekurriert auf das von Axel Honneth (2011) anerkennungstheoretisch fundierte und auf die intersubjektiv-reziproke Kommunikation zugeschnittene Diktum der *Verwilderung des sozialen Konflikts*. Der Verwilderungs-Begriff adressiert durch eine arbeits- und institutionensoziologische Erweiterung Interessenverletzungen aus der Arbeitskraft- wie aus der Subjektperspektive (Urban 2019b; Urban 2022). Somit kann die Verwilderungskategorie einerseits die soziale Anerkennungsverweigerung erfassen, die durch den Ausschluss oder den blockierten Zugang zu den institutionalisierten Schutzzonen der Arbeitsbeziehung erzeugt wird. Zugleich kann sie andererseits die Anerkennungsverstöße *innerhalb* der Arenen der Normalarbeit einbeziehen, die sich gegen das Leistungsprinzip und das Prinzip einer fairen Gratifikation und damit gegen anerkennungstheoretische Kernnormen des modernen Wirtschaftssystems vollziehen (Kratzer et al. 2019, S. 53 ff.). Der Verwilderungs-Begriff zielt also auf jene Kapital-Arbeit-Kollisionen, in welchen den Beschäftigten innerhalb wie außerhalb der tradierten Handlungssphären materielle und intersubjektive Anerkennung verweigert wird. Dabei kann zwischen einer *externen* und einer *internen* Verwilderungsdynamik unterschieden werden. Die *externe* Verwilderungsdynamik umfasst jene Konflikte, die sich außerhalb der etablierten Handlungssphären des Arbeits-, Tarif- oder Sozialrechts vollziehen. Es geht um die Exklusion von Konflikten aus den institutionalisierten Austragungsformen, die infolge der partiellen Ent-Institutionalisierung der Arbeitsbeziehungen durch den Rückgang der Bindekraft von Tarifverträgen sowie die Expansion der traditionell schwach regulierten Dienstleistungs- und Sorgearbeit sowie von Solo-Selbstständigkeit in der Digitalökonomie zunehmen. Die *interne* Verwilderungsdynamik vollzieht sich innerhalb des Kerns der institutionellen Arbeits- und Sozialverfassung, also in Arbeitsverhältnissen, die über ein gewisses Maß an arbeits-, tarif- und sozialrechtlichem Schutz verfügen. Hier steigt die Bedeutung von Konflikten um die psychische Gesundheit der Beschäftigten sowie um immaterielle Anerkennungsfragen, die im Zuge der Subjektivierung der Arbeit an Brisanz gewinnen. In diesen traditionell eher schwach regulierten Konfliktfeldern kollidieren Ansprüche auf soziale Anerkennung und Leistungsgerechtigkeit mit den Folgen von Arbeitsverdichtung und arbeitszeitlicher Entgrenzung.

3. Digitalisierung, Corona-Pandemie und mobile Arbeit

Auch der Strukturwandel auf dem Arbeitsmarkt setzt das Institutionensystem der Arbeitsbeziehungen unter Druck. Die Dominanz des sogenannten Normalarbeitsverhältnisses, „definiert als ein zumindest vollzeitnahes, unbefristetes Arbeitsverhältnis außerhalb der Zeitarbeitsbranche" (Walwei/Muschik 2023, S. 9), ist im Finanzmarkt-Kapitalismus einer Vielfalt von Beschäftigungsverhältnissen gewichen. Die von diesem Standard abweichenden, atypischen Erwerbs- und Beschäftigungsformen nahmen, so Walwei/Muschik, seit 1991 deutlich zu, wobei sich der Anstieg dieser Erwerbsformen von rund elf Prozentpunkten im Wesentlichen aus einem Rückgang der Nichterwerbstätigkeit speiste. Insgesamt wurde die neue Heterogenität auf dem Arbeitsmarkt maßgeblich über atypische, oftmals prekäre Arbeitsmarktintegration vorangetrieben; dabei zeigten sich zwischen Sektoren – z. B. Dienstleistungs- und Produktionsbereichen, sowie zwischen Personengruppen, wie etwa Frauen und Männern, Jüngeren und Älteren sowie gering und höher Qualifizierten – größere Unterschiede (vgl. Walwei/Muschik 2023, S. 9 ff.).

Die Ausdehnung zeit- und ortsflexibler Arbeit vollzog sich innerhalb dieses Strukturwandels. Das gilt auch für die Homeoffice-Arbeit, die bereits vor Ausbruch der Corona-Pandemie existierte und vielfach im Rahmen standardisierter Normalarbeit stattfindet. Während der Pandemie erlebte das Homeoffice jedoch einen signifikanten Aufschwung. „Waren es vor dem Ausbruch der Corona-Pandemie 13 Prozent aller Erwerbstätigen und knapp 10 Prozent aller abhängig Beschäftigten in Deutschland, die zumindest gelegentlich von zuhause arbeiteten, so stieg ihre Zahl mit Beginn der Pandemie, dem ersten Lockdown im März 2020, und durch die zwischenzeitlich verfügte Homeoffice-Pflicht rapide an: In der Spitze arbeitete im Februar 2021 fast die Hälfte (49 Prozent) der abhängig Beschäftigten in Deutschland in ihrer häuslichen Umgebung." (Flüter-Hoffman/Stettes 2022, S. 4). Es spricht einiges dafür, dass sich die Homeoffice-Arbeit in der postpandemischen Phase auf einem Niveau unterhalb des Pandemie-Booms, aber oberhalb der Vor-Pandemie-Periode einpendeln und sich als eine bedeutende Form mobiler Arbeit etablieren wird.

In der deutschen Arbeitsverfassung existiert mit Blick auf orts- und zeitflexibles Arbeiten eine unübersichtliche Pluralität von Rechtsbegriffen. Von Erwerbsarbeit im multilokalen Modus, Telearbeit und schließlich Homeoffice ist die Rede (Wissenschaftliche Dienste 2017). Unter *Telearbeit* ist eine Arbeitsform zu verstehen, bei der Beschäftigte zumindest einen Teil ihrer Arbeit mithilfe eines vom Arbeitgeber fest eingerichteten Bildschirmarbeitsplatzes außerhalb des Betriebes erbringen. Dabei sind sie mit der Betriebsstätte des Arbeitgebers über Informations- und Kommunikationseinrichtungen verbunden. Die Arbeitsform des *mobilen Arbeitens* ist in der deutschen Arbeitsverfassung nicht legal definiert. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie weder an das Büro noch an den häuslichen Ar-

beitsplatz gebunden ist. Die Beschäftigten können von beliebigen anderen Orten über das mobile Netz ihre Arbeit erledigen. Auch für das *Homeoffice* existiert in der deutschen Arbeitsverfassung keine verbindliche Legaldefinition. Als Homeoffice gilt die eigene Wohnung, von wo aus die Arbeit zumeist gestützt auf digitale Kommunikationsmittel im Rahmen unterschiedlich geregelter Bedingungen ausgeführt wird. Dass die Digitalisierung die orts- und zeitflexible Arbeit als Massenphänomen erst ermöglicht hat, ist evident. Dank leistungsfähiger moderner Geräte wie Laptop, Tablet und Smartphone kann die Arbeit leichter als vor der Digitalisierung unabhängig von festen Arbeitszeiten und festen Arbeitsplätzen verrichtet werden. Im hier diskutierten Kontext ist von Bedeutung: Telearbeit und Homeoffice-Arbeit unterliegen den gängigen Vorschriften der deutschen Arbeits- und Sozialverfassung (der Sozialversicherungspflicht wie dem Arbeitsschutz- und Arbeitszeit-Gesetz) und sind mit Blick auf ihren Rechts- und Sozialstatus nicht per se als ungeschützte oder prekäre Beschäftigungsverhältnisse einzustufen.

4. Das Homeoffice: Ausweg aus der betrieblichen Despotie oder Modus verwilderter Arbeit?

Dennoch, auch wenn mobile Arbeit keineswegs a priori als prekäre Arbeit charakterisiert werden kann, so verweisen bisherige Analysen der Arbeitssituationen im Homeoffice doch auf signifikante Ambivalenzen dieser Arbeitsform sowie auf elementare Defizite in der deutschen Arbeitsverfassung. In der Mehrheit resultieren die Interessenverletzungen im Homeoffice weniger aus der Exklusion aus dem Setting der Arbeitsverfassung (*exklusive Verwilderung*), sondern verweisen auf Regulierungslücken innerhalb dieses Regelwerkes (*interne Verwilderung*). Dabei stellt die orts- und zeitflexible Erwerbsarbeit neue Anforderungen an ein altes Problem. Dieses Problem besteht in der Notwendigkeit, gekaufte Arbeitskraft in Arbeitsleistung zu überführen, da nur durch Anwendung der Arbeitskraft das Mehrprodukt generiert werden kann, aus dem sich Investitionen, Zinsen und Profite speisen. Dass es dabei im Kapitalismus aus strukturellen Gründen weder fair noch demokratisch zugeht, sollte für arbeitssoziologisch informierte Diskurse keine Neuigkeit sein. Schon Marx bemerkte, dass „die kapitalistische Leitung […] der Form nach despotisch" ist (Marx 1962, S. 351). Ab einer gewissen Stufe der industriellen Kooperation entwickele sich „das Kommando des Kapitals zum Erheischnis für die Ausführung des Arbeitsprozesses selbst, zu einer wirklichen Produktionsbedingung". Und mit „der Entwicklung der Kooperation auf größerem Maßstab entwickelt dieser Despotismus seine eigentümlichen Formen" (Marx 1962, S. 351). Die Notwendigkeit der Transformation von Arbeitskraft in Arbeitsleistung besteht unabhängig von der Größe oder den Produkten ei-

nes Unternehmens und erfordert ein Mindestmaß an Beherrschung des Arbeitsprozesses durch die Unternehmen(sführungen). Die Mechanismen zur Sicherung von Herrschaft und Kontrolle haben sich mit der kapitalistischen Produktionsweise von der direkten, persönlichen und technischen Kontrolle im fordistischen Kapitalismus über Methoden dezentralisierter und beteiligungsorientiertere Zugriffe auf das Arbeitsvermögen im Rahmen neuer Managementkonzepte bis hin zu subjektivierten und markzentrierten Kontrollmethoden gewandelt (siehe Mars 2018).

In der digitalisierten Arbeitswelt scheint die Kontrolle über den Arbeitsprozess mit neuen Formen eines „digitalen Despotismus" (Pfeiffer 2015) einherzugehen, der sich mit den neuen Formen der *Subjektivierung der Arbeit* verbindet. Über komplexe Prozesse der Subjektformung internalisieren die Individuen die Appelle zur Selbstoptimierung, die von den vermarktlichten Arbeitsbeziehungen und immer neuen Kundenwünschen ausgehen. Die Erfüllung der Betriebszwecke basiert dann weniger auf Anweisungen von Vorgesetzten, sondern auf dem „eigenen Willen" zu ständiger Aktivität und Aufgabenerfüllung. Der permanente psychische Alarmzustand mit seiner Grenz- und Maßlosigkeit tendiert zur Überforderung der Beschäftigten: teils, weil die Zeit für Muße und Reproduktion systematisch zu kurz ausfällt; teils, weil die Rahmenbedingungen in den Arbeitskontexten (Arbeitsmenge, Ausstattung mit technischen Hilfsmitteln usw.) die Aktivierungserfolge immer wieder blockieren. Auch wenn physische Belastungen in der Arbeit keineswegs verschwunden sind, so stellen die subjektivierte Aktivierung durch permanente Selbstinszenierung und -aktivierung und der mit ihr verbundene Verschleiß psychischer Gesundheit ein Signum der modernen Arbeitswelt dar.

Auch dieser Langfristtrend hat durch die Corona-Pandemie an Intensität gewonnen und sich mit den generell zunehmenden psychischen Belastungen in der Produktions- und Dienstleistungsarbeit verbunden. Langfristig wird die Digitalisierung jedoch von höherer Bedeutung sein. Dennoch bleibt für Forschung und Politik die Frage relevant, welche neuen Arbeitsweisen sich auch in einer postpandemischen Phase etablieren werden. Im Einklang mit anderen Untersuchungen bilanzieren Adam et al. (2021) Änderungen in der Führungskultur, Anpassung interner und externer Kommunikationsprozesse sowie vor allem eine beschleunigte Digitalisierung von Arbeitsprozessen sowie steigende Flexibilisierung von Arbeitsort und Arbeitszeit als relevante Veränderungen in der Pandemie. Dabei hat sich die in der Pandemiephase forcierte Digitalisierung generell als Treiberin von Arbeitsbelastungen erwiesen. Die soziologische Forschung hat vielfach einen komplexen, aber starken Zusammenhang zwischen der Einführung digitaler Technologien in die Arbeitswelt und der Arbeitssituation und die Arbeitszufriedenheit der Beschäftigten belegt (siehe Meyer / Tisch / Hünefeld 2019; Urban 2019a, S. 130 ff.). Mit dem Einsatz digitaler Arbeitsmittel verstärken sich – differenziert nach Qualifikation und Arbeitssituation – Arbeitsintensität, Zeitdruck

und Anforderungsprofile. *Digitaler* oder *Techno-Stress* nehmen vor allem aufgrund intensivierter und häufig unterbrochener Arbeit zu – dies umso stärker, je länger und flexibler die Arbeitszeiten ausfallen. Insgesamt nehmen im Rahmen der DGB-Index-Befragung 2022 lediglich 10 % der digitalisiert Arbeitenden eine Reduzierung der Arbeitsbelastung war, während gut 40 % sich durch die Digitalisierung stärker belastet sehen. Ursachen sind vor allem die Erhöhung des Arbeitstempos, die Vergrößerung der Arbeitsmenge sowie Veränderungen bei Multitasking-Anforderungen (DGB-Index Gute Arbeit 2022b, S. 6 ff.).

Das Homeoffice scheint eine Art Brennpunkt diverser Trends darzustellen. Dabei werden etwa bessere Vereinbarkeit von Arbeit und Privatem, die Vermeidung von Fahrzeiten sowie mehr Spielräume bei der selbstbestimmten Planung und Organisation der Arbeit durchaus als Vorteile des Arbeitens von zu Hause geschätzt (DGB-Index Gute Arbeit 2021). Doch zugleich findet im Homeoffice häufiger als sonst unbezahlte Arbeit außerhalb der Arbeitszeit statt, wird eine übergriffige Erreichbarkeitserwartung (per E-Mail oder Telefon) durch Vorgesetzte beklagt und erhöhen sich die Probleme beim Abschalten in der arbeitsfreien Zeit (DGB-Index Gute Arbeit 2022a, S. 7 ff.). Bei einem Viertel der mobil Arbeitenden wird die Zeit, die sie zu Hause arbeiten, gar nicht (13 %) oder nur teilweise (11 %) auf die Arbeitszeit angerechnet (DGB-Index Gute Arbeit 2021, S. 5). Zugleich berichten mobil Beschäftigte von einer deutlich höheren Arbeitsintensität als nicht mobil Beschäftigte. Gut 60 % fühlen sich bei der Arbeit häufig gehetzt, bei Beschäftigten mit einem festen Arbeitsplatz beträgt der Wert 46 % (Gute Arbeit-Index 2021, S. 5).

Insgesamt ließen sich vor allem in der coronabedingten Homeoffice-Arbeit auch geschlechterspezifische Belastungsmuster und eine „partielle Verfestigung geschlechterungleicher Arrangements" beobachten (Carstensen et al. 2022, S. 203 ff.). Die Verlagerung der beruflichen Tätigkeiten in die Privatsphäre verdichtete den Raum, in dem die Pendelbewegungen zwischen bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Reproduktionsarbeit zu bewerkstelligen waren. Diese Verdichtung beförderte eine doppelte Intensivierungsdynamik. Diese entfaltet sich sowohl in der Sphäre der beruflichen, vor allem aber in der reproduktiven Arbeit. „Die zu Hause anfallende unbezahlte Arbeit nahm nicht nur zu, sie machte auch neue Arrangements und ‚Pendelbewegungen' erforderlich, um zumindest zeitweise ein erwerbsbezogenes Arbeiten im Homeoffice zu ermöglichen" (Carstensen et al. 2022, S. 203). Zeitgewinne durch den Wegfall von Wegezeiten zur und von der Arbeitsstätte sowie Flexibilitätsgewinne durch die Dehnung der Zeitregimes wurden durch erhöhte Anforderungen aus der Reproduktionssphäre und zeitaufwendigere, weil komplexere Arrangements zwischen beiden Arbeitssphären absorbiert. Eine wichtige Rolle spielten Videokonferenzen. Vor allem die gestiegene Häufigkeit und fehlende Pausen erwiesen sich als Belastungsfaktoren. Sie prägten die Arbeit im Privatsektor und damit auch die familiären Arbeitsarrangements (DGB-Index Gute Arbeit 2022b, S. 19–21).

Die räumliche und zeitliche Entgrenzung im Homeoffice verlängerte sichtbar die Belastungen der Arbeit in die private Lebenswelt. Knapp die Hälfte der mobil Beschäftigten (46 %) berichteten davon, auch nach der Arbeit nicht abschalten zu können, während es in der Gruppe mit festen Arbeitsplätzen lediglich 34 % waren. Knapp 40 % der mobil Beschäftigten mussten auch außerhalb der normalen Arbeitszeiten für ihren Arbeitgeber erreichbar sein, während dies für nicht mobil Arbeitende nur für 34 % zutrifft. „Überraschend ist, dass Beschäftigte, die auch von zu Hause aus arbeiten, die Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben negativer bewerten als die nicht-mobilen Beschäftigten. Ein Drittel der mobil Beschäftigten (34 %) hat häufig Schwierigkeiten, Arbeit und Privatleben zeitlich miteinander zu vereinbaren. Das sind deutlich mehr als bei Beschäftigten mit einem festen Arbeitsplatz (24 %)." (DGB-Index Gute Arbeit 2021a, S. 6). Zum geschlechterübergreifenden Trend der allgemeinen Arbeits- und Leistungsverdichtung addiert sich für Frauen die Zusatzbelastung durch intensivierte Kinderbetreuung und die besonders komplizierten Zwänge der zeitlichen und räumlichen Organisation der häuslichen Arbeit (vgl. Carstensen 2023, S. 4 ff.).

5. Fazit und Ausblick

Es spricht also einiges dafür, dass sich das Homeoffice auch in der Postcorona-Periode als eine an Bedeutung gewinnende Form verwilderter Arbeit etablieren wird. Homeoffice-Arbeit bleibt in der Hauptsache Erwerbsarbeit und damit abhängige und kontrollierte Lohnarbeit. Sie verlässt die betrieblichen Orte der Arbeitskraftanwendung und bezieht den Sektor der Sorge- und Reproduktionsarbeit in einer intensivierten Form mit ein. Insgesamt, so ließen sich die hier zitierten Befunde bilanzieren, generiert die Homeoffice-Arbeit eine ambivalente Arbeitssituation mit einem ebensolchen Ermächtigungs-Belastungs-Profil. Diese zeichnet sich einerseits durch ein Mehr an Zeitsouveränität und Vereinbarkeit zwischen den Erfordernissen der Erwerbsarbeit und Privatleben aus. Zugleich wirken die Entgrenzung von Arbeitszeiten und Leistungsanforderungen, eine Zunahme unbezahlter Arbeit, gestörte Erholung, verkürzte Ruhe- und Entspannungszeiten sowie neue Restriktionen bei der Koordination von Arbeit und Lebenswelt als Gegenkräfte, die die Autonomiepotenziale orts- und zeitflexibler Arbeit strukturell begrenzen. Dabei treffen diese spezifischen Belastungsformen auf eine Arbeitsverfassung, die in diesen Interessendimensionen der Arbeit mit einer institutionellen Schutzlücke aufwartet. Das gilt verstärkt für die Dimensionen, in denen das neue Ermächtigungs-Belastungs-Muster eine Neuorganisation der Arbeitsarrangements erzwingt, das seinerseits ein geschlechterspezifisches Profil zulasten weiblicher Beschäftigter aufweist. Selbst wer die These vom neuen *digitalen Despotismus* für zu offensiv hält, wird kaum übersehen können, dass sich die arbeitsweltlichen Entgrenzungs-, Intensivierungs- und Fremdbestimmungs-

dynamiken in einer verwilderten Arbeitsverfassung entfalten, in der fehlende institutionelle Schutzregeln für eine neue Unmittelbarkeit der Lohnarbeitszwänge auf die gesamte Lebensführung sorgen. Die Flucht aus der Despotie des Betriebes gelingt, wenn überhaupt, nur mit hohen Kosten.

Die skizzierten Verwilderungsdynamiken stellen arbeitspolitische wie arbeitssoziologische Akteure vor neue Aufgaben. Was politisch ansteht, ist nicht weniger als eine Neukonfiguration des institutionellen Settings der Arbeitsbeziehungen durch eine nach innen ausgreifende Restrukturierung. Eine offensive Interessenpolitik der Gewerkschaften hätte alle Formen mobiler Arbeit und mit ihnen das Homeoffice in diese Neukonfiguration zu integrieren, in denen Arbeitskraft- wie Subjektinteressen der Arbeitenden gleichermaßen geschützt werden. Die Absicherung realer Arbeitszeit- und Ortssouveränität durch belastbare Entscheidungsbefugnisse über Lage und Verteilung der Arbeitszeiten, das Recht auf Homeoffice und die Rückkehr in den Betrieb wären Regelungsfelder, die nicht nur den erwerbsförmigen Arbeitsprozess, sondern zugleich die Koordinationserfordernisse in den Arbeitsarrangements adressieren könnten. Während die Probleme in der bezahlten Erwerbsarbeit als eine Schutzlücke in einer ansonsten regulierten Arbeitssphäre gelten können, sind die Reproduktionsarbeit sowie die Koordinationsprobleme in den Arbeitsarrangements weitgehend als regulatorisches Brachland zu charakterisieren. Auf jeden Fall muss eine problemadäquate Arbeitspolitik den regulatorischen Blick über den Betrieb hinaus in die gesamte Welt der alltäglichen Arbeitsarrangements richten.

Auch die arbeitssoziologische Forschung ist aufgerufen, die skizzierten Trends theoretisch aufzuarbeiten und empirisch weiter auszuleuchten. Ein intensivierter Blick auf alle Dimensionen der alltäglichen Arbeitsarrangements, auch auf die außerhalb der direkten Erwerbsarbeit, scheint gerade in der digitalisierten Arbeit unverzichtbar. Hier zeigen sich Analogien zwischen der Welt der politischen Regulation und der Welt der soziologischen Analyse. Während die Forschung über die Arbeitsbedingungen im Homeoffice bereits ansehnliche Befunde geliefert hat, blieben Erkenntnisse über die sozialen Praxen, mit denen die Beschäftigten auch die Anforderungen der reproduktiven Lebenswelt zu bewältigen suchen, dahinter zurück. Die vorhandenen Forschungsstände bestätigen allerdings erneut, dass Geschlecht als Strukturkategorie auch in der digitalisierten Arbeitswelt wirksam ist und die arbeitssoziologische Analyse sich den neuen Koordinationsproblemen zwischen arbeits- und lebensweltlichen Anforderungen zuwenden sollte. Eine intensivierte Forschung zu den alltäglichen Arbeitsarrangements im Homeoffice liefe auf die Stärkung eines Forschungsstranges hinaus, für den Brigitte Aulenbacher in profilierter Position steht.

Literatur

Adam, Caroline / Bengler, Klaus / Brandl, Christopher / Nitsch, Verena / Ott, Gritt / Pütz, Sebastian / Schmauder, Martin (2021): Maßnahmen und Lösungen zur Arbeitsgestaltung für den Umgang mit der CORONA-19 Pandemie: Eine systematische Analyse der Arbeit im Primär-, Sekundär- und Tertiärsektor in Deutschland. In: Zeitschrift für Arbeitswissenschaft 75, H. 4, S. 527–541.

Aulenbacher, Brigitte (1991): Arbeit – Technik – Geschlecht. Industriesoziologische Frauenforschung am Beispiel der Bekleidungsindustrie. Frankfurt / M.: Campus.

Aulenbacher, Brigitte (2005): Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Aulenbacher, Brigitte (2018): Rationalisierung und der Wandel von Erwerbsarbeit aus der Genderperspektive. In: Böhle, Fritz / Voß, Günter G. / Wachtler, Günther (Hrsg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Band 1: Arbeit, Strukturen und Prozesse. Wiesbaden: Springer VS, S. 435–469.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2011): Die Analyse alltäglicher und biografischer Arbeitsarrangements als Weg arbeits- und industriesoziologischer Sozial- und Zeitdiagnostik. In: Arbeits- und Industriesoziologische Studien 4, H. 2, S. 74–90.

Becker-Schmidt, Regina (2007): Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung. In: Aulenbacher, Brigitte / Funder, Maria / Jacobsen, Heike / Völker, Susanne (Hrsg.): Arbeit und Geschlecht im Umbrich der modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 250–268.

Carstensen, Tanja (2023): Zwischen Homeoffice, neuer Präsenz und Care. In: WSI Mitteilungen 71, H. 1, S. 3–9.

Carstensen, Tanja / Krause, Christoph / Matuschek, Ingo / Kleemann, Frank / Mierich, Sandra (2022): Entgrenzte Flexibilität im Homeoffice. Neuordnung der alltäglichen Arbeitspraxis, der Geschlechterarrangements und der Betriebsratsarbeit in der Corona-Krise. In: Arbeit 31, H. 1–2, S. 195–213.

DGB-Index Gute Arbeit (2021): Arbeiten im Homeoffice. Zwischen Gestaltungsspielraum und Mehrbelastung. Berlin. Arbeiten im Homeoffice | https://index-gute-arbeit.dgb.de/++co++ef27e8c2-d81d-11eb-8627-001a4a160123. (Abfrage: 12.1.2023).

DGB-Index Gute Arbeit (2022a): Arbeit der Zukunft im „Neuen Normal". https://index-gute-arbeit.dgb.de/++co++dc3cf5d2-e31a-11ec-ba36-001a4a160123. (Abfrage: 23.10.2022).

DGB-Index Gute Arbeit (2022b): Report 2022: Digitale Transformation – Veränderungen der Arbeit aus Sicht der Beschäftigten. Berlin. https://index-gute-arbeit.dgb.de/++co++7ed5ba7e-6b36-11ed-981a-001a4a160123. (Abfrage: 10.1.2023).

Dörre, Klaus (2016): Die neue Konfliktformation. Klassen-Kämpfe in fragmentierten Arbeitsbeziehungen. In: Industrielle Beziehungen 23, H. 3, S. 348–365.

Dörre, Klaus (2018): Überbetriebliche Regulierung von Arbeitsbeziehungen. In: Böhle, Fritz / Voß, G. Günter / Wachtler, Günther (2018): Handbuch Arbeitssoziologie. Akteure und Institutionen. Band 2. Wiesbaden: Springer VS. S. 619–681.

Flüter-Hoffman, Christiane / Stettes, Oliver (2022): Homeoffice nach fast zwei Jahren Pandemie. Ein Rück- und Ausblick über die Verbreitung und Struktur der räumlichen und zeitlichen Flexibilisierung von Arbeit in Deutschland, Europa und den USA. IW Report 2.

Honneth, Axel (2011): Verwilderungen. Kampf um Anerkennung im frühen 21. Jahrhundert. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 61, H. 1–2, S. 37–45.

Jürgens, Kerstin (2006): Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kratzer, Nick / Menz, Wolfgang / Tullius, Kurt / Wolf, Harald (2019): Legitimationsprobleme in der Erwerbsarbeit. Gerechtigkeitsansprüche und Handlungsorientierungen in Arbeit und Betrieb. Baden-Baden: Nomos.

Marx, Karl (1962): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie (MEW Band 23). Berlin: Dietz Verlag.

Meyer, Sophie-Charlotte / Tisch, Anita / Hünefeld, Lena (2019): Arbeitsintensivierung und Handlungsspielraum in digitalisierten Arbeitswelten – Herausforderung für das Wohlbefinden von Beschäftigten? In: Industrielle Beziehungen 26, H. 2, S. 207–231.
Müller-Jentsch, Walther (2017): Strukturwandel der Arbeitsbeziehungen. ‚Industrial Citizenship' zwischen Markt und Regulierung. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Pfeiffer, Sabine (2015): Warum reden wir eigentlich über Industrie 4.0? Auf dem Weg zum digitalen Despotismus. In: Mittelweg 36, 24, H. 6, S. 14–36.
Tooze, Adam (2022): Kawumm! In: FAZ Nr. 29 vom 14.7.2022.
Urban, Hans-Jürgen (2019a): Gute Arbeit in der Transformation. Über eingreifende Politik im digitalisierten Kapitalismus. Hamburg: VSA.
Urban, Hans-Jürgen (2019b): Zwischen Verwilderung und Neukonfiguration. Arbeitsbeziehungen in der Transformation. In: Dörre, Klaus / Rosa, Hartmut / Becker, Karina / Bose, Sophie / Seyd, Benjamin (Hrsg.): Great Transformation. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Wiesbaden: Springer, S. 401–420.
Urban, Hans-Jürgen (2022): Digitalisierung und die Verwilderung der Arbeitsbeziehungen. In: Ewen, Janis / Nies, Sarah / Seeliger, Martin (Hrsg.): Sozialpartnerschaft im digitalen Kapitalismus – Hat der institutionalisierte Klassenkompromiss eine Zukunft? Weinheim: Beltz Juventa. S. 82–101.
Vaughan-Whitehead, Daniel / Ghellab, Youcef / Muñoz de Bustillo, Rafael (Hrsg.) (2021): The New World of Work. Challenges and Opportunities for Social Partners and Labour Institutions. Cheltenham / Northampton: Edwad Elgar publishing.
Walwei, Ulrich / Muschik, Marie Lena (2023): Wandel der Erwerbsformenstruktur – Alte und neue Trends. IAB Forschungsbericht 01/2023. https://doku.iab.de/forschungsbericht/2023/fb0123.pdf. (Abfrage: 22.1.2023).
Wissenschaftliche Dienste des Bundestages (2017): Telearbeit und Mobiles Arbeiten. Voraussetzungen, Merkmale und rechtliche Rahmenbedingungen. Aktenzeichen: WD 6 – 3000 – 149/16.

Polanyi’sche Perspektiven auf das 21. Jahrhundert – Polanyian perspectives in the 21st century

Articulating Polanyi's socioeconomic principles for transformations at multiple levels

Andreas Novy

1. Introduction

Karl Polanyi´s research object was the "livelihood of men", the inquiry in how economic processes shape human life and society. This concern links his politico-economic investigation up to "The Great Transformation" in 1944 with his later historical-anthropological search for societies, i. e., socioeconomic and sociocultural orders, that are not organized around markets, in the 1950s. From different angles, his ouevre is a critique of a market society in which market activities dominate everyday life. Not always, but often in line with Polanyi this dominance of markets has been contested for long, denouncing its destructive impact on society and nature (Fraser 2014; Streeck 2016; Wallerstein 1995). A broad variety of political movements as well as theoretical approaches has aimed at overcoming "market fundamentalism", the apparent as well as real dominance of market principles in contemporary societies (Block / Somers 2014). This article uses Polanyi´s substantivist approach to economics to enrich the debate on social-ecological transformations. In section 2, the substantivist understanding of economcis is distinguished from a formalist one. Section 3 discusses Polanyi´s four socioeconomic principles of reciprocity, redistribution, householding and exchange and their articulation in specific historical periods, while section 4 explores the spatiality of socioeconomic prinicples. Section 5 proposes strategies towards multilevel transformations for a strenghened foundational economy and planetary coexistence. Section 6 concludes.

2. Formalist and substantivist approaches to economics

Karl Polanyi´s own understanding of the economy is based on the critique of a formalist approach to economics that reduces the economic to a method of allocating scarce resources.Consumer choice and optimisation are key concepts (Chang 2014; Novy / Bärnthaler / Prieler 2023). Polanyi alerts that such "a market

economy can only function in a market society" (Polanyi 2001, p. 74) in which all economic activities can be organized by self-regulating markets based on the "supply-and-demand price mechanism" (Polanyi 1977, p. 6). The institutional preconditions for such an increasingly global and all-encompassing market society have to be created politically. This happened in the 19th century and was attempted again under neoliberal globalisation: Laissez-faire was planned (Polanyi 2001, p. 147) by national governments, bureaucrats and economists (Slobodian 2018). Today, economics is dominated by this formalist approach. In policymaking, this resulted in neoliberal globalization and financialization (Epstein 2005; Streeck 2011), while in everyday life it fostered "seeing like a market" (Fourcade / Healy 2017) and the "the marketization of (nearly) everything" (Fleurbaey 2018, p. 142). While marketing has become a key entrepreneurial activity, the material consequences of economic activities were conceptualized as mere externalities, so-called external costs which in general are covered by the state – be it unemployment, pandemics or environmental damage. This results in an economic discipline that tends to ignore "the physical aspects of man´s needs" (Polanyi 1977, p. 6), a discipline concerned with exchange values and subjective preferences, but not with use values and human needs.

Polanyi´s approach is substantivist by insisting on the materiality of economic activities. And it is socioeconomic by analysing the economy as an "instituted process of interaction serving the satisfaction of material wants" (Polanyi 1977, p. 31). Its research object is "the culturally inflected, institutionally mediated, politically governed, socially embedded, and heterogeneous economy" (Peck 2013, p. 1546). Such an interdisciplinary approach that acknowledges multiperspectivity has similarities with Keynes´ focus on the real economy instead of the financial sector, on manufacturing instead of banks, on investment rather than saving (Keynes 1964). He insisted on the necessity to study real-world problems: unemployment, recession, war. He also criticized a simplistic understanding of the economy as a barter economy, stressing the crucial role of money and the state (Aglietta 2018; Crotty 2019; Keynes 1964). Modern economies for Keynes and Polanyi are monetary economies, based on debt, power, trust and political governance (Schneider 2023).

However, Polanyi goes beyond Keynes. His approach, although not explicitely breaking with male-centric analysis, is sensible to gender and ecological issues (Aulenbacher / Décieux / Birgit 2018). Investigating the organization of the livelihood at all scales and in all dimensions permits a comprehensive view on the provision of those goods and services that are necessary for human flourishing, ie. the so-called foundational economy as the infrastructure of everyday life (The Foundational Economy Collective 2018). Andwhile Marx conceptualized capitalism as a mode of production in which exchange value dominates use value, Polanyi´s approach sheds light on household and care activitites (Fraser 2019). This is an attractive analytical framework to understand and analyse the economy as "a system

embedded within nature and society" (Jo/Todorova 2017, p. 37) or a "social provisioning process" (Gruchy 1987, p. 21). Instead of assuming that society and nature have to be valorized by introducing price mechanisms in social and ecological relations, like emission trading or social impact bonds, a Polanyian understanding insists that the market is only one of several economic institutions.

3. Articulating socioeconomic principles in time and space

Livelihood has historically been secured by means of diverse institutions in different time-space specific contexts concretizing "the relations of the economic process to the political and cultural spheres and society at large (Polanyi 1977, p. 35). Polanyi identified four "socioeconomic principles" (Polanyi 2001, p. 52) also called "institutional pattern", "principles of behaviour" (Polanyi 2001 p. 50) and finally "forms of economic integration" (Polanyi 1977, p. 35 ff.). These four principles – reciprocity, redistribution, householding and exchange – which Peck termed "modes of integration" are "institutionalized patterns of economic organization" (Peck 2013, p. 1556). As they exist prior to individuals´ behaviour, they help in different combinations organizing the livelihood. In the following, the four principles will first be described separately as ideal types, followed by an overview of their changing articulation in different historical periods.

Reciprocity is based on an "institutional pattern of symmetry" (Polanyi 2001, p. 51), constituted by symmetrical social relations like kinship, community, an association or village. It has been important for sustaining economic relations, especially assisting illiterate societies´ "give-and-take of goods and services in the absence of permanent records" (Polanyi 2001, p. 51). Key logics are mutuality, status and kinships. Key means are gifts, sometimes there are even bans on equivalency. It has a strong local foundation due to its dependence on personal relations. It survived in contemporary caring activities, i. e. in rearing children. And it dominates civil society, i. e., religious or sports associations, and the voluntary sector, from fire brigades and beach cleaning to helping out in homeless shelters and organizing urban gardening. Today, reciprocity is sometimes accompanied by wider, even global networks, enabled by information technologies, e.g. chatting via zoom with relatives.

Redistribution requires a center with adequate infrastructures to redistribute goods and services. Its means are storage, taxation, and law. While storage was crucial in antique civilisations, taxation and law are key contemporary public institutions for redistribution, as it requires sovereignty, political decision making power, including the control over a certain territory: „And the larger the territory and the more varied the produce, the more will redistribution result in an effective division of labour, since it must help to link up geographically differentiated groups of producers" (Polanyi 2001, p. 51). Redistribution has been organized in

authoritarian ways, but has become together with reciprocity the key socioeconomic principle of the democratic welfare state. The "hollowing out of the nation state" which resulted from neoliberal globalization has weakened this socioeconomic principle (Jessop 2016), as welfare institutions depend on political space of maneouvre. Without new forms of reterritorializations, be it an enlarged political space of manouevre for local and regional authorities or at the EU level, there will be a declining capacity of policy makers to redistribute.

Householding "consists in production for one´s own use", not for gain (Polanyi 2001, pp. 51–56). It is an old, but not the earliest socioeconomic principle, as the livelihood was for long secured in larger groups than the small family (Polanyi 1977, p. 41 f.). Householding is organized in self sufficient units, originally the greek oikos and until today often the household. Householding consists in "producing and storing for the satisfaction of the wants of the members of the group". (Polanyi 2001, p. 56). The household, oikos, historically took care of self-provisioning, sometimes even autarky. Its economic activities, consisting in large part of unpaid care work, are marginalized in contemporary economic policies. Privileging the monetized economy results from the dominance of the production of commodities over the reproduction of humans and nature. The household remains a private sphere of gendered exploitation within a public sphere based on legal equality and economic freedom for men (Arruzza / Bhattacharya / Fraser 2019).

Exchange, the fourth priniciple, is "a two-way movement of goods between persons oriented towards the gain ensuing for each from the resulting terms." (Polanyi 1977, p. 42) The principle of exchange is based on prices and quantitative relations, like sale and purchase, renting and hiring, loaning and borrowing. If permitted to structure all social relations, including those related to land, labour and money, exchange relations build "price-making markets" resulting in short-term contractual relations by apparently autonomous consumers and producers. Capitalist markets are based on flows and networks of money, goods and services. Expanding such a market logic to all spheres of society and nature leads to their commodification, giving a price to everything. This principle of exchange has been promoted by neoliberal policies and has created global relations via the cash nexus that make all socioeconomic relations tradeable and exchangeable.

Today market exchange dominates, economics focuses on market exchange. However, exchanging goods requires an institutional framework provided by society to regulate contracts and property. It is an illusion to assume that the economy can be based only on one principle. Furthermore, "'the' market is neither singular nor is it a stable form, and it is certainly not self-regulating; rather, a spectrum of market(-like) forms may be present within actually existing, heterogeneous economies" (Peck 2013, p. 1557). Markets depend on non-market principles: Without redistribution no police and schools, without child care no labour market, without housewifes no male-bread winners (Dengler / Plank, forthcoming).

Although the dominant principle needs other principles (Polanyi 1977), this does not preclude the exploitation of subordinate principles, especially householding and reciprocity. Since the rise of capitalist market economies all non-market socioeconomic principles have been downgraded. Only after World War II redistribution gained importance, leading to the transformation from liberal to welfare capitalism. This rendered possible the emergence of a mixed economy that combined market exchange and redistribution: Markets and state were the foundation of this mixed economy while private and civic activities of householding and reciprocity remained marginal.

During neoliberal globalisation, the four socioeconomic principles were rearranged and a "variegated, heterogeneous, and hybrid economy" (Peck 2013, p. 1557) emerged. Market exchange became dominant again, redistribution was weakened and civic and private activities of volunteering were given more policy attention. Neoliberal globalization due to the reduction of tariffs and non-tariff-trade barriers like patenting has again converged to the 19th century liberal utopia of "One Big Market" of globalized production networks and financial markets, trading everything everywhere. An example is housing, which has increasingly become an asset which is globally traded by wealthy individuals, while for others it has remained the key infrastructure for everyday life (Aalbers 2017; Aalbers / Haila 2018). Another example is care, due to the transnational commodification of care (Aulenbacher / Leiblfinger 2019).

4. The spatiality of socioeconomic principles

This section focuses explicitly on spatiality, an underresearched dimension in Polanyian research . While a spatial turn in social sciences acknowledges the spatial dimensions of politico-economic development (Gregory / Urry 1985; Harvey 1989), explicit reflections on the spatiality of Karl Polanyi´s oeuvre have with few exceptions (e.g., Peck 2013, 2020; Roberts 2018) remained rare. This is astonishing, given the implicit spatiality in many of Polanyi´s key concepts. Jessop, Brenner and Martin (2008) distinguish four spatial dimensions: Territory, place, networks and scale. All four structure Polanyi´s thinking. Networks of loose, ephemeral and anonymous market relations can be easier globalized than responsibility-charged relations of reciprocity and householding. Capitalist markets have a close link to global networks, while reciprocity is often place-based. Embeddedness has a strong territorial dimension and the international system is a form of multiscalar governance.

Until the emergence of modern, increasingly globalized societies, markets were isolated, place-specific institutions with restricted impact on society and space (Polanyi 2001:60ff). Political interventions by the emerging nation state "imposed the market organization on society for noneconomic ends" (Polanyi

2001, p. 258). Nation states created the market society that produced impressive sociocultural improvements, while producing severe human strain at the same time (Polanyi 2001:chapter 3). The expansionary and transgressive logic of capital led to global networks of goods and money as well as ecological overshooting. The formation of one big market at the end of the 19th century would not have been possible without the global acceptance of the Gold Standard: "One Big Market … is an arrangement of economic life which includes markets for the factors of production" (Polanyi 2001, p. 188), i. e., land, labour and money. Trading everything everywhere became the dominant spatiality. Proselytisation, colonialism and imperialism were elements of Westernization, their aspirations being the globalization of related interests and values, be it private property or human rights. Progressive alternatives to capitalist globalization have focused on global social movements (Burawoy 2008), global governance (Patomäki 2014) or nomadism, multitude and scale-jumping (Jessop et al. 2008, p. 397 f.).

The spatiality of globalized market exchange contrasts with householding and reciprocity which aim at "habitation", securing the livelihood in specific places and for specific households and communities. Both tend to be based on thick, often traditional place-based relations on trust, customs as well as social control. Both are important to sustain everyday life, especially those gendered activities related to unpaid care and voluntary work (Aulenbacher / Décieux / Birgit 2018). Householding is a core principle for the care economy, while public welfare institutions have started to turn caring into a public responsibility. However, as sociocultural norms change slowly, private care has remained a female task, and increased female participation in labour markets has led to a double shift for women (Dengler / Plank forthcoming). Reciprocity has potential for improving social cohesion and sustainability "from below". Diverse social innovations, from commons to social economy, were assumed to have a strong local and civic component (Exner / Kumnig / Hochleithner 2020; Oosterlynck / Novy / Kazepov 2019). Combatting the climate crisis and strengthening a degrowth economy is assumed to require glocalization, of sustainable localized places open to the world (Herbert / Powells 2022).

Different from the non-state principles of householding and reciprocity, redistribution is a more territorialized, public and political principle. It requires political decisions and territorialized policies to regulate and plan economic activities. In welfare capitalism, redistribution aimed at compensating injustices by securing full employment and provisioning foundational goods, services and infrastructures. Currently, after decades of neoliberal globalization, there are renewed pleas for redistributive policies to sustain social cohesion and to curtail CO2-emission enhancing overconsumption (Foundational Economy Collective 2020:202; Heintz / Staab / Turquet 2021).

5. Towards multilevel transformations for a strengthened foundational economy and planetary coexistence

Following a foundational approach (The Foundational Economy Collective 2018) based on Fernand Braudel (1981), different economic zones function according to different logics: caring is a long-term, often place-based relation with strong elements of reciprocity, working at the stock exchange aims at exploiting short-term financial dynamics, often in global markets. These different activities must not be subordinated to one logic: speculating is not constructing; loaning is not caring. Both zones, the foundational and the world market oriented are intervowen and depend on one another. A 'theoretically pluralist analysis of hybrid, more-than-capitalist and variegated economies' (Peck 2013) acknowledges the different spatiality of socioeconomic principles. This leads to a strategy based on multiple actions at multiple levels. Transformative strategies have to articulate all socioeconomic principles, taking advantage of specific aspects and avoiding others: Global governance would be needed, as markets tend to reinforce place-based competition and undermine borders. However, due to increasing geopolitical rivalry supranational institutions are currently hollowed out.

Multilevel strategies are better suited as they link the global with the local, civic 'bottom up' strategies of reciprocity with public 'top down' redistribution strategies. Selective forms of economic deglobalization foster micro regionalisation to create context-sensitive institutions: municipal public transport can be upgraded and dense settlement structures can support networks of reciprocity. Walkability, improved by local infrastructures, can facilitate care activities and other forms of neighbourhood mutuality. Macro regionalisation that articulates nations often on a sub-continental scale, like the EU, creates a potential policy space, e.g. for common climate policies and social protection. However, the EU still privileges a market-based form of regionalization based on a single socioeconomic principle (Apeldoorn / Drahokoupil / Horn 2009) .What is missing is – in line with planetary coexistence envisioned by Karl Polanyi (1945) – European planning to regulate the EU-territory with a mix of socioeconomic principles. This would require courageous political decisions like capital control and the empowerment of economic zones dominated by householding, reciprocity and redistribution (Novy 2022).

Climate research predicts that weather extremes like heat and droughts will reinforce societal pressure to priorize the importance of sustaining these human-friendly foundations (Vogel / Steinberger / O'Neill / Lamb / Krishnakumar 2021). These is reinforced by experiences with current crises, like pandemics, war, and the cost of living crisis. Certain foundational activities are more important than others: hospitals and infrastructure provisioning of water, energy and waste-collection cannot be closed, not even during a lockdown (Foundational Economy Collective 2020). In case of a necessary allotment of gas, existential questions

arise: Shall citizens receive gas to warm their homes or shall industry receive gas to secure jobs? Foundational thinking reminds of the economy´s core function of "organizing the livelihood" (Polanyi 1977), putting the economy again on its feets by prioritizing the provisioning of foundational goods and services. If recourse use in the totality of economic activities has to be reduced, the foundational sector has to be prioritized, while the consumption of luxuries, in part also the provisioning of comfort goods and services, is the first target for shrinking (Bärnthaler / Novy / Plank 2021).

6. Conclusion

Polanyi was a socialist intellectual who was aware of the dangers and limits of progress. While mainstream communism and socialdemocracy trusted in the beneficial role of productive forces, Polanyi was aware of the importance of mitigating the negative effects of modernization. Taking the example of land enclosure he acknowledged the importance of slowing down progress (Polanyi 2001, p. 35). Retarding change and conserving certain ways of life might be necessary to protect habitation. Nevertheless, he investigated the dialectics of improvement and habitation without nostalgia (Bärnthaler / Novy / Stadelmann 2020; Holmes 2018). He was aware of the impossibility to return to an imagined past: To "seek shelter from the machine age in the Neolithic cave is a counsel of despair that ignores the irreversibility of progress." (Polanyi 1977, p. xlvii). Instead, he insisted that the future was open and that it is up to human responsibility to shape transformations: "further adjustment in the institutional setting of national and international life are inevitable. … at least some degree of creative adjustment to these new permanent features of the human environment is inevitable. Mere co-existence, if it is to operate at all, logically requires as much" (Polanyi 1977, p. xliv).

In a nutshell, Polanyi aimed at "empowerment without hubris" (Block 2018, p. 170), insisting on human´s capacity to shape the future. A key objective of Polanyi was widening "the range of principles and policies at our disposal" (Polanyi 1977, p. liv). Contemporary challenges requires additional socioeconomic principles to be discovered and/or invented, but first and foremost, it needs innovative forms of linking them. This article reinforces a theoretical approach that valorizes multiple perspectives, and a political strategy for alliance building based by articulating diverse forms of securing access to foundational goods and services for all – at multiple levels and by a diversity of actors.

References

Aalbers, Manuel B. (2017): The Financialization of Housing. A Political Economy Approach. London: Routledge.

Aalbers, Manuel B. / Haila, Anne (2018): A Conversation about Land Rent, Financialisation and Housing'. Urban Studies 55(8), pp. 1821–1835.

Aglietta, Michel (2018): Money. 5,000 Years of Debt and Power. London: Verso.

Apeldoorn, Bastiaan van / Drahokoupil, Jan / Horn, Laura (2009): Contradictions and Limits of Neoliberal European Governance. 1st ed. Hampshire: Palgrave Macmillan.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Birgit Riegraf (2018): The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. Current Sociology Monograph 66(4), pp. 517–530.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael (2019): The 'fictitious commodity' care and the reciprocity of caring. A Polanyian and neo-institutionalist perspective on the brokering of 24-hour care. In: Atzmüller, Roland / Aulenbacher, Brigitte / Brand, Ulrich / Décieux, Fabienne / Fischer, Karin / Sauer, Birgit (Eds): Capitalism in Transformation. Movements and Countermovements in the 21st Century. Cheltenham: Edward Elgar, pp. 245–260.

Bärnthaler, Richard / Novy, Andreas / Plank, Leonhard (2021): The Foundational Economy as a Cornerstone for a Social–Ecological Transformation. Sustainability 13(18), 10460. https://doi.org/10.3390/su131810460

Bärnthaler, Richard / Novy, Andreas / Stadelmann, Basil (2020): A Polanyi-Inspired Perspective on Social-Ecological Transformations of Cities. Journal of Urban Affairs, 45(2), pp. 117–141.

Block, Fred (2018): Karl Polanyi and Human Freedom. In: Michael Brie / Claus Thomasberger (Eds.), Karl Polanyi´s Vision of a Socialist Transformation Montreal: Black Roses, pp. 168–184.

Block, Fred / Somers, Margaret (2014): The Power of Market Fundamentalism. Karl Polanyi´s Critique. Cambridge: Harvard University Press.

Bob Jessop / Brenner, Neil / Jones, Martin (2008): Theorizing Sociospatial Relations. Environment and Planning D: Society and Space 26(3), pp. 389–401.

Braudel, Fernand (1981): The Structures of Everyday Life. Civilization and Capitalism. New York: Harper and Row.

Burawoy, Michael (2008): Rejoinder: For a Subaltern Global Sociology? Current Sociology 56(3), pp. 435–444.

Chang, Ha-Joon (2014): Economics: The User´s Guide. London: Penguin Book.

Arruzza Cinzia / Bhattacharya, Tithi / Fraser, Nancy (2019): Feminism for the 99 Percent. A Manifesto. London: Verso.

Crotty, James (2019): Keynes against Capitalism. His Economic Case for Liberal Socialism. London: Routledge.

Dengler, Corinna / Plank, Christina. forthcoming. Ecofeminist Political Economy Perspectives on Social-Ecological Provisioning. Sustainability: Science, Practice and Policy.

Eder, Julia / Novy, Andreas (2021): Beyond Globalization and Deglobalization – Where to Start? A Polanyian Multi-Level Development Strategy to Provide a Good Life for All within Planetary Boundaries. Vienna: IKPS.

Epstein, Gerald A. (2005): Introduction: Financialization and the World Economy. In: Gerlad A. Epstein (Eds.), Financialization and the World Economy. Cheltenham: Edward Elgar, pp. 3–16.

Exner, Andreas / Kumnig, Sarah / Hochleithner, Stephan (2020): Capitalism and the Commons: Just Commons in the Era of Multiple Crises. Routledge.

Fleurbaey, Marc (2018): A Manifesto for Social Progress. Ideas for a Better Society. Cambridge: Cambridge University Press.

Foundational Economy Collective (2020): What Comes after the Pandemic? A Ten-Point Platform for Foundational Renewal.

Fourcade, Marion / Healy, Kieran (2017): Seeing like a Market. Socio-Economic Review 15(1), pp. 9–29.

Fraser, Nancy (2014): Can Society Be Commodities All the Way down? Post-Polanyian Reflections on Capitalist Crisis. Economy and Society 43(4), pp. 541–558.
Fraser, Nancy (2019): What Does Socialism Mean in the Twenty-First Centu. In: Leo Panitch / Greg Albo (Eds.), Socialist Register 2020: Beyond Market Dystopia. New Ways of Living. London: The Merlin Press, pp. 282–294.
Gregory, Derek / Urry, John (1985): Social Relations and Spatial Structures. London: Macmillan.
Gruchy, Allan G. (1987): The Reconstruction of Economics: An Analysis of the Fundamentals of Institutional Economics. New York: Greenwood Press.
Harvey, David (1989): The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change. London: Basil Blackwell.
Heintz, James / Staab, Silke / Turquet, Laura (2021): Don't Let Another Crisis Go to Waste: The COVID-19 Pandemic and the Imperative for a Paradigm Shift. Feminist Economics 27(1–2), pp. 470–485.
Herbert, Joe / Powells, Gareth (2022): Contested Geographies of Localization(s): Towards Open-Locales. Globalizations 1–16.
Holmes, Christopher (2018): Polanyi in Times of Populism: Vision and Contradiction in the History of Economic Ideas. London: Routledge.
Jessop, Bob (2016): Territory, Politics, Governance and Multispatial Metagovernance. Territory, Politics, Governance 4(1), pp. 8–32.
Jo, Tae-Hee / Todorova, Zdravka (2017): Social Provisioning Process: A Heterodox View of the Economy'. In: The Routledge Handbook of Heterodox Economics. Routledge, pp. 29–40.
Keynes, John Maynard (1964): The General Theory of Employment, Interest, and Money. San Diego: Harcourt.
Novy, Andreas (2022.): The Political Trilemma of Contemporary Social-Ecological Transformation – Lessons from Karl Polanyi's The Great Transformation. Globalizations 19(1), pp. 59–80.
Novy, Andreas / Bärnthaler, Richard / Heimerl, Veronika (2020): Zukunftsfähiges Wirtschaften. Weinheim: Beltz.
Oosterlynck, Stijn / Novy, Andreas / Kazepov, Yuri (2019): Local Social Innovation to Combat Poverty and Exclusion: A Critical Appraisal. London: Polity Press.
Patomäki, Heikki (20149. On the Dialectics of Global Governance in the Twenty-First Century: A Polanyian Double Movement? Globalizations 11(5), pp. 733–50.
Peck, Jamie (2013): Disembedding Polanyi: Exploring Polanyian Economic Geographies. Environment and Planning A 45(7), pp.1536–1544.
Peck, Jamie (2020): Polanyi in Space. In: Radhika Desai and Karl Polanyi Levitt (Eds.), Karl Polanyi and twenty-first-century capitalism. Manchester: Manchester University, pp. 250–268.
Polanyi, Karl (1945): Universal Capitalism Or Regional Planning? The London Quarterly of World Affairs 10(3), pp. 86–91.
Polanyi, Karl (1977): The Livelihood of Man. New York: Academic Press.
Polanyi, Karl (2001): The Great Transformation. The Political and Economic Origins of Our Times. Boston: Beacon Press.
Roberts, Philip (2018): Karl Polanyi as a Spatial Theorist. Globalizations 1–12.
Slobodian, Quinn (2018): Globalists: The End of Empire and the Birth of Neoliberalism. Cambridge: Harvard University Press.
Streeck, Wolfgang (2011): The Crises of Democratic Capitalism. New Left Review 71:5–29.
Streeck, Wolfgang (2016): How Will Capitalism End? Essays on a Failing System. NewYork: Verso.
The Foundational Economy Collective (2018): Foundational Economy. The Infrastructure of Everyday Life. Manchester: Manchester University Press.
Vogel, Jefim / Steinberger, Julia / O'Neill, Daniel / Lamb, William F. / Krishnakumar, Jaya (2021): Socio-economic conditions for satisfying human needs at low energy use: An international analysis of social provisioning. Global Environmental Change 69. https://doi.org/10.1016/j.gloenvcha.2021.102287

Waller, William / Wrenn, Mary V. (2021): Feminist Institutionalism and Neoliberalism. Feminist Economics 27(3), pp. 51–76.
Wallerstein, Immanuel (1995): Historical Capitalism with Capitalist Civilization. London: Verso.

Care work and Polanyi's double movements

Towards multiples in cultural political economy

Bob Jessop and Ngai-Ling Sum

1. Introduction: Polanyi's double movement

Two of Polanyi's most important contributions to critical social science were his insistence that land, labour, and money were fictitious commodities and that the liberal propensity to treat them as if they were real commodities was a major source of contradictions and crisis-tendencies in capitalist development. Indeed, so great were the consequences of the liberal creed that society eventually fights back against the environmentally and socially destructive effects of such treatment. In fact, Polanyi emphasizes that "[t]he postulate that they are produced for sale is emphatically untrue" and that "it is with the help of this fiction that the actual markets for labour, land and money are organised" (2001, p. 75). This also entails organizing the wider society as a market society to sustain the organisation of the economy in separate, market-based, and market-oriented institutions disembedded from nonmarket relations. For, as he argues, "a market economy can function only in a market society" (2001, p. 60). He applied these arguments to the fightback against liberalism in the late nineteenth century and also noted their relevance to the economic crises of the 1930s. They have been further developed by Polanyian scholars to analyse society's fightback against neoliberalism.

A fictitious commodity has the form of a commodity (can be bought and sold) but is not actually produced in order to be sold. It already exists before it acquires the form of an exchange value (e.g., raw nature) or it is produced as a use value before being appropriated and offered for sale (e.g., human artifacts originating in a substantive, socially embedded economy). This is important because analysing land, money, and labour power as simple and/or capitalist commodities would obscure the conditions under which they enter the market economy, get transformed therein, and so contribute to producing goods and services for sale.

The study of how economies are instituted should start, Polanyi suggests, from how the economy acquires unity and stability. He focused here on basic structural principles – householding, reciprocity, redistribution, or exchange – that vest the economic process with institutional unity and stability (1957, p. 249 f.). These principles are important in securing the unity and stability of the global care economy. Reciprocity has a key role in securing the unity and stability of the market-driven live-in care system in the Austrian familial welfare system (see below).

Polanyi's *double movement* reflects two contrasting organizing principles: economic liberalism and social protection, each promoted by different classes and using different methods (2001, p. 138f). Both embody specific normative principles and values. The countermovement linked to social protection addresses actual asymmetries in the labour process, the negative externalities of unregulated markets, other forms of market failure, and the need to secure daily, lifetime, and intergenerational social reproduction that cannot be fully delivered, let alone guaranteed, by self-regulating markets in labour and land.

Although the countermovement was essential to protect society from the annihilating effects of the commodification of land and labour, "in the last analysis it was incompatible with the self-regulation of the market, and thus with the market system itself" (Polanyi 2001, p. 136). Thus, society's diverse interventions were limited to "checking the action of the market in respect to the factors of production, labour, and land" (Polanyi 2001, p. 136).

2. Aulenbacher et al. on the double movement and beyond

Brigitte Aulenbacher endorses Polanyi's claims and applies them to the post-war period, especially the post-Fordist epoch. She notes that, post-1989, with the new phase of globalisation, scholars of international care regimes emphasise three interrelated tendencies: the transnationalisation of labour, work and policies; the forced commodification of care and care work; and new governance and the reorganisation of the welfare state. How these are interconnected varies by country, depending on their welfare, employment, gender and migration regimes. This said, common patterns emerge, one of which is the rise of new care markets, which are embedded in and partially regulated by the (welfare) state. Austria combines the conservative ideal of the home care society with neoliberal cash-for-care policies, which replace unpaid family labour (mostly performed by women) with state subsidies for live-in care workers. This reduces the welfare state's responsibility to the private household in the framework of legalisation of formerly informal work, allowing brokers to flourish (Aulenbacher/Leiblfinger 2019, p. 245).

There is a contradiction between subordination of care and care work to the economic reproduction of capitalism and their life-serving purpose. This contradiction has peaked in contemporary Europe. This can be seen in the economic shift in elder care and childcare in Austria and Germany, which involves a Polanyian *double movement*. Cash-for-care policies still assign the main responsibility for care work to the family, and 24-hour care is subsidised so that the middle classes can afford it. In 2007, the state legalised home care and introduced the new profession of personal care. But this means care gaps in some welfare states are filled at

the cost of poor welfare and care in rudimentary welfare state in many countries (Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018; cf. Lutz 2017).

Aulenbacher's most recent work focuses on the marketisation of live-in care for the elderly in Austria, which is linked with new forms of regulation and contestation. This Polanyian double movement involves the forced commodification and organisation of caring and care work, and countermovements seeking protection from its effects, as seen in protests of care workers and attempts of stakeholders to modify the model by implementing a quality seal. And she asks how far this affects the provision of decent care and decent work (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020, p. 1).

She treats care in Polanyian terms as a special kind of labour. For care is a human activity that aims to safeguard and sustain life and livelihood by self-care and care for others; as such, caring – like labour – cannot "be detached from the rest of life, be stored or mobilized" (Polanyi 2001, p. 75). She argues that the purpose of care is to sustain livelihood (cf. Tronto 2017), which is a precondition of society and not to be sold. Live-in care in Austria is embedded in the familial care regime, which cares for the elderly in the home. Combined with high unemployment rates and low pensions in many post-communist countries, which make relatively cheap transnational labour available, the cash-for-care scheme and the ideal of the home care society, enable the marketisation of live-in care for the elderly. Indeed, home care agencies usually broker two *personal care workers'*, who alternate in typically two-to-three-week periods as live-ins (Aulenbacher / Leiblfinger 2019, p. 250). This neoliberal self-employment model integrates personal carers into the general social security system and has led to a formalisation of care arrangements (e.g., specified tasks, mandatory contracts). This, in turn, creates contradictions between the promise of decent care and the reality of poor working conditions. These cause care and labour disputes because self-employed care workers are less protected than regular workers and because care services are subject to less quality control than other forms of public care provision (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020, p. 1 ff.).

The resulting tensions are handled in different ways. For example, many agencies offer different care packages, combining language skills, qualification, or work experience of the carer and tasks like housework, company, assistance, medical care, etc., with graduated prices. Some agencies offer additional services like hourly, nightly, or short-term home care and some even specialise in dementia or hospice care (Aulenbacher / Leiblfinger 2019). They promise decent care with quality control in the households. For example, "if the chemistry is not right", agencies promise to exchange care workers free of charge or for extra fees (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020, p. 9). More generally, agencies seek to protect care receivers and their relatives from irregular or non-transparent brokering. In addition, live-in care givers should be protected from demands of care receivers and their relatives concerning times of availability and tasks that

are not in line with their contracts, from exploitative working conditions, and from agencies that make undue profits by mediating payments. Indeed, since the whole model is based on circular migration with underlying economic and welfare gaps, carers are frequently selected not for their skills and qualifications but rather for economic reasons. Many agencies are aware of the underlying imbalances between members of households and care workers in any live-in arrangement. They provide carers with support when needed, for example with regard to the (re)negotiation of remuneration and/or free time. Furthermore, care receivers in private households should be protected from improper or inadequate treatment and abuse of trust by care givers. While the need for protection is recognised, however, the diagnoses and solutions vary widely. Finally, and by contrast, complaints are growing about difficulties in recruiting qualified workers because rising local wages and better economic conditions in some sending countries, which make the Austrian live-in model and circular migration less attractive for many carers. As a solution, some agencies go further east for labour force recruitment (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020, p. 9 ff.).

From a Polanyian double movement perspective, self-employed care workers seek protection from market-driven dynamics, by building their own countermovements, collaborating with existing ones, and creating new forms of representation of their interests. They have started to organise on their own behalf and through church-associated or trade union initiatives. Unfortunately, trade unions face difficulties in organizing because self-employed carers are hard to reach at the workplace, they are abroad when not on duty in Austria, and their working conditions often depend on individual and informal negotiations in the private households (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020, 13 ff.).

Brokering agencies can gain seals to justify the existing live-in care market and to promote better marketisation of high-quality care. Certification of care workers gave chance to request higher honoraria and to gain a competitive edge for oneself in the market (Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021, p. 217). The quality seal is supposed to lead to fairer competition, based not only on prices but also on quality; households are to benefit from a better comparability of agencies and can rely on fixed matching and care standards (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020, p. 15 ff.).

The efforts to mitigate market-driven dynamics and the search for alternative forms to organise live-in care or for new forms of caring belong to the double movement around live-in care in Austria. The alternative to commercialised live-in care in the home is the communally and/or societally-based care model (Aulenbacher / Lutz / Schwiter 2021, p. 225). Care workers face many problems. These include poor board and lodging, the expectation of 24-hour availability of the care worker including extra work in house and garden, and for relatives, jealousy and problems of living together in the established household order, and sexual harassment. Successful care reflects not only good matching but also the informal and

personal organisation of reciprocity in the family context (Aulenbacher/Leiblfinger 2019, p. 255 f.). Thus, scholars explore how home care agencies must consider demands that are rooted in the logics of the state, the family, and the profession when they deal with the *fictitious commodity* of care and the *institutional complexity* of the care regime in which Austria's care market is embedded (Aulenbacher/Leiblfinger 2019, p. 247 ff.).

3. Towards the multiples from a cultural political economy perspective on care work as emotional labour

Adopting a harder and broader reading of Polanyi's work, this paper suggests a cultural political economy (CPE) perspective (Sum/Jessop 2013) that stages an encounter between Marx, Gramsci and Foucault in examining the issue. More specifically, we examine Polanyi's double movement beyond national industrial capitalism and its market-state relations; and engage more with the multiple social relations embedded in these transnational/trans-local care service chains. Instead of focusing on specific labour-receiving states (Austria, Germany, and Switzerland) with their familial welfare orientation, we show how care work involves the articulation of the global North and surplus labour in the global South, e.g., the labour-sending countries of Indonesia and the Philippines. In the main, the latter adopt a more neoliberal-workfare model (Jessop/Sum 2006) and, thus, by studying care work through a global North-South lens we extend the double movement in terms of the multiple social relations that cover the trans-locality and relationality/emotionality of the state, economy, society and families of the global South.

In order to evaluate some aspects of these multiple social relations, this paper adopts a CPE approach and sees care work as *emotional labour* (Hochschild 1983) in order to capture the many macro-micro relationalities/emotionalities that are involved in the care chains. Applying Marx's labour theory of value, Hochschild (1983) interpreted *emotional labour* as how service workers are engaged in emotional work performed in exchange for pay and as a condition of employment. This entry point enables her to develop a materialist theory of labour subjectivity by extending the alienated labour process analysis to the emotion domain. She saw this kind of service work as often alienating because it involves estrangement from their employers and a loss of control over their emotional register often at the intersection of class, gender and race. Such inequalities embedded in transnational care chains involve multiple social relations and subjective tensions in the workplace and trans-local life of these workers on both macro and micro levels.

On the macro-hegemonic level, the southern commodification of such female *emotional labour* to reap economic remittances forms a key part of its labour-

exporting workfare accumulation strategy of service care workers. This strategy is interwoven with a trans-local alienated labour process that estranges workers from themselves in bodily and feeling terms. Seeing alienation in this way thus highlights subjectivity and related power relations of (self-)control in the workplace. Using a Marxian-Foucauldian lens, Knights (1990) argues for focusing more on the subjectivity and subjugation of the labour process via everyday work and training discourses and practices that produce workers to perform their bodily-service in the receiving countries. We will deal with two micro disciplinary-biopolitical technologies of control that can be seen, in neo-Foucauldian terms, as technologies of servitude and kin-work related to regulation of emotional labour in trans-local care work.

3.1 Macro-hegemonic labour-exporting accumulation strategy

In the global south, the export of labour to the global north ranks high on their neoliberal development discourses and practices. The remittances from exporting labour are presented by international organisations, such as the World Bank and national states as a 'triple win'. They narrate the mutually beneficial interaction of (a) migrant workers and families gaining from improved wages/skills/opportunities/repatriated investment; (b) states from the sending countries gaining foreign exchange earnings from remittances; and (c) receiving countries gaining access to a global pool of flexible human capital at low costs.

This neoliberal workfare narration of development in/of the global north and south forms the policy imaginaries and practices of the labour-export accumulation strategy of states and international organisations. The *will to improve* (Li 2007) of workers in sending remittances home is narrated as being *heroines/heroes* who contribute to their families and nations (Chee 2020, p. 375). However, from a critical viewpoint, such strategy allows the global north access to an international reserve army of cheap and exploitable labour that can be commodified and also entrenches the neoliberal financial logics of economic remittances as take-home investment for growth and development. From a CPE viewpoint, this kind of exportist labour regime and its labour process also have a subjective dimension. Parreñas's work on *Children of Global Migration* (2005) highlighted the affective dimension of such work by seeing it as a form of 'care resource extraction' of the global north from the global south that is emotionally as well as economically relevant. This aspect ranges from estrangement via over-flexible rotation of work, dependence on basic goods in live-in work, subjugations as work objects and imposing stress on the children/families at home.

3.2 Micropower of trans-local emotional subjugations: the technologies of servitude in labour process

Such a focus on the estranged nature of emotional labour process highlights the issue of the subjectivity of the constructed worker mind-body suited for care work in the receiving countries. We show this in terms of the neo-Foucauldian disciplinary-biopolitical technologies involved in the emotional subjugation of live-in care workers. More specifically, the domestic subservient and self-protecting subject is naturalised as ready to engage in emotional work abroad. In the sending countries, such as Indonesia, private manpower agencies and related state-run training centres conduct pre-service training courses (sometimes in live-in camps for up to three months) to naturalise related disciplinary and biopolitical discourses and practices to produce maid/servant objects/subjects with a mix of docility and resilience to work, who live and know their place in the employers' household.

A study of the training sessions organised by these manpower agencies highlights some disciplinary aspects necessary to conduct domestic work, such as tight training schedules and score sheets (Chee 2020). These schedules include knowledge on basic language, local cooking, cleaning, and caring for children/elderly. Other, more intangible aspects cover the learning the grid of power relations in the household hierarchy. Based on conversations by one of the authors of this paper with her mother's Indonesian carer[1], for example, domestic workers were taught to address male members of the households as *misters/masters* and females as *misses/madams*. *Maids* should not sit at the same tables as the family for meals; and they should also avoid sitting on the main sofas in lounge areas. Kitchens and side stools are often recommended. This kind of bodily and spatially controlling practices can be seen as what Rudnyckyj (2004) calls disciplinary technologies of servitude in a neo-Foucauldian manner. These everyday discourses and practices instil a degree of docility to prepare the domestic workers to become objects to be acted on in the households. These ways of subsuming maids' life to fit into the domestic hierarchy involve not just service provision but social relations of everyday servitude itself.

These ways of producing servitude can never be complete as there are other emotional feelings (e.g., distress and burnout) that are tied to tensions in live-in service work. Training centres, apart from selecting workers who are less proud, also provide lessons on emotional regulation to enhance the workers' capabilities to mediate their internal feelings and perform their role. For example, Chee's fieldwork showed that in one training session, the trainer warned workers "don't cry in

1 Ngai-Ling Sum would like to thank Mbak Sowiyah for her information while she was her mother's live-in carer. During her service, she wrote a novel titled *Dua Ibu* in 2011 in her spare time.

front of your employers" and "don't talk back" (2020, p. 271). Apart from learning to conform, trainers also encourage their "will to improve" by being proud of their professionalism and to strive to self-excel by becoming accredited "supermaids". The latter are narrated as those who can contribute to their families and the nations via their remittances (Chee 2020; Chang 2018). This assemblage of labour-process knowledge, from a neo-Foucauldian viewpoint, deploys biopolitical forms of control that encourage workers to become self-enterprising and self-protecting as well as to deeply internalise their service roles and even to perform "servitude with a smile" (Chong 2009, p. 45) bearing emotional gifts.

This discussion of the micropolitical power does not ignore the continual existence of workers' resort to surface acting (Hochschild 1983) and even subtle forms of resistance in the unequal social relations of domestic care work (Scott 1985). Some workers organise into advocacy groups/unions to demand better conditions with international support (e.g., ILO); but this must be linked to the positions and implementations of related policies of the host governments as well as their own embassies, with some more supportive than others. After all, embassies convey the positions of their own national governments and *exporting labour for remittances* is still their dominant accumulation strategy, subject to negotiation in a neo-Gramscian passive revolution sense, e.g., signing a Memorandum of Understanding between sending and receiving governments on labour conditions with varying degrees of success and complicity (Chin 2019).

3.3 The Micropower of trans-local care life: the intimate technologies of kin-work in social reproduction

This examination of domestic work relations in the global north by workers coming from the global south needs to be located further in other multiple social relations, especially in their trans-local nature when families at a distance are also involved. This is not only a capital-labour relation but a capital-life issue in social (re-)production. Working life abroad also spills over into social-familial ones at home. Here, workers confront a *care paradox* rooted in the trans-local nature of their work across the chains. More specifically, their work abroad may provide *care gain* in the global north while it incurs *care drain* at home in the global south. The resultant *care deficit* leads to a 'care paradox' in which the workers, when performing care-emotional work in the north, also created care lack in the south due to their absences. This paradox may open some trans-local emotional conditions of distress and loss regarding their own parents, spouses, children, and other kin at home.

These emotional conditions become part of their everyday trans-local labour process. In response, workers and their families create an ensemble of emotional regulation technologies to re-negotiate their *'daughterhood/spousehood/moth-*

erhood at a distance'. Such actions demonstrate trans-local agency by all concerned that cultivates intimacies and contacts, which can be called in a neo-Foucauldian sense, '*technologies of kin-work*'. These practices include sending remittances/toys/gifts home regularly; cultivating *proxy* mothers from younger daughters or other relatives/neighbours; going home on holiday visits but leaving in the evenings when the children have gone to bed; coaching younger children to interpret aeroplanes as '*mother coming home*'; using mobile phones (possibly from the hosts' kitchens) to keep in touch with relatives in the evenings or free times; and so on. Care workers are increasingly using information and communication technology (ICT) to keep in touch with families at a distance. This kind of virtual intimacy has been described by Wilding et al., as "digital kinning" (2020). For example, *WhatsApp* messages, calls and home videos are used to build connections and mutual support with family members across time-space. Such emotional ecologies form an integral part of the trans-local homing of these care workers. However, these coping strategies do not negate emotional overload, anxiety and distress when they face issues, such as home longing, financial indebtedness, sickness of relatives at home and their own marital problems with limited accesses to redress, care and support in the host countries. These socio-psychological issues can amplify their emotional demand which can add to their exhaustion and burnout that is an integral part of the hegemonic labour-exporting accumulation strategy under *self-enterprising* neoliberalism.

4. Conclusion

Deploying Polanyi's insights into the double movements, Brigitte Aulenbacher and her colleagues have accomplished an innovative body of literature on care work. This paper offers a CPE (Sum / Jessop 2013) perspective to augment Polanyi's double movement by going beyond his concern with market, state, and civil society. It examines double movements in a more multi-layered manner, including its complex relationality and trans-spatial dimensions of care work across global North and South. We have examined the production and reproduction of care workers nationally and trans-locally. However, we have also gone beyond the concern with the activities of agencies in the receiving countries of live-in care to include the interweaving of macro-micro powers in paradoxical/hierarchical relations of sending and receiving countries. This is done with due regard to the subjectivity of the labour process as well as the multiple dimensions of power relations of macro-state accumulation strategy and the micro-disciplinary-biopolitical technologies pertinent to subjugating and regulating workers' emotional trans-local landscapes but not without resistance.

References

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael (2019): The 'fictitious commodity' care and the reciprocity of caring. A Polanyian and neo-institutionalist perspective on the brokering of 24-hour care. In: Atzmüller, Roland / Aulenbacher, Brigitte / Brand, Ulrich / Décieux, Fabienne / Fischer, Karin / Sauer, Birgit (eds.): Capitalism in Transformation. Movements and Countermovements in the 21st Century. Cheltenham: Edward Elgar, pp. 245–260.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2020): The promise of decent care and the problem of poor working conditions: Double movements around live-in care in Austria. In: Sozialpolitik, 2, article 2.5.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2021): „Das Thema ist, die Menschen wollen zu Hause sein." Zum Nachdenken über Live-in-Care, Gütesiegel, staatliche Förderung und neue Betreuungsformen. In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Eds.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Zürich: Juventa Beltz, pp. 212–235.

Aulenbacher, Brigitte / Lutz Helma / Schwiter, Karin (2021): Live-in-Betreuung – (k)ein Zukunftsmodell guter Sorge und guter Arbeit? In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Eds.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim / Basel: Beltz Juventa, pp. 238–251.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018): The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. In: Current Sociology Monograph, 66(4), pp. 517–530.

Chang, Andy (2018): Producing the self-regulating subject: Liberal protection in Indonesia's migration infrastructure, In: Pacific Affairs, 91(4), pp. 695–716.

Chee, Liberty (2020): '"Supermaids": Hyper-resilient subjects in neoliberal migration governance'. In: *International Political Sociology*, 14(4), pp. 366–381.

Chin, Chuanfei (2019): Precarious work and its complicit network: Migrant labour in Singapore. In: *Journal of Contemporary Asia*, 48(4), pp. 528–551.

Chong Patricia (2009): *Servitude with a Smile: An Anti-Oppression Analysis of Emotional Labour*, Global Labour University Working Papers, Paper No. 9, https://global-labour-university.org/wp-content/uploads/fileadmin/GLU_Working_Papers/GLU_WP_No.7.pdf, [accessed on 27.12.2022].

Hochschild, Arlie Russell (1983): The Managed Heart. Berkeley. CA: University of California Press.

Jessop, Bob and Sum, Ngai-Ling (2006): Beyond the Regulation Approach. Cheltenham: Edward Elgar.

Knights, David (1990): *Subjectivity*, power and the *labour process.* In: Knights, David / Wilmot, Hugh (eds.): Labour Process Theory. Basingstoke: Palgrave-Macmillan, pp. 297–335.

Li, Tanja Murray (2007): The Will to Improve. Durham, NC: Duke University Press.

Lutz, Helma (2017): Care as a fictitious commodity: Reflections on the intersections of migration, gender and care regimes. In: Migration Studies, 5(3), pp. 356–368.

Parreñas, Rhacel Salazar (2005): Children of Global Migration. Stanford, NJ: Stanford University Press.

Polanyi, Karl **(1957)**: The economy as instituted process. In: Polanyi, Karl / Arensberg, Conrad M. / Pearson, Harry W. (Eds): Trade and Market in the Early Empires. Economies in History and Theory, New York: Free Press, p**. 243–270.**

Polanyi, Karl (2001): The Great Transformation: The Political and Economic Origins of Our Time. 2nd edition. Boston: Beacon Press.

Rudnyckyj, Daromir (2004): Technologies of servitude: governmentality and Indonesian transnational labour migration. In: Anthropological Quarterly, 77(3), pp. 407–434.

Scott, James C. (1985): Weapons of the Weak: Everyday Forms of Peasant Resistance. New Haven, CT: Yale University Press.

Sum, Ngai-Ling / Jessop, Bob (2013): Towards Cultural Political Economy. Cheltenham: Edward Elgar.
Tronto, Joan C. (2017): There is an alternative: homines curans and the limits of neoliberalism. In: International Journal of Care and Caring 1(1), pp. 27–43.
Wilding, Raelene / Baldassar, Loretta / Gamage, Shashini / Worrell, Shane / Mohamud, Samiro (2020): Digital media and the affective economies of transnational families. In: International Journal of Cultural Studies, 23(5), pp. 639–655.

Weak welfare states and social inequalities in the pandemic era

Maria Markantonatou

1. COVID-19 policies

The pandemic is the third global crisis of the 21st century after the financial crisis that broke out in the US in 2008 and spread to the Eurozone, and the refugee crisis in 2015. As Malm (2022) notes, crises in capitalism are usually treated at the level of symptoms: for the financial crisis trillions of dollars were provided for bailouts, for the refugee crisis the response was the further fortification of borders, and COVID-19 provided an opportunity to address the root causes of zoonotic spillover, such as tropical deforestation, but the focus shifted on the quest for vaccines, and no significant measures were taken to curb deforestation; on the contrary, it reached unprecedented levels. Indeed, in most countries, common strategies against the symptoms were implemented at different speeds. Next to vaccination, measures included lockdowns, closing borders, interrupting forms of trade, tourism, transactions, education, cultural life, etc., and national campaigns by medical experts to persuade people about the necessity of social distancing. COVID-19 and the long-lasting lockdowns disrupted recovery from the financial crisis, especially in countries severely hit by austerity programs in the 2010s, while putting others to economic slowdown and sharp declines in GDP and businesses in many sectors. Lockdowns caused a severe recession associated with a 4.4 percent decline in global GDP in 2020 (Fuchs 2021, p. 5), rapid losses of incomes and tax revenue. According to the ILO (2020, p. 2), about 400 million full-time jobs were lost because of the economic shockwaves in the second quarter of 2020 alone, with workers in the informal economy being the hardest hit.

States assumed an enhanced role to cope with the pandemic and the effects of lockdowns. Measures undertaken by governments included medical procurement spending in the healthcare sector; numerous cash transfers for thousands of self-employed professionals and workers who ceased working in various sectors (tourism, commerce, arts, culture, sports, transportation, education, consulting, etc.); liquidity support and loan guarantees to closed businesses; reductions to taxation and rents, and the deferment of tax payments and social security contributions (IMF 2021). At the EU-level, a new liquidity facility was introduced by the European Central Bank (ECB), the 'Pandemic Emergency Longer-Term Refinancing Operations' (PELTRO) (ECB 2020), and post-COVID recovery plans, such

as the 'Recovery and Resilience Facility' and the 'Next Generation EU' (grants and loans to countries for green investments and digital transformation).

With such measures, some authors assumed the return of government to center stage and even went to some lengths to suggest the end of an era in which power had shifted from states to markets (Stephens 2020). The new interventionist policies were unthinkable before the pandemic when the orthodoxy of neoliberal globalization dominated. Political leaders advocating it were forced to pursue a policy beyond their stated principles to respond to the pandemic emergency. Indeed, 'even the least likely have rolled out major economic aid packages in the name of care for the nation' (Chatzidakis et al. 2020, p.11). The welfare state was discredited after decades of shrinking, or considered incompatible with the principles of competition and was thus subject to deregulation. But in the pandemic, as Pleyers (2020, p. 305) notes, leaders immediately 'stated they considered welfare state and public hospitals as crucial features of their country's national identity'. However, this turn constituted neither a break with the neoliberal and managerial deregulation of the institutions of social protection nor some new version of Keynesianism.

State interventions in the pandemic remind of Polanyi's analysis of the mid-19th century protectionist movement, consisting of factory laws, social insurance, health services, public utilities, restrictions on the movements of people, etc. There was no doubt, Polanyi (2001, p. 150) argued that this movement set 'hindrances to the functioning of the competitive system, protracting business depressions, aggravating unemployment, deepening financial slumps, diminishing trade, and damaging severely the self-regulating mechanism of the market'. However, this did not mean that the era's leaders suddenly decided to challenge capitalism, as advocates of the 'antiliberal conspiracy' thought. Polanyi criticized Herbert Spencer's view that there was a 'socialist' or 'antiliberal' motive behind state interventions, from labour laws (prohibition of child labour, establishment of labour inspectorates, legislation for accidents, etc.) to laws for the establishment of the fire brigade, social relief and – pertinent as regards COVID-19 – the *Contagious Diseases Act* (Polanyi 2001, p. 152). Polanyi underlined that capitalism did not simply reproduce itself, but constantly necessitated a strong state on its side, even if it temporarily interrupted the free market, or even contradicted specific capitalist interests. Protectionist policies followed by different forces (from Victorian England to Bismarck or the Austrian Church) were not the result of mishandling, but they were the results of objective reasons of a stringent nature:

> "Victorian England and the Prussia of Bismarck were poles apart, and both were very much unlike the France of the Third Republic or the Empire of the Hapsburgs. Yet each of them passed through a period of free trade and laissez faire, followed by a period of anti-liberal legislation in regard to public health, factory conditions, municipal trading, social insurance, shipping subsidies, public utilities, trade associations, and so

on. (…) Thus, under the most varied slogans, with very different motivations a multitude of parties and social strata put into effect almost exactly the same measures in a series of countries in respect of a large number of complicated subjects" (Polanyi 2001, pp. 153–154).

Similar reasons lied behind the management of the current pandemic, which sought to balance off the health emergency with the functioning of the economy. In the pre-pandemic era, the 'minimal state', one of the many strategies to promote neo-liberalization, existed as regards welfare (and healthcare) for lower social strata. The pandemic pressingly brought the issues of the welfare state and social care to the center. From a Polanyian viewpoint, Aulenbacher (2021, p. 8) argues that the pandemic is 'paradigmatic of the carelessness that characterizes the market-fundamentalist commodification of nature, labour and money in the context of the scientific-technological development over the past decades'. She emphasizes that the pandemic caused additional care needs, which were impossible to meet with everyday resources and thus, some sectors of the healthcare system were forced to the limits of their capabilities, resulting in new obstacles and inadequate care for children, the elderly, and the sick (Aulenbacher 2021, p. 9). Similarly, Streeck (2021, p. 319) argues that national health systems appeared defenseless in the pandemic as a result of past policies, which facilitated the liberation of pharmaceutical companies from state control, their independence from the geographic or legal boundaries of nation-states, and the cuts in public healthcare expenditure leading to shortages during the pandemic of essential medical equipment, from hospital beds to materials previously considered unnecessary (testing materials, respirators, masks, etc.). Lack of state control was manifested during the vaccination, too. To produce vaccines, the state subsidized big companies, some of which are among the world's most profitable (BioNTech, Johnson & Johnson, Pfizer, Moderna, AstraZeneca). However, the state was unable (or unwilling) to impose necessary conditions on vaccine patents, quantities and prices and distribution.

According to Somers and Block (2020, p. 155), 'COVID-19 has exposed the profound damage that market utopianism has imposed on our collective well-being, producing afflictions that have already taken the U.S. far down the road to dystopia'. They describe the consequences of decades of neoliberalization in the US and stress that leaders failed to effectively protect the citizens and manage the 'flimsy healthcare system', as they call it, because of the very role that the state has chosen to play as a fundamental supporter of the free economy. Somers and Block oppose the dominant ideological belief that government interventions to protect public goods create market distortions, reduce business incentives and harm economic growth in the long-run. They (2020, p. 154) argue that 'the government is very much the market's accomplice-in-chief in redistributing wealth and income upward, as, for example, when taxpayers fund vital medical research which, un-

der the guise of public-private partnerships, accrues private gain exclusively to pharmaceutical companies'.

COVID-19 brought to surface chronic problems born out of neo-liberalization in Europe and the US especially the constantly increasing share of the private sector in the total healthcare services. Priority of the state in the last decades has been to open and empower private healthcare markets by various means, such as, low taxation and incentives to entrepreneurs, the imposition of managerial criteria based on the 'EEE principle' (economy, efficiency, effectiveness) on the public sector, underfunding of the public healthcare system, and even by political campaigns to ideologically persuade voters about its very low social utility. The virus called attention to the need to reverse the privatization doctrine and trend, empower the public sector and exercise policies toward equal access to healthcare. In addition, the virus has brought to light a series of social inequalities, deep-rooted and neglected for decades in neoliberal globalization. These social inequalities are overviewed in the next section.

2. COVID-19 and social inequalities

> "The pandemic has brought to life what sociologists have been describing and analyzing for decades, the deepening of inequality in all its dimensions. Now everyone can see just how encumbered are the 'essential' workers upon whom we all depend (…). The essential are often those deemed inessential – the outcasts, the dispossessed, the undocumented" (Burawoy 2021: 3).

According to Fasani and Mazza (2020, p. 2), 31 percent of the total workforce in the EU are 'key workers' (skilled agricultural workers, engineering associate professionals, personal care workers, cleaners, helpers, etc.), and during the pandemic, they have been essential in filling vital roles and keeping European economies functioning. Thirteen percent of key workers (about 4 percent of the total workforce) are migrants in the EU, who are over-represented in low-skill key professions (personal care workers in the healthcare service, drivers, transport and storage workers, food processing workers, etc.) (Fasani and Mazza 2020, p. 2). During lockdowns, 'key' or 'essential workers' (factory workers, couriers, workers in supermarkets and stores of essential supplies, garbage collectors, etc.), whose occupations are usually low paid and often considered to have low social status, were among the few labour categories allowed (or obliged) to leave the house. They were at a higher risk of being exposed to the virus, but staying at home was not an option for them; doing so would result in the loss of their wages. Several politicians and officials praised essential workers during lockdowns and highlighted their usefulness, often to the point of heroization. However, this moral recognition did not lead to a substantial improvement of their wages and working condi-

tions (Young 2021). The emphasis on their personal efforts (especially in the field of hospital care) was neither corroborated with political commitment nor strengthening of state involvement in the public healthcare system.

The pandemic was especially problematic for refugees and displaced people already living under crisis conditions. They experienced greater health risks because of the poor living conditions in overcrowded camps as those on the Greek Islands of Lesvos, Samos and Chios (Fischer 2021). This was the case also for undocumented refugees, who avoided visiting medical centers and hospitals because of the fear of getting arrested and deported. Those working informally lost their income sources and others trying to find a paid work faced new hardships. Conversely, instead of being offered solutions, refugees were even more strictly incarcerated in camps; instead of a public discussion about the poor conditions in which they live, refugees faced new social stigmatization and xenophobia, and were often portrayed and demonized as possible 'threats' for public health. Even before the pandemic Donald Trump, labeled Mexican migrants 'the largest suppliers of heroin, cocaine and other illicit drugs' and blamed them for 'tremendous infectious disease (…) pouring across the border' (see The Guardian 2015). After the COVID-19 outbreak, Trump and other Republicans rushed to blame immigrants for the spread of the virus (Sykes 2021). There were also other anti-migrant statements, for example, by the Hungarian Prime Minister Viktor Orbán, the Federal Secretary of Italy's Lega Nord Matteo Salvini, members of the far-right Spanish party Vox (Pericàs 2020), and by the Greek Prime Minister Kyriakos Mitsotakis, who stated that migrants from Iran were hazardous because they spread the virus to the receiving islands.

Another population group hit by the pandemic was women, especially those from working and lower-middle classes. They were at the risk of poverty, job loss and social exclusion long before the pandemic, and they performed unpaid care work three times than men did (Nessa/Ayadi 2020, p. 1405). The pandemic increased care emergencies, bearing down on women and escalating gender disparities. Notably, 70 percent of the global health and social workforce, from nurses and care workers to cashiers and cleaners, are female (Bijl 2020). The pandemic increased women's unpaid work, and their insecurity and physical strain, especially for single parents, of whom 85 percent are women (Nessa/Ayadi 2020, p. 1405). Informally or precariously working women were often expelled from the labour market during the pandemic. Others experienced new forms of precariousness, including unregulated working hours, increasing demands from employers, which intensified work overload, and burn out. Women who had to telework faced new hardships because under lockdown, they had to balance family and work tasks. Burawoy (2021) noted that women were more likely to take up the slack, homeschool their children and reorganize family life at the expense of their jobs and careers. For others, the second shift became a third and a fourth shift – working multiple jobs to support the family. Nevertheless, the policies dealing with the

effects of the pandemic do not pay adequate attention to women and their situation. According to Young (2021), the focus and economic stimuli of the EU's post-COVID recovery project is neither on female labour nor on care, but on industries characterized by predominantly male employment, – such as the digital, energy, agriculture, construction and transport, while those with a predominantly female workforce, including care, health, education, social work, culture and recreation, are overlooked.

Families could not fulfill their pre-pandemic functions in countries with a familistic model of social reproduction and welfare provision, such as those of Southern Europe (Papadopoulos / Roumpakis 2013). These countries were affected by austerity measures in the 2010s, for instance in Greece, the diagnosis that the country 'lived beyond its means' was combined with radical wage and welfare cuts. Despite the severe effects of these programs and the harsh criticisms, the elites' persistence on austerity did not change (Aulenbacher et. al. 2017, p. 5). The pandemic broke out after a decade of crisis in Greece, when it was entering a recovery process, which was interrupted by the lockdowns. During lockdowns, familistic practices were interrupted as carers who took care of children before the pandemic (babysitters, grandparents, etc.) were no longer available, and there was hardly any access to public spaces (parks, public squares, museums, etc.), or private ones (theatres, child centers, etc.). Moreover, chain effects at the micro-level of everyday life caused by spatial isolation and social distancing intensified the vulnerability of family members with disabilities or other special health needs; thus, the emotions of confusion, anger, discomfort, loneliness, and fear were intensified.

Social inequalities were manifested in Northern Europe, too. For instance, in Germany, according to Laufenberg and Schultz (2021, p. 93), inequalities emerged around 'care familialism' and 'care nationalism' of state policies and narratives: middle class families that were able to tele-work compared to low-income families that had to work on site; singles, single parents, transnational families and queers compared to heteronormative families; and German citizens compared to migrants who are giving rather than receiving care, etc. The authors describe a 'necropolitical carelessness' of the European welfare regime that renationalizes borders while simultaneously 'responsibilises, stigmatises, or even completely excludes the most vulnerable and affected population groups from the national care community' (Laufenberg / Schultz 2021, pp. 93–94).

Spatial-regional inequalities came to the fore regarding the capacities of the public healthcare systems and job losses. Both were worse in the Mediterranean countries compared to the Northern Europe as well as developed, urban areas compared to some 'lagging regions' (e.g., islands and countrysides) and those dependent on tourism (Herod 2022). Studies show that in the US mortality related to the virus in areas with high rates of poverty, overcrowded households, and a majority of non-white population, was disproportionate compared to the rest of

the country (Chen/Krieger 2021, p. 545). In the state of Louisiana, 70 percent of the total virus-related deaths occurred in the African American community, while in New York, the wealthiest neighborhoods had the lowest rates of positive tests in 2020 (Šumonja 2021, p. 223).

In sum, contrary to many governments' narrative that the pandemic 'affects us all equally', social class, gender and ethnicity were, once again, the critical variables that determined how individuals were affected by the pandemic and how they dealt with it.

3. Final remarks

A crucial issue raised in the pandemic was the suppression of individual liberties in favour of protection from the virus. Even if mostly the social and cultural rather than the economic activities were restricted in many countries, societies faced a new version of the 'freedom versus security' dilemma. In France, there was a police intervention against people who hung banners criticizing Emmanuel Macron's policies; in Hungary, a bill was passed allowing Viktor Orban to rule by decree and punishing those accused of spreading information deemed false by the government with imprisonment (Pleyers 2020, p. 298). In Spain, not only the police but also the military was on the streets to monitor compliance with the restrictive measures (Reuters 2020). In Turkey, Recep Tayyip Erdogan's Justice and Development Party ostracized dissenters. For instance, it expelled the Turkish Medical Association, which was critical of the government, from the Pandemic Management Committee (Kirişci 2020). In Greece the government did not hesitate to pass laws, while the society was under lockdown. For instance, a law was enacted to establish specific police forces to surveil universities (Lavelle 2021). In China, critics of the Communist Party were suppressed (Davidson 2020) next to draconian control and censorship measures, for example, the prohibition of the circulation of announcements on the internet, social media posts, information and videos. These developments are alarming not only for China, but also for all the countries, which rushed to copy versions of its practices, leading to emerging forms of 'digital authoritarianism', i. e., digital tracking and arrests of individuals and their contacts, health data analysis, etc. (Khalil 2020). The 'social credit system', which operated in some Chinese regions through cameras and other surveillance applications (e.g., facial recognition), rewards 'good citizens' who respect the rules and behave appropriately, and stigmatizes deviants (Cooper/Aitchison 2020, p. 18). The pandemic has reinforced the aspirations for enhanced surveillance with the use of new technologies, and several countries are considering various versions, e.g., England (Cooper/Aitchison 2020, p. 18). In other words, in the face of the pandemic's state of emergency, the question is if some governments might seek to continue imposing authoritarian modes of governance, paving the way for a new

era of authoritarianism based on artificial intelligence and forms of new policing. Thus, as Cooper and Aitchison (2020, p. 7) note, 'the challenge for democrats today is to contest the drive towards a permanent centralisation of state power under the cover of COVID-19 and advocate for reforms that would redistribute power to citizens'.

Medicalization of social life and the biopolitical surveillance of the population expanded during the pandemic. However, these processes were combined with an emphasis on individual responsibility and self-care against the virus, rather than the empowerment of the welfare state. The capitalist structural strategy to "ignore reproduction needs if they are fulfilled to the functionally necessary extent" (Aulenbacher / Décieux / Riegraf 2018, p. 518) showed its outcomes and limits during the pandemic. Already before COVID-19, the expansion of the market model into more and more fields of social life had dramatically affected social care that was subject to privatization, commodification, and devaluation when deemed unable to produce profit (Aulenbacher 2021). As Aulenbacher (2021, p. 9) further notes, the public health crisis demonstrated the essential character of care and rose the question 'whether the pandemic is not only a warning sign but could actually be a wake-up call for making a complete break with capitalism's carelessness'. However, this question remains pending once more as the war in Ukraine shifted the political agenda towards the energy and geopolitical crisis, with social protection and care becoming once again of secondary importance.

In their *Care Manifesto*, Chatzidakis et al (2020) make a number of crucial points regarding care: the replacement of social care by individualised notions of resilience, wellness and self-improvement promoted an understanding of care as a commodity (p. 11); neoliberalism has no concrete strategy and vocabulary for care (p. 12); care was traditionally undermined because it was considered 'feminine' and associated with the supposedly non-political domestic sphere (p. 25); a caring state would have to oppose paternal, racist or settler-colonial state forms, and promote insourcing instead of outsourcing, affordable housing, shared public and cultural spaces, high quality care services from infancy to old age, education, healthcare and public infrastructure (p. 49). Regarding the pandemic, Chatzidakis et al (2020, p. 12, emphasis in the original) swiftly conclude that it 'dramatically exposed the violence perpetrated by neoliberal markets, which has left most of us less able to *provide* care as well as less likely to *receive* it'.

Social agencies constituting 'the front line of defense in public health' had been 'starved of funding thanks to a policy of austerity designed to fund tax cuts and subsidies to the corporations and the rich' (Harvey 2020). Moreover, labour and the institutions of social protection have been severely attacked in the last decades and most dramatically after the 2008 crisis. Given that the social resistance has been intense (from the Occupy Movement in the US to the Indignants of Southern Europe), it may no longer be so easy to impose a new round of austerity, which will make the working class pay once again (Fuchs 2021, p. 11). On the other hand,

given the intensity with which the structural reforms were imposed in the 2010s, such an endeavour by economic and political elites cannot be excluded. The persistence with which they promoted these reforms, often against the democratically expressed social will, shows that the long-term project of neoliberalism – the creation of institutions and mechanisms to insulate capital's goals from society and the democratic system (Slobodian 2018, p. 12) – will not be overcome simply because the pandemic has highlighted the numerous social distortions and structural mechanisms reproducing inequality.

In her discussion of Axel Honneth and Karl Polanyi, Aulenbacher (2019) argues in favour of social and intellectual countermovements that contribute to the search of post-capitalist or neosocialist alternatives and interventions to replace political domination and the mechanisms of exploitation with social solidarity and participatory democracy. She emphasizes that the ability of people to decide on their own lives is a question of privilege and social limitation, reflecting power relations associated with social class, gender, and ethnicity. Finally, Aulenbacher (2019) advocates for social and political endeavours to experimentally reimagine, redesign and extend social freedom to all spheres of society, not just the economic one. The pandemic was a step backward than forward in the direction of social freedom and justice, as Aulenbacher eloquently argues in her work.

In their analysis of the Austrian 24-Hour care market, Aulenbacher and Leiblfinger (2019, p. 257) conceptualize care in the Polanyian sense as a 'commodity fiction' designed to fill care gaps in families and reduce costs for the welfare state. Following Polanyi's distinction between reciprocity, redistribution, householding and market exchange, the authors argue that the purpose of 'decent care', namely 'respect of the care givers and receivers for each other as autonomous individuals and responsibility for needs for reasons of humanity' (p. 246), is prevented by neo-liberalization and the continuous commodification processes. These processes were only temporary interrupted during the pandemic, and neither their ideological core nor the conditions, in which they flourish, were challenged. These conditions were those of 'unequal division of labour, particularly interrelated with the established relations of gender, race, class, and subsequent inequalities which are – to a greater or lesser extent – legitimated in the meritocratic order of the modern capitalist society' (Aulenbacher / Leiblfinger 2019, p. 248). This type of social order in which the market economy affects care and the institutions of social protection has been criticized by Aulenbacher in her work.

Public health and healthcare crises are not disparate but intertwined with established economic patterns and capitalism as a mode of production as well as a system of social relations. However, in the discourse of experts, the pandemic has been framed as an external threat, unrelated to capitalist social relations, the financial system, the risks produced by economic and industrial practices, and the neoliberal policies. COVID-19 has become a 'new normality', with which societies

must cope, leading to uncertainty regarding public health in future pandemics. Although the social need for care, solidarity, and welfare protection became evident in the pandemic, this need cannot be fulfilled under the conditions that the police and surveillance state instead of the welfare state has been empowered and the privatization plans remain intact, leaving societies exposed to one more global threat, individualized notions of responsibility, and uncertainty.

Aulenbacher et al. (2017, p. 11) advocate a 'public sociology of social transformation'. This approach involves the sociological examination of ongoing changes in the public sphere and the development of counter-publics in response to the 'erosion of contemporary democratic civil societies'. To remain relevant, this sociology must now encompass the impact of the pandemic, the post-pandemic politics, and the evolving social needs while also resisting fear-driven societies and their weak welfare systems.

References

Aulenbacher, Brigitte / Burawoy, Michael / Dörre, Klaus / Sittel, Johanna (2017): Sociology and the Public in the Discourse of Crisis. Working Paper der DFG Kollegforscher_innengruppe Postwachstumsgesellschaften, Nr. 3/2017, Jena.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018): The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. Current Sociology, 66(4), pp. 517–530.

Aulenbacher, Brigitte (2019): Sozialismus reloaded? Zur Neuordnung der Gesellschaft angesichts der Transformation des Kapitalismus. In: Dörre, Klaus / Schickert, Christine (Eds.), Neosozialismus: Solidarität, Demokratie und Ökologie vs. Kapitalismus, München: oekom verlag, pp. 53–73.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael (2019): The fictitious commodity care and the reciprocity of caring: a Polanyian and neo-institutionalist perspective on the brokering of 24-hour care. In: Atzmüller, Roland / Aulenbacher, Brigitte / Brand, Ulrich / Décieux, Fabienne / Fischer, Karin / Sauer, Birgit (Eds.), Capitalism in Transformation, Edward Elgar Publishing: Cheltenham, pp. 245–260.

Aulenbacher, Brigitte (2021): COVID-19 and Care: The Limits of the 'Market Society' and the 'Machine Age' as a Turning Point towards New Care Responsibilities? 15th International Karl Polanyi Conference: The Role of the State in the post-COVID 21st Century, Concordia University, Montreal, 21–24.04.2021.

Bijl, Marja (2020): The Covid-19 crisis is exacerbating gender inequalities – but who cares?, Social Europe, 05.05. Available at: https://socialeurope.eu/the-covid-19-crisis-is-exacerbating-gender-inequalities-but-who-cares

Burawoy, Michael (2021): Letter from Oakland. 15th International Karl Polanyi Conference: The Role of the State in the post-COVID 21st Century, Concordia University, Montreal, 21–24.04.2021.

Chatzidakis, Andreas / Hakim, Jamie / Litter, Jo / Rootenber, Catherine / Segal, Lynn (2020): The Care Manifesto. The Politics of Interdependence. London: Verso.

Chen, Jarvis T. / Krieger, Nancy (2021): Revealing the Unequal Burden of COVID-19 by Income, Race / Ethnicity, and Household Crowding: US County Versus Zip Code Analyses. Journal of Public Health Management and Practice: 27 (January / February), pp. 43–56.

Cooper, Luke / Aitchison, Guy (2020): The dangers ahead: Covid-19, authoritarianism, and democracy. Working Paper. Conflict and Civil Society Research Unit, London: London School of Economics. Available at: https://eprints.lse.ac.uk/105103/4/dangers_ahead.pdf
Davidson, Helen (2020): Critic who called Xi a 'clown' over Covid-19 crisis investigated for 'serious violations'. The Guardian. 08.04. Available at: https://www.theguardian.com/world/2020/apr/08/critic-xijinping-clown-ren-zhiqiang-covid-19-outbreak-investigated-china
European Central Bank (ECB) (2020): ECB extends pandemic emergency longer-term refinancing operations. 10.12. Available at: https://www.ecb.europa.eu/press/pr/date/2020/html/ecb.pr201210~8acfa5026 f.en.html
Fasani, Francesco / Mazza, Jacopo (2020): Immigrant Key Workers: Their Contribution to Europe's COVID-19 Response. IZA (Institute of Labor Economics). Discussion Paper No. 13178, Available at: SSRN: https://ssrn.com/abstract=3584941 or http://dx.doi.org/10.2139/ssrn.3584941
Fischer, Ariadne (2021): Impact of COVID-19 on Refugee Camps in Greece, Centre for Criminology, University of Oxford, 29.01. Available at: https://www.law.ox.ac.uk/centres-institutes/centre-criminology/blog/2021/01/impact-COVID-19 -refugee-camps-greece
Fuchs, Christian (2021): Communicating COVID-19: Everyday Life, Digital Capitalism, and Conspiracy Theories in Pandemic Times. Bingley: Emerald Publishing
The Guardian (2015): Donald Trump: Mexican migrants bring 'tremendous infectious disease' to US. 06.07. Available at: https://www.theguardian.com/us-news/2015/jul/06/donald-trump-mexican-immigrants-tremendous-infectious-disease
Harvey, David (2020): Anti-Capitalist Politics in the Time of COVID-19. 19.03. Available at: http://davidharvey.org/2020/03/anti-capitalist-politics-in-the-time-of-covid-19/
Herod, Andrew / Gialis, Stelios / Psifis, Stergios / Gourzis, Kostas / Mavroudeas, Stavros (2022): The impact of the COVID-19 pandemic upon employment and inequality in the Mediterranean EU: An early look from a Labour Geography perspective. European Urban and Regional Studies, 29(1), pp. 3–20.
International Labour Office (ILO) (2020): Issue paper on COVID-19and fundamental principles and rights at work. Available at: https://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/@ed_norm/@ipec/documents/publication/wcms_757247.pdf
International Monetary Fund (IMF) (2021): Policy responses to COVID-19. Available at: https://www.imf.org/en/Topics/imf-and-covid19/Policy-Responses-to-COVID-19
Khalil, Lydia (2020): Digital authoritarianism, China and Covid. Lowy Institute Analysis. 02.11. Available at: https://www.lowyinstitute.org/publications/digital-authoritarianism-china-and-covid
Kirişci, Kemal (2020): The coronavirus has led to more authoritarianism for Turkey. Brookings Institute. 08.03. Available at: https://www.brookings.edu/blog/order-from-chaos/2020/05/08/the-coronavirus-has-led-to-more-authoritarianism-for-turkey/
Laufenberg, Mike / Schultz, Susanne (2021): The Pandemic State of Care: Care Familialism and Care Nationalism in the COVID-19-Crisis. The Case of Germany. Historical Social Research, 46(4), pp. 72–99.
Lavelle, Moira (2021): The New "University Police" Shows Greece's Authoritarian Turn. Jacobin Magazine. 13.02. https://www.jacobinmag.com/2021/02/greece-university-police-athens-student-protests
Malm, Andreas (2022): The Future Is the Termination Shock: On the Antinomies and Psychopathologies of Geoengineering. Part One. Historical Materialism (published online ahead of print 2022). https://doi.org/10.1163/1569206x-20222369
Nessa E. Ryan / Alison M. El Ayadi (2020): A call for a gender-responsive, intersectional approach to address COVID-19. Global Public Health, 15:9, pp. 1404–1412
Papadopoulos, Theodoros / Roumpakis, Antonios (2013): Familistic welfare capitalism in crisis: social reproduction and anti-social policy in Greece, Journal of International and Comparative Social Policy, 29(3), pp. 204–224.

Pericàs Juan, M. (2020): Authoritarianism and the threat of infectious diseases, The Lancet, 395, pp. 1111–1112.
Pleyers, Geoffrey (2020): The Pandemic is a battlefield. Social movements in the COVID-19 lockdown, Journal of Civil Society, 16(4), pp. 295–312.
Polanyi, Karl (2001): The Great Transformation: The Political and Economic Origins of Our Time. Boston: Beacon Press.
Reuters (2020): Madrid asks for Spanish army's help in battling coronavirus surge. 21.09.2020. Available at: https://www.reuters.com/article/us-health-coronavirus-spain-madrid-idUSKCN26C1TO
Slobodian, Quinn (2018): Globalists: The End of Empire and the Birth of Neoliberalism. Cambridge: Harvard University Press.
Somers, Margaret / Block, Fred (2020): Polanyi's Prescience: Covid-19, Market Utopianism, and the Reality of Society. In: Aulenbacher, Brigitte / Marterbauer, Markus / Novy, Andreas / Levitt, Karl Polanyi / Thurnher, Armin, (Eds), Karl Polanyi: The Life and Work of an Epochal Thinker. Vienna: Falter Verlagsgesellschaft.
Stephens, Philip (2020): How coronavirus is remaking democratic politics. The Financial Times. 26.03. Available at: https://www.ft.com/content/0e83be62-6e98-11ea-89df-41bea055720b/
Streeck, Wolfgang (2021): Zwischen Globalismus und Demokratie: Politische Ökonomie im ausgehenden Neoliberalismus. Berlin: Suhrkamp Verlag.
Šumonja, Miloš (2021): Neoliberalism is not dead – On political implications of Covid-19, Capital and Class, 45(2), pp. 215–227.
Sykes, Charles (2021): Who Trump Thinks Is Really to Blame for the Covid Surge, Politico, 08.07. Available at: https://www.politico.com/news/magazine/2021/08/07/republicans-unvaccinated-covid-border-502728
Young, Brigitte (2021): Covid-19, women and the economy – it's not all about care, Social Europe. 12.07. Available at: https://socialeurope.eu/covid-19-women-and-the-economy-its-not-all-about-care

(Gegen-)Bewegungen der Digitalisierung

Feldtheoretische Perspektiven auf Plattformen und Arbeit 4.0

Uli Meyer, Susanne Pernicka und Elke Schüßler

1. Einleitung: Konflikte um die Digitalisierung von Arbeit

> „For a century the dynamics of modern society was governed by double movement: the market expanded continuously but this movement was met by a countermovement checking the expansion in definite directions. Vital though such a countermovement was for the protection of society, in the last analysis it was incompatible with the self-regulation of the market, and thus with the market system itself." (Polanyi 2001, S. 136)

Wir haben Brigitte Aulenbacher als Kollegin kennen und schätzen gelernt, der es neben dem analytischen und theoretischen Inhalt ihrer Arbeit auch immer darum ging, einen Beitrag zur gesellschaftlichen Entwicklung zu leisten oder, wie Polanyi es im oben wiedergegebenen Zitat formuliert, zu den Gegenbewegungen zum Schutze der Gesellschaft aktiv beizutragen. Unser Bezug zu Brigittes Arbeit lag insbesondere auf dem gemeinsamen Bestreben, die aktuellen Dynamiken der sogenannten „digitalen Transformation" oder des „digitalen Kapitalismus" im Kontext einer globalisierten und finanzialisierten Wirtschaftsordnung zu untersuchen. Digitale Technologien wie Robotik oder künstliche Intelligenz greifen nicht zuletzt auch in den von Brigitte Aulenbacher viel beforschten Pflegesektor ein – mit hochgradig ambivalenten Auswirkungen auf die Organisation von Pflege und die Arbeitsbedingungen von Pflegekräften (z. B. Aulenbacher/Dammayr 2014). Aber auch in anderen Sektoren setzen die Möglichkeiten der Digitalisierung, insbesondere auch die Verbreitung von Plattformen als neue, wieder stärker vermarktlichte Form des Organisierens von Arbeit, konflikthafte Auseinandersetzungen in Gang, deren Dynamiken wir in verschiedenen gemeinsamen Projekten und Diskussionen mit Brigitte Aulenbacher besser zu verstehen versuchten.

Ein zentraler, gemeinsamer, theoretischer Bezugspunkt zur Analyse dieser ambivalenten Entwicklungen der Digitalisierung, deren Auswirkungen für die Organisation von Arbeit und die Dynamik der zugrunde liegenden Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Akteursgruppen, war für uns Karl Polanyis (Polanyi 2001; Polanyi 1957) Analyse einer „Großen Transformation" der marktliberalen Wirtschaftsordnung in den 1930er-Jahren. In dieser Zeit

entstanden Gegenbewegungen zu dem Durchbruch „selbstregulierter" Märkte als eigenständige und dominierende Koordinationsform sozioökonomischer Aktivitäten zu Beginn des frühen 19. Jahrhunderts in England. Polanyi sprach von einer Doppelbewegung zweier Organisationsprinzipien in der Gesellschaft: des Prinzips des Wirtschaftsliberalismus auf der einen und des Prinzips der sozialen Absicherung auf der anderen Seite. Das Prinzip des Wirtschaftsliberalismus, unterstützt durch Unternehmer:innen, stellt auf die Errichtung eines sich selbst regulierenden Marktes ab und ermöglicht ebendiesen institutionell durch Marktöffnung und Freihandelsregulierung. Das Prinzip der sozialen Absicherung hat den Erhalt von Mensch und Natur zum Ziel und stützt sich in erster Linie auf die Interessen der Arbeiter:innen und der landbesitzenden Klassen, die sie durch entsprechende Gesetze zu schützen versuchen. Je destruktiver die Auswirkungen der Vermarktlichungs-Bewegung, desto intensiver werden Gegenbewegungen, die aber keineswegs per se einheitlich und progressiv, sondern selbst wieder hochgradig fragmentiert und umstritten sein können. In Polanyis Analyse markierte die Finanzkrise von 1929 einen zentralen Bruch in der liberalen Wirtschaftsordnung, die zwei zentrale Gegenbewegungen in Gang setzte oder ihnen Aufschwung gab: die Entstehung eines „New Deal" zwischen Wirtschaft und Gesellschaft in den USA und die Entstehung des Faschismus in Europa. Diese zentrale Denkfigur von Polanyi hat seit den 1980er-Jahren in den Sozialwissenschaften eine Renaissance erlebt (Aulenbacher et al. 2019; Grabher / König 2020; Polanyi-Levitt 2019). Ein aktuelles Beispiel dafür sind Studien zur Dynamik von Digitalisierungsprozessen.

2. Digitalisierung und Polanyi: Potenziale und Grenzen der Doppelbewegungs-Heuristik

Aus techniksoziologischer Perspektive lässt sich eine Reihe von Entwicklungsstufen der Digitalisierung unterscheiden (Schrape 2021): die Entstehung der sogenannten „Informationsgesellschaft" ab Mitte der 1950er-Jahre, die Computerisierung des Alltags ab den 1980er-Jahren, die verbreitete Nutzung des Internets ab Mitte der 1990er-Jahre, der Aufstieg von Plattformunternehmen ab Mitte der 2000er-Jahre und die Herausbildung einer „digitalen Gesellschaft" ab den 2010er-Jahren. Die Verbreitung digitaler Technologien im öffentlichen und privaten Bereich beschleunigte sich um 1980 erheblich als Höhepunkt mehrerer Treiber, wie der Verfügbarkeit benutzerfreundlicher Mikrocomputer und Betriebssysteme, der Verlagerung des Schwerpunkts öffentlicher Forschungspolitik vom Militär auf die Universitäten, der Verbreitung der elektronischen Datenverarbeitung in verschiedenen Branchen, der Entstehung digitaler Infrastrukturen wie Cloud Computing, Big Data und Algorithmen und der Reflexion digitaler Technologien

in „Science-Fiction“ und anderen Bereichen der Populärkultur (Grabher / König 2020; Schrape 2021).

Polanyis Werk und insbesondere seine zentralen Denkfiguren der Entbettung und Einbettung von Wirtschaft und Gesellschaft durch Bewegungen und Gegenbewegungen wurden schon mehrfach zur Analyse dieser Entwicklungen herangezogen. Zwar hat sich Polanyi selbst – aus zeitgeschichtlich offensichtlichen Gründen – nicht mit Digitalisierung beschäftigt, doch die von ihm beschriebenen Transformationsdynamiken sind auch im Kontext der Digitalisierung prävalent. Polanyis zentrale Frage nach den Konsequenzen der Ausweitung einer unregulierten Marktlogik in unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen ist insbesondere im Zusammenhang mit digitalen Plattformen wichtig. Plattformen sind technologiegestützte Infrastrukturen, die von einer Organisation betrieben werden, um den Austausch zwischen Anbietenden und Nachfragenden von Waren, Dienstleistungen und/oder Wissen zu erleichtern (Gawer 2010). Plattformorganisationen verwischen etablierte Grenzen zwischen Produktion und Konsum sowie zwischen Normalarbeitsverhältnissen und Gelegenheitsbeschäftigung und treiben die Kommodifizierung von Land, Arbeit und Geld voran, indem sie das traditionelle Arbeitsverhältnis umgehen und Finanztransaktionen dezentralisieren. Unter dem Schlagwort „Sharing Economy“ werden Plattformorganisationen aber auch als Möglichkeiten der Dekommodifizierung und Emanzipation von etablierten Wirtschaftsstrukturen diskutiert, da sie einen gemeinschaftsbasierten Austausch außerhalb einer Marktlogik ermöglichen. Somit sind Plattformen und deren gesellschaftliche Auswirkungen ambivalent: Sie bieten Möglichkeiten für einen integrativen, diskriminierungsfreien und nachhaltigen wirtschaftlichen Austausch, aber auch für neue Formen der Ausgrenzung und Ausbeutung durch eine Senkung von Arbeitsstandards (z. B. Fleming 2017) und die Vertiefung sozialer Ungleichheit (z. B. Schor 2017). In der wissenschaftlichen Debatte besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass die gesellschaftlichen Auswirkungen von Plattformen in erster Linie davon abhängen, wie diese Plattformen organisiert und reguliert werden (z. B. Schor 2014; Frenken / Schor, 2017). Genau dieses Potential von digitalen Plattformen, das bestehende Gefüge von Wirtschaft und Gesellschaft durch neue Formen der algorithmischen Steuerung fundamental in verschiedene Richtungen hin zu verändern, begründet den Rückgriff auf Polanyis (1957) Analyse der „Großen Transformation“ durch den Industriekapitalismus.

Dobusch (2019) beispielsweise nutzt Polanyis Theoriegerüst, um zwei unterschiedliche Strömungen der sogenannten „Sharing Economy“ als mögliche Doppelbewegung zu untersuchen. Auf der einen Seite erlauben digitale Technologien neue Formen der „commons-based peer production“ (Benkler / Nissenbaum 2006) und tragen so z. B. in der Softwareindustrie zu einer teilweisen Dekommodifizierung von vormals marktlich regulierten Bereichen (z. B. Wikipedia im Verlagswesen) bei. Auf der anderen Seite nutzen Marktakteure wie Airbnb oder Uber die Technologie, um in vormals regulierte, das lokale Gemeinwohl im Blick

habende Märkte wie den Wohnungsmarkt oder den Personentransportsektor einzudringen oder vormals nicht kommodifizierte persönliche Beziehungen (z. B. durch Rankings oder Reviews) zu vermarktlichen. Dabei betont Dobusch die Komplementarität zwischen marktlicher und staatlicher Regulierung. Beispielsweise hängen die positiven Effekte marktlich koordinierter Carsharing-Dienstleistungen stark von der Qualität des öffentlichen Nahverkehrs ab (Kapeller et al. 2013). Ebenso wenig schließen sich marktliche und gemeinschaftsbasierte Sharing-Praktiken aus, weil beispielsweise offener Content auf privatwirtschaftlichen Plattformen produziert wird.

Grabher und König (2020) arbeiten durch Rückgriff auf Polanyi die bestenfalls ambivalenten Vermarktlichungsdynamiken der Plattformökonomie und die vielfältigen Verflechtungen mehr oder weniger eingebetteter marktlicher Koordination heraus. Dabei analysieren sie drei zentrale Treiber der Vermarktlichung, die auch bei Polanyis Analyse der Großen Transformation eine Rolle gespielt haben: Technologie, Wissenschaft und Staat. Beispielsweise hat Polanyi der industriellen Produktionstechnologie eine zentrale Rolle bei der Kommodifizierung von Arbeit, Land und Geld zugeschrieben, weil Skaleneffekte durch den Einsatz dieser Technologien nur durch die Vertreibung der Landbevölkerungen und deren gewaltsame Beschäftigung in den Fabriken erzielt werden konnten. Diese Veränderungen wurden durch Wissenschaftler wie Smith, Ricardo und Malthus legitimiert und durch staatliche Regulierung, die die Transformation von vormals teilweise gemeinschaftlichen Ressourcen wie Gemeindeland in frei handelbare Güter befürwortete, ermöglicht. Ähnliche Mechanismen beobachten Grabher und König (2020) bei der Entstehung des sogenannten digitalen Kapitalismus. Statt der Dampfmaschine sind es nun Cloud-Computing, Big Data und Algorithmen, die ein neues, datengetriebenes Produktionssystem entstehen lassen. Daten können also als „fiktive Waren" gesehen werden: Sie werden auf den Markt gebracht, aber nicht für den Verkauf produziert. Die wissenschaftliche Basis der Plattformökonomie sehen Grabher und König in der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung, weil soziale Netzwerke und Netzwerkeffekte zur Daten-Generierung (also Rohstoff-Generierung) genutzt werden. Staatliche Akteure sind bei den Entwicklungen der „Datafizierung" notorisch ins Hintertreffen geraten.

Dieser kurze Überblick zeigt, dass Polanyis Theorie einer Großen Transformation des Kapitalismus insbesondere im Kontext der Plattformökonomie verwendet wurde. Dies liegt nahe, weil die Begriffe „Plattformökonomie" (Kenney / Zysman 2016), digitaler Kapitalismus (Schiller 1999) oder „Plattformkapitalismus" (Staab 2019; Srnicek 2016) eine ebensolche Transformation andeuten, wobei die Verbreitung digitaler Technologien mit einer Ausweitung von Vermarktlichungstendenzen verbunden wird. Gleichzeitig weckt das nicht zuletzt von vielen Plattformen selbst verwendete Framing einer „Sharing Economy" Assoziationen an Polanyis Gegenbewegungen (Kirchner / Schüßler 2019), weil die Idee des Sharings eine Abkehr von marktlichen Austauschprinzipien beinhaltet.

Dass ebenfalls die Transformation der Arbeit im Kontext der Digitalisierung bereits häufiger aus polanyischer Perspektive analysiert wurde, überrascht wenig. Empirisch gesehen ist Arbeit eines der zentralen gesellschaftlichen Themenfelder, in denen sich Bewegungen der Marktliberalisierung und entsprechende Gegenbewegungen beobachten lassen. Analytisch ist Arbeit ein zentraler Aspekt der Kommodifizierung, an dem Polanyi die Große Transformation festmacht. Es liegt also nahe, auch den Einfluss digitaler Technologien auf die Organisation von Arbeit und auf die Arbeitsbeziehungen aus dieser Perspektive zu betrachten.

Wood et al. (2019) beschreiben die aktuellen Entwicklungen der Kommodifizierung von Arbeit und der sich daran anschließenden Gegenbewegungen mit Hilfe eines differenzierten Einbettungsbegriffs. Digitale Plattformen tragen einerseits, wie beschrieben, deutlich zur Entbettung und Kommodifizierung von Arbeit bei, indem sie gesetzliche und institutionelle Rahmen auflösen. Andererseits basieren solche Formen von Plattformarbeit weiterhin oder sogar verstärkt auf der Einbettung in soziale Beziehungen. Diese ersetzen beispielsweise fehlendes Vertrauen in Plattformbeziehungen. Dies führt u. a. dazu, dass sich auf Plattformen entstandene Arbeitsbeziehungen von diesen lösen und unabhängig davon weiterentwickeln. Verschiedene Autoren wie etwa Urban (2019) oder Barth et al. (2019) weisen auf unterschiedliche Entwicklungsmöglichkeiten der Digitalisierung von Arbeit hin. Urban betont die Bedeutung bestehender Machtkonstellationen und institutioneller Pfadabhängigkeiten dieser Prozesse und zeigt aus seiner Sicht notwendige Gegenbewegungen auf. Barth et al. befürchten eine Verstärkung der Marktlogik, Jobverluste und einen höheren Energiebedarf durch digitale Technologien. Gleichzeitig sehen sie in der Digitalisierung das Potential, Arbeit nachhaltiger zu gestalten, kollektiver zu organisieren und geografische sowie organisationale Grenzen zu überwinden. Barth et al. betonen dabei den zentralen Stellenwert von Arbeit in einer möglichen Gegenbewegung hin zu nachhaltigeren Wirtschaftsformen. Dabei ist aus Sicht der Autoren eine neue Vorstellung von Arbeit als Teil der Gesellschaft im Sinne von Polanyi nötig – auch jenseits von Erwerbsarbeit (z. B. im Pflegesektor). Die Autoren betonen jedoch auch noch einmal die polanyische Einsicht, dass Gegenbewegungen nicht per se der Gesellschaft dienlich sind und durchaus z. B. autoritäre Züge annehmen können.

Pfeiffer (2021) präsentiert ein pessimistisches Bild der Digitalisierung von Arbeit. Sie sieht in der Nutzung digitaler Technologien vor allem den Versuch, die Wirtschaft umfassend von noch bestehenden materiellen Beschränkungen zu befreien. Bezogen auf Arbeit führt dies aus ihrer Sicht zu einer weiteren Entbettung von Menschen aus ihren lokalen Kontexten. Obschon die konkreten Folgen in verschiedenen Teilen der Welt und für verschiedene Beschäftigungsgruppen unterschiedlich ausfallen und die Entwicklung von vielen Ungleichzeitigkeiten geprägt ist, ist die grundlegende Entwicklung ähnlich: Arbeit wird weiter aus lokalen oder nationalen institutionellen und regulativen Kontexten entbettet.

Solch differenzierte Analysen von Interessen, Konflikten, Akteuren und Machtkämpfen im Gegenwartskapitalismus waren auch für Brigitte Aulenbacher stets ein zentrales Anliegen. Sie greift dabei häufig auf die Gesellschaftstheorien von Polanyi, Marx, Weber und der Kritischen Theorie (z. B. Abraham/Aulenbacher 2019) ebenso wie auf aktuelle feministische und institutionalistische Ansätze zurück (z. B. Aulenbacher et al. 2018a). Wir haben in unseren Arbeiten viel mit feldtheoretischen Ansätzen gearbeitet, die es uns erlauben, vielfältige Gegenbewegungen und Auseinandersetzungen rund um die Digitalisierung auf verschiedenen Ebenen zu untersuchen. In der Folge beschreiben wir zwei empirische Beispiele für materielle und symbolische Konflikte um Digitalisierung und interpretieren diese Befunde aus zwei feldtheoretischen Perspektiven: (1) digitale Plattformen im Personentransportsektor (Bourdieus Feldtheorie) und (2) Industrie 4.0 und Arbeit 4.0 (neo-institutionalistische Feldtheorie). Im Anschluss reflektieren wir die Potenziale dieser beiden Theorien zur Analyse von Transformationsprozessen der Arbeit.

3. Digitalisierung aus feldtheoretischer Perspektive: Zwei Beispiele

In den folgenden Abschnitten wollen wir zeigen, dass feldtheoretische Ansätze dabei helfen können, die vielschichtige Dynamik von Bewegungen und Gegenbewegungen nachzuzeichnen und dabei die analytisch zwingende Dichotomie von Bewegungen und Gegenbewegungen aufzulösen.

3.1 Digitale Plattformen und Feldanalyse nach Bourdieu

Bourdieus Sozialtheorie fasst die soziale Welt als einen mehrdimensionalen Raum, in dem Akteure je nach ihrer Position über mehr oder weniger materielle und symbolische Gestaltungsmacht verfügen (Bourdieu 1985). In diesem Raum kämpfen nicht nur individuelle und kollektive Akteure um Deutungshoheit, sondern auch historisch evolvierte, voneinander relativ autonome soziale Felder mit jeweils unterschiedlichen dominanten Handlungslogiken (Bourdieu/Wacquant 1996). Diese strikt relationale Feldperspektive erlaubt es besonders gut, relative Kräfteverhältnisse und umkämpfte Beziehungen in einem sozialen Raum zu verstehen. Auf Basis eigener Vorarbeiten (Pernicka et al. 2021; Pernicka/Schüßler 2022; Pernicka/Johnston 2022) versuchen wir so, die umkämpfte Bedeutung von digitalen Plattformen am Beispiel des Personentransportsektors herauszuarbeiten. Durch den Markteintritt digitaler Plattformen ausgelöste Ressourcen- und Deutungskonflikte werden nicht nur innerhalb der ökonomischen Felder zwi-

schen Etablierten und Herausforderern geführt, sondern auch in angrenzenden politischen, rechtlichen, assoziativen, und weiteren sozialen Feldern.

Plattformen entwickeln selten ein neues Geschäftsfeld oder tragen zur Kommodifizierung von vormals nicht-warenförmig organisierter Arbeit bei; sie treten vielmehr in bereits bestehende Märkte (z. B. Buchhandel, Personentransport und Lieferdienste, personenbezogene Dienstleistungen wie häusliche Pflege) mit der Absicht ein, diese in ihrem Sinne zu transformieren. Der Erfolg von Plattformen hängt in hohem Maße davon ab, welche institutionellen Schutzvorrichtungen es in konkreten transnationalen, nationalen oder lokalen Kontexten gibt oder welche geschaffen werden, um den Einfluss der Plattformen zu moderieren. Da vor allem die großen, global operierenden Plattformen über ein hohes Maß an Finanzkapital verfügen, müssen sie aber als ökonomisch und symbolisch machtvolle Akteure ernst genommen werden. In Anlehnung an Bourdieus Sozialtheorie sind Plattformen dabei nicht als gegebene, präkonstruierte Entitäten zu verstehen, sondern als soziale Artefakte und verfestigte soziale Handlungslogiken (Sterne 2003), die mit den Kräfterelationen und Konfliktdynamiken innerhalb und zwischen den Feldern variieren. Somit werden digitale Technologien und deren Nutzung durch Plattformunternehmen selbst zum Gegenstand von Klassifikations-, Deutungs- und Bewertungskonflikten.

Der Personentransportsektor war bislang sowohl durch die ökonomische Wettbewerbslogik als auch durch Prinzipien der staatlichen Daseinsvorsorge geprägt und in nationale und lokal begrenzte Taxi- und Mietwagenfelder aufgeteilt. Im Fokus unserer Untersuchungen standen mit Wien und Berlin zwei europäische Großstädte, in denen insbesondere die Plattform Uber etablierte Taxifelder herausforderte und einen fortdauernden Konflikt zwischen Marktöffnung und -liberalisierung einerseits und der Integration dieser neuen Akteure unter die bestehenden und in der Folge adaptierten Ordnungsrahmen für Taxis und Mietwagen andererseits entfachte. Unsere feldtheoretische Analyse der Entwicklungen in Wien und Berlin verdeutlicht, dass die Dynamik und der Ausgang dieser Konflikte neben den feldspezifischen Strukturen und Praktiken der Taxi- und Mietwagenfelder vor allem durch assoziative, politisch-administrative und rechtliche Felder und deren machtvolle Akteure geprägt sind. Beiden Städten ist gemeinsam, dass ihre bestehenden Ordnungen durch transnational operierende Plattformen herausgefordert werden. Darüber hinaus verfügen Plattformen sowohl über materielle (insbesondere Daten, digitale Infrastrukturen und Wagniskapital) als auch über symbolische Ressourcen (z. B. neue kognitive Kategorien und Diskurse wie „Sharing Economy“ oder „Frames“ wie digital, innovativ, konsumentenfreundlich), die sie mobilisieren und über die sie mehr oder weniger aggressiv in andere Felder hineinwirken können.

Die Europäische Kommission und der EuGH sind im europäischen Machtfeld entscheidende Akteure, die mit nationalen politisch-administrativen, rechtlichen und assoziativen Akteuren in einem komplexen Interdependenzgefüge stehen.

Während für Plattformen, etwa im Bereich des Online-Handels (Amazon) oder der Beherbergung (Airbnb) an den Richtlinien für grenzüberschreitenden Wettbewerb im Binnenmarkt (Herkunftslandprinzip) festgehalten wird, folgt der EuGH im Kontext von Plattformen im Personentransportsektor einer restriktiveren Linie zum Schutz der kommunalen öffentlichen Daseinsvorsorge. Diese europäischen Konflikte wirken vermittelt über die Rechtsprechung der nationalen und lokalen Felder in die Auseinandersetzungen hinein.

Trotz sehr ähnlicher Feldstrukturen des Personentransportgewerbes führten die Konflikte um dessen Rekonfiguration aber zu unterschiedlichen Ergebnissen. Der Grund dafür liegt in unterschiedlichen Strukturen im Taxifeld und den damit eng verwobenen politisch-administrativen Feldern. Während in Wien mit dem Gelegenheitsverkehrsgesetz (2020) die Plattformen in die restriktiveren Bestimmungen des bestehenden Taxigewerbes eingegliedert wurden, schreibt das deutsche Personenbeförderungsgesetz (2021) eine Grenze zwischen Taxi- und Mietwagengewerbe und daher auch den Konflikt zwischen Taxiunternehmen und Plattformen fort. Diesen Befund führen wir vor allem auf die Wechselwirkungen des ökonomischen Feldes mit dem Feld der Macht sowie den unterschiedlich stark fragmentierten assoziativen und politisch-administrativen Feldern und deren variierende Potenziale zur Mobilisierung von Gegenmacht zurück.

3.2 Arbeit 4.0 aus neo-institutionalistischer Feldperspektive

Während Bourdieus Feldkonzept vor allem auf Individuen und Gruppen fokussiert, eignet sich die neo-institutionalistische Feldtheorie gut dafür, verschiedene Akteursgruppen, deren Interessen und Ziele sowie deren Auseinandersetzungen in organisationalen Feldern zu beschreiben, die sich rund um Themen von hoher gesellschaftlicher Relevanz formieren. Ein organisationales Feld besteht aus Gruppen von Organisationen, die im gleichen gesellschaftlichen Themenfeld aktiv sind. Organisationen innerhalb eines Feldes zeichnen sich durch stärkere Kooperations-, Informations- und Herrschaftsverflechtung aus, als dies mit Organisationen außerhalb des Feldes der Fall ist. Ein Beispiel für ein themenbasiertes, organisationales Feld ist die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Fragen der „Zukunft der Arbeit", deren Dynamik wir anhand eigener theoretischer und empirischer Arbeiten untersuchen. Aus dem Spektrum verfügbarer Konzepte der neo-institutionalistischen Feldtheorie sind vor allem die Ideen eines „institutionellen Lebens", die sich in Feldern herausbildenden Muster der Herrschaft und Kooperation (DiMaggio/Powell 1983) sowie die Idee „themenorientierter Felder" und der damit verbundenen Akteursgruppen bzw. organisationalen „Populationen" (Hoffman 1999) mit jeweils spezifischen Werten, Vorstellungen und Zielen relevant. Diese Konzepte erlauben es, zu analysieren, wie Akteursgruppen in verschiedenen organisationalen Feldern versuchen, ihre

Interessen durch die Schaffung, Veränderung oder Etablierung von Institutionen und Regulierungen durchzusetzen. Dass diese Dynamik klar in Bewegungen und Gegenbewegungen differenzierbar ist, ist dann ein möglicher empirischer Befund. Es können aber auch andere Dynamiken gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse nachgezeichnet und analysiert werden.

Seit einigen Jahren wird unter Begriffen wie „Zukunft der Arbeit", „New Work", „Arbeit 4.0" und ähnlichen Begriffen die erwartete Transformation der Arbeitswelt diskutiert. Dies umfasst eine Vielzahl von Veränderungsprozessen, die primär auf den zunehmenden Einsatz digitaler Technologien zurückgeführt werden. Dies umfasst beispielsweise Automatisierung, Telearbeit oder datenbasierte Bewertung und Steuerung von Arbeit. Das Feld der gesellschaftlichen Aushandlung um das Thema der Zukunft der Arbeit ist in nahezu allen Bereichen mit Aushandlungsprozessen bzw. Konflikten verbunden.

Bis vor wenigen Jahren wurde Automatisierung vorrangig im Kontext des Arbeitsplatzverlustes diskutiert. Bewegung (Automatisierung) und Gegenbewegung (Abwendung negativer gesellschaftlicher Effekte) waren dabei erwartbar zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite verteilt. Gegenwärtig wird, ausgelöst durch den demographischen Wandel, aber auch als Folge verschiedener Krisen, Automatisierung zunehmend als mögliche Lösung für den weit verbreiteten Personalmangel betrachtet. Die „Fronten" bei der Frage der Automatisierung sind deutlich unklarer und fragmentierter geworden. Andere Themen wie Homeoffice oder Datennutzung bergen gleich in mehreren Dimensionen Konfliktpotential, wie beispielsweise Fragen von Autonomie, Selbstbestimmung, Flexibilität und Kontrolle. Hier wird deutlich, dass es sich bei Kontroversen im Kontext der Zukunft von Arbeit, aber auch bei Digitalisierung allgemein, häufig um Themen bzw. Konfliktlinien handelt, die keineswegs neu sind, sondern in diesen neuen Kontexten erneut verhandelt werden. Diese können durchaus sehr grundsätzliche Fragen der gesellschaftlichen Bedeutung von Arbeit adressieren, wie dies beispielsweise in der Debatte um ein bedingungsloses Grundeinkommen geschieht.

Im deutschsprachigen Raum ist das Thema „Zukunft der Arbeit" stark von der Debatte um die Digitalisierung der Industrie, häufig diskutiert unter dem Begriff Industrie 4.0, geprägt. Die Gegenbewegungen zu der stark technikdeterministisch geführten Debatte zu Industrie 4.0 waren deutlich fragmentiert. Ein Teil der Gewerkschaften und Betriebsräte hat deutlich abwartend und abwehrend reagiert. Dies wurde nicht zuletzt von einem Teil der Beschäftigten kritisiert (Meyer 2018). Einzelnen, gewerkschaftsnahen Akteuren ist es jedoch durch aktive Einflussnahme gelungen, die Debatte um die Digitalisierung der Industrie in eine neue Richtung hin zu Fragen der Transformation der Arbeit zu lenken. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Verschiebung von Begriffen wie „Industrie 4.0" hin zu „Arbeit 4.0". Treibende Gruppen hierbei waren insbesondere das deutsche Arbeitsministerium und seine Initiativen zu „Arbeiten 4.0" sowie verschiedene ge-

werkschaftliche Akteure. Diese haben erfolgreich den Schwerpunkt der Debatte weg von der Industriepolitik hin zu Fragen der Gestaltung von Arbeit verschoben. Eine besondere Stellung in diesen Aushandlungsprozessen haben gewerkschaftsnahe Organisationen wie die Hans-Böckler-Stiftung eingenommen. Diesen gelang es, sich innerhalb des Feldes über die Interessenvertretung ihrer Mitglieder hinaus als bedeutsame Akteure bei Fragen der Zukunft der Arbeit zu etablieren (Besio/Meyer 2022). Durch die partielle Loslösung von ihren originären Aufgaben der organisierten Mitbestimmung konnten sie an Legitimität als Vertreter allgemeiner gesellschaftlicher Werte gewinnen. Sie konnten ihre Position im Feld deutlich stärken und waren in der Lage, die eigene Perspektive in signifikantem Umfang durchzusetzen. Die diskursprägenden Akteure im Feld waren nicht mehr diejenigen, die die Debatte ursprünglich angestoßen und damit zentral zur Feldformation beigetragen hatten. Prägende Akteure der Debatte um eine Industrie 4.0, wie etwa die Deutsche Akademie der Technikwissenschaften, Acatech oder Industrieverbände, haben zugunsten gewerkschaftsnaher Verbände deutlich an Einfluss auf die Debatte verloren.

4. Schlussfolgerungen

Zentrale Elemente von Polanyis Analyse der Großen Transformation spielen in gegenwärtigen Digitalisierungsprozessen eine treibende Rolle: Technologie, Wissenschaft, Kommodifizierung und Staat. Während Polanyi große Bewegungen und Disruptionen aufzeigt, ist sein Ansatz weniger gut geeignet, um Diskontinuitäten und (Un-)Gleichzeitigkeiten zwischen lang-, mittel- und kurzfristigen Entwicklungen, Makro-, Meso- und Mikrodynamiken, sowie wirtschaftlichen, politischen und soziokulturellen Auseinandersetzungen der Digitalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft in verschiedenen Sektoren und Gesellschaftsbereichen zu verstehen. Beispielsweise ist die Kommodifizierung von Arbeit im Pflegesektor nicht per se problematisch, sondern auch mit einer Anerkennung, Regulierung und Vergütung von Pflegearbeit verbunden (z. B. Aulenbacher et al. 2018b). Somit finden zentrale Auseinandersetzungen nicht unbedingt an der Linie Kommodifizierung-Dekommodifizierung, sondern innerhalb kommodifizierter (oder, z. B. im Fall alternativer Plattformen, dekommodifizierter) Austauschbeziehungen statt, beispielsweise wenn sich verschiedene Beschäftigungsgruppen unterschiedlich zu Digitalisierungstendenzen verhalten oder sich staatliche Akteure in ihrer Bewertung des Potenzials digitaler Technologien unterscheiden. Auch innerhalb des Kontexts der Plattformökonomie werden die von Polanyi beschriebenen großen Linien der Vielfalt von Akteuren und deren Interessen nicht gerecht.

Feldtheoretische Konzepte erlauben eine Analyse des Wechselspiels dieser multi-skalaren und ambivalenten Konfigurationen, in denen staatliche, organisa-

tionale und individuelle Akteure mit ihren jeweils spezifischen Wahrnehmungen, Deutungen, Interessen und Handlungsweisen aufeinandertreffen und Digitalisierung gestalten. Damit ermöglichen feldtheoretische Analysen die Gleichzeitigkeit, Vieldeutigkeit und Gestaltbarkeit von Digitalisierung im Spannungsfeld von Marktliberalisierung und sozial-ökologischer Nachhaltigkeit zu analysieren. Bewegungen und Gegenbewegungen etablieren sich in Feldern unterschiedlich und vor dem Hintergrund spezifischer Macht- und Interessenkonstellationen. Das Konzept des organisationalen Feldes (DiMaggio/Powell 1983; Hoffman 1999) hat sich als eines der konzeptionell und empirisch fruchtbarsten Beiträge des soziologischen Neo-Institutionalismus etabliert. Ausgehend vom (häufig implizit bleibenden) Bezugspunkt des Feldkonzepts von Bourdieu wurde es entwickelt, um die Dynamiken auf der Ebene inter-organisationaler Beziehungsgeflechte zu erfassen. Ganz in der Tradition Bourdieus ist Macht ein wichtiger Aspekt der Konstitution organisationaler Felder. Während Bourdieus relationales Machtkonzept nicht losgelöst von der subjektiven Dimension habitualisierter Praxis in konkreten Feldern und ihrem Verhältnis zum Feld der Macht und anderen Feldern zu denken ist, fokussieren neo-institutionalistische Konzepte auf Macht vor allem als Ressource in feldspezifischen Interaktionsprozessen. Macht wird von verschiedenen Akteuren, wie z. B. Unternehmen, Verbänden, Regulierungsbehörden, politischen Akteuren und sozialen Bewegungen ausgeübt. Ein Weg, Macht auszuüben bzw. diese zu festigen, geschieht durch die Schaffung, Veränderung oder Durchsetzung von Regeln und normativen Erwartungen im Feld. Das Konzept des organisationalen Feldes bietet somit eine Perspektive, die Dynamik der Interaktionen und die Rolle von Macht zwischen den Akteursgruppen in Bezug auf einen bestimmten gesellschaftlichen Themenbereich zu analysieren. Eine enger an Bourdieu angelehnte Feldanalyse hingegen erlaubt es besonders gut, dynamische Interaktionen zwischen verschiedenen teils überlappenden und relational miteinander in Beziehung stehenden sozialen Feldern zu verstehen, insbesondere im Hinblick auf deren symbolische und materielle Macht- und Herrschaftsbeziehungen, die sich nicht zuletzt auch durch historisch erworbene und teils unbewusste Handlungsorientierungen entwickeln.

Beide Feldperspektiven ergänzen damit Polanyis Idee einer Doppelbewegung um einen Blick auf vielfältige, teils asynchron stattfindende und mehrdimensionale Aushandlungsprozesse zwischen heterogenen und teils auch in sich fragmentierten Interessensgruppen und deren durchaus differenzierten Konsequenzen für die Digitalisierung von Arbeit. Gleichzeitig kann eine polanyische Perspektive feldtheoretischen Analysen Orientierung geben hin auf Phänomene, die von besonderer gesellschaftlicher Relevanz sind. Ein solcher Dialog der Perspektiven ist hochgradig anschlussfähig an Brigitte Aulenbachers Analysen von Ökonomisierungstendenzen insbesondere im Feld der Pflegearbeit und prägt auch unser gemeinsames Erkenntnisinteresse.

Literatur

Abraham, Margaret / Aulenbacher, Brigitte (2019): Contested capitalism: some reflections on countermovements, social justice and the task for sociology. In: Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des Berliner Journals für Soziologie, S. 527–547.

Aulenbacher, Brigitte / Bärnthaler, Richard / Novy, Andreas (2019): Karl Polanyi, the great transformation, and contemporary capitalism. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 44, H. 2, S. 105–113.

Aulenbacher, Birgit / Dammayr, Maria (2014): Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte / Riefgraf, Birgit / Theobald, Hildegard Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Baden-Baden: Nomos Verlag, S. 129–146.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018a): Capitalism goes care: elder and child care between market, state, profession, and family and questions of justice and inequality. In: Equality, Diversity and Inclusion: An International Journal 37, H. 4, S. 347–360.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018b): The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. In: Current Sociology 66, H. 4, S. 517–530.

Barth, Thomas / Jochum, Georg / Littig, Beate (2019): Transformation of what? Or: The socio-ecological transformation of working society, IHS Working Paper, H. 1, Wien, Österreich: Institute for Advanced Studies (IHS).

Benkler, Yochai / Nissenbaum, Helen (2006): Commons-based peer production and virtue. In: Journal of Political Philosophy 14, H. 4, 394–419.

Besio, Cristina / Meyer, Uli (2022): Gesellschaftliche Wirkung organisationaler Re-Kombinationen: Die Neuausrichtung von Gewerkschaften und Genossenschaften jenseits der Mitgliedervertretung. In: Soziale Welt 73, H. 3, S. 546–577.

Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und „Klassen". Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, Pierre / Wacquant, Loïc (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

DiMaggio, Paul J. / Powell, Walter W. (1983): The iron cage revisited: Institutional isomorphism and collective rationality in organizational fields. In: American Sociological Review 48, H.2, S. 147–160.

Dobusch, Leonhard (2019): Dynamiken der ‚Sharing Economy' zwischen Commons und Kommodifizierung. In: Momentum Quarterly-Zeitschrift für sozialen Fortschritt 8, H. 2, S. 109–115.

Fleming, Peter (2017): The human capital hoax: Work, debt and insecurity in the era of Uberization. In: Organization Studies 38, H. 5, S. 691–709.

Frenken, Koen / Schor, Juliett (2019): Putting the sharing economy into perspective. In: O. Mont (Hrsg.): A research agenda for sustainable consumption governance. Cheltenham: Edward Elgar Publishing. S. 121–135.

Gawer, Annabelle (2010): The organization of technological platforms. In: Research in the Sociology of Organizations 29, S. 287–296.

Grabher, Gernot / König, Jonas (2020): Disruption, embedded. A Polanyian framing of the platform economy. In: Sociologica 14, H. 1, S. 95–118.

Hoffman, Andrew J. (1999): Institutional evolution and change: Environmentalism and the US chemical industry. In: Academy of Management Journal 42, H. 4, S. 351–371.

Kapeller, Jakob / Schütz, Bernhard / Tamesberger, Dennis (2013): Die Regulation der Routine: Über die regulatorischen Spielräume zur Etablierung nachhaltigen Konsums. In: Wirtschaft und Gesellschaft 39, H. 2, S. 207–231.

Kenney, Martin / Zysman, John (2016): The rise of the platform economy. In: Issues in Science and Technology 32, H. 3, S. 61.

Kirchner, Stefan / Schüßler, Elke (2019): The organization of digital marketplaces: Unmasking the role of internet platforms in the sharing economy. In: Ahrne, G. / Brunsson, N. (Hrsg.): Organi-

zation outside organizations: The abundance of partial organization in social life. Cambridge: Cambridge University Press. S. 131–154.
Meyer, Uli (2018): Digitalisierung ohne Technik? Das Beispiel eines Praxislabors zu Arbeit 4.0. In: Arbeits- und Industriesoziologische Studien 11, H. 2, S. 229–246.
Pernicka, Susanne / Schüßler, Elke (2022): Zwischen Disruption und Integration: Governance von digitalen Plattformen im Personentransportsektor aus feldtheoretischer Perspektive. In: KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 74, Suppl. 1, S. 355–381.
Pernicka, Susanne / Glassner, Vera / Dittmar, Nele / Neundlinger, Klaus (2021): Forces of reproduction and change in collective bargaining. A social field perspective. In: European Journal of Industrial Relations 27, H. 3, S. 345–366.
Pernicka, Susanne / Johnston, Hannah (2021): The contested constitution of platform work in passenger transportation: Why landscapes and power matter. In: Politiche Sociali / Social Policies 1, S. 119–142.
Pfeiffer, Sabine (2021): The Greater Transformation: Digitalization and the Transformative Power of Distributive Forces in Digital Capitalism. In: International Critical Thought 11, H. 4, S. 535–552.
Polanyi, Karl (1944/2001): The Great Transformation: The Political and Economic Origins of Our Time. Boston: Beacon Press.
Polanyi-Levitt, Kari, interviewed by Brie, Michel / Thomasberger, Claus (2019): A life-long search for freedom. From Budapest to America and back: A journey through Karl Polanyi's life. In: Atzmüller, Roland / Aulenbacher, Brigitte / Brand, Ulrich / Décieux, Fabienne / Fischer, Karin / Sauer, Birgit (Hrsg.): Capitalism in Transformation. Cheltenham: Edward Elgar Publishing. S. 22–34.
Schrape, Jan F. (2021): Digitale Transformation (Vol 5). Bielefeld: Transcript Verlag.
Schor, Juliet B. (2017): Does the sharing economy increase inequality within the eighty percent?: findings from a qualitative study of platform providers. In: Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 10, H. 2, S. 263–279.
Schor, Juliet B. (2014): Born to Buy: The Commercialized Child and the New Consumer Cult. In: New York: Simon & Schuster Ltd.
Schiller, Dan (1999): Digital Capitalism: Networking the Global Market System. Cambridge: MIT Press.
Srnicek, Nick. (2016): Platform Capitalism. Cambridge: Polity.
Staab, Philipp (2019): Digitaler Kapitalismus: Markt und Herrschaft in der Ökonomie der Unknappheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
Sterne, Jonathan (2003): Bourdieu, technique and technology. In: Cultural Studies 17, H. 3–4, S. 367–389.
Urban, Hans-Jürgen (2019): Polanyi and the digital transformation of labour: on fictitious commodities and real conflicts. In: Atzmüller et al. (Hrsg.): Capitalism in Transformation. Movements and Countermovements in the 21st Century. Cheltenham: Edward Elgar Publishing. S. 289–305.
Wood, Alex J. / Graham, Mark / Lehdonvirta, Vili / Hjorth, Isis (2019): Networked but commodified: The (dis) embeddedness of digital labour in the gig economy. In: Sociology 53, H. 5, S. 931–950.

Intersektionalität, Migration und räumliche Verhältnisse – Intersectionality, migration and spatial relations

Prekarität und Flucht

Feministische und migrationssoziologische Perspektiven

Karin Scherschel

1. Einleitung

Medial und soziologisch erregte Debatten über prekäre Beschäftigungsverhältnisse scheinen der Vergangenheit anzugehören. Kurzfristig haben die durch Prekarisierung geprägten Arbeitsfelder, in denen überdurchschnittlich viele Menschen mit Migrationsgeschichte tätig sind, öffentliche Aufmerksamkeit in der Corona-Pandemie erfahren. Jedoch galt der öffentliche Blick nur Extremfällen, während der systematische Aspekt der Nutzung prekarisierter migrantischer Arbeit unterhalb sozialrechtlicher Standards kaum in das öffentliche Bewusstsein drang. In den Fokus geriet zudem vor dem Hintergrund von Arbeitskräftemangel und von Masseninfektionen (wie beispielsweise in der Fleischindustrie im Sommer 2020) nur ein bestimmter Teil prekärer und migrantisierter Beschäftigung (Birke / Neuhauser 2021, S. 64 f.).

Wenn Bourdieus Ausruf „Prekarität ist überall" jemals wirklich galt, so Birke und Neuhauser, dann für migrantische Arbeitsverhältnisse (2023, S. 6).[1] Die Autor:innen machen damit deutlich, dass Prekarität letztlich nie „überall" war und ist, sondern in unterschiedlichem Ausmaß und mit verschiedenen sozialen Konsequenzen die Arbeits- und Lebenssituation von Bevölkerungsgruppen betrifft. Prekarität muss im Kontext verschiedener sozialer Ungleichheitsordnungen analysiert werden, hier spielen sowohl Gender, soziale Herkunft als auch Citizenship eine bedeutsame Rolle (Jungwirth / Scherschel 2010).[2] Es macht einen Unterschied, ob ein Minijob von einer nach Deutschland geflüchteten hochqualifizierten Frau als einzig mögliche Beschäftigung (weit unter ihrer Qualifikation) ausgeübt wird, ob ein Rentner mit dem gleichen Job die Rente zur Aufwertung des Lebensabends aufbessert oder ob eine zweifache Mutter (ohne Migrationsgeschichte) das Einkommen ihres vollzeitbeschäftigten Mannes ergänzt. Jedes Mal handelt es sich um das gleiche Beschäftigungsverhältnis, das im Vergleich zu den Standards der Normarbeit als prekär qualifiziert werden kann. Diese

1 Aktuelle quantitative Untersuchungen kommen zu dem Ergebnis, dass Migrationsgeschichte und Prekarität in einem signifikanten Zusammenhang stehen (Loschert / Kolb / Schork 2023).

2 In diesem Sinn formulieren Mayer-Ahuja und Nachtwey, dass das Gesicht der Klassengesellschaft weiblich und migrantisch sei (Mayer-Ahuja / Nachtwey 2021, S. 32 ff).

Beschäftigung wird jedoch in allen drei Fällen durch je unterschiedliche Lebenslagen gerahmt, die das Resultat verschiedener Sozial-, Migrations-, Arbeits-, Sicherheits- und Genderpolitiken sind.

Der Begriff der Prekarität wurde mit einigen Variationen für empirische Analysen etabliert.[3] Sucht man aktuell jedoch in Fachjournalen und Bibliothekskatalogen nach einschlägigen Debatten, stellt man schnell fest, dass Prekarität und Prekarisierung die soziologische Diskussion nicht mehr in dem Maße bewegt, wie dies noch in den 2000er/2010er-Jahren der Fall war. Zu dieser Zeit avancierten sie zu zeitdiagnostischen Schlüsselbegriffen, um sozial ungleiche Lebens- und Arbeitsverhältnisse zu analysieren, und standen im Zentrum einer postfordistischen Gegenwartsanalyse. Die sozialen Erscheinungen, die zur Diskussion standen, sind jedoch keineswegs verschwunden. Wie oben genannte jüngere Studien zeigen, sind insbesondere Migrant:innen mit prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen konfrontiert.

Der folgende Beitrag geht mit Rekurs auf eigene Studien in zwei Schritten vor: Er reflektiert in einem ersten Schritt schlaglichtartig zentrale Anliegen der arbeitssoziologischen Prekarisierungsdebatte und der feministischen Kritik daran, die prominent von Brigitte Aulenbacher (exemplarisch: Aulenbacher 2009) vorgetragen wurde. Letztere machte insbesondere die mangelnde Reflexion der Relevanz von Gender und Ethnizität für die gesellschaftliche Organisation der Arbeit und die Dynamiken der Prekarisierung zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen. Mit der feministischen Perspektive korrespondiert eine jüngst auch in der Arbeitssoziologie vorgetragene Kritik, nämlich dass der Zusammenhang von

3 Der empirisch genutzte Begriff der Prekarität wird je nach Studie unterschiedlich definiert. Loschert et al. (2023, S. 11) gehen von folgenden Dimensionen aus: Sie unterscheiden zwischen Beschäftigungsprekarität (Arbeitsplatzunsicherheit), Einkommensprekarität (geringer Lohn), sozialrechtliche Prekarität (mangelnde soziale Absicherung) und Prekarität der Beschäftigungsfähigkeit (Gesundheitsgefährdung und eingeschränkte Weiterbildung). Die WZB-Arbeitsgruppe misst auf der Individualebene prekäre Beschäftigung mithilfe von sieben Indikatoren, die drei Problembereiche erschließen: niedriges Einkommen, mangelnde soziale Absicherung und Arbeitsplatzunsicherheit (Stuth et al. 2018, S. 5). Der frühe Begriff, der lange Zeit das Verständnis von Prekarität prägte und heute noch Referenz ist, wurde wie folgt formuliert: Als prekär gelten Arbeitsverhältnisse, wenn sie in der (1) reproduktiv-materiellen Dimension nicht existenzsichernd sind und kein gesellschaftlich anerkanntes kulturelles Minimum gewähren. In der (2) sozial-kommunikativen Dimension sind diese prekär, wenn eine Integration in soziale Netze am Arbeitsort und über die Arbeitstätigkeit hinaus gefährdet ist. Prekär ist Erwerbsarbeit in der (3) rechtlich-institutionellen oder Partizipationsdimension, wenn institutionell verankerte soziale Rechte und Partizipationschancen nicht vollumfänglich gewährt werden. Die (4) Status- und Anerkennungsdimension ist prekär, wenn sie den Arbeitenden eine anerkannte gesellschaftliche Positionierung vorenthält und mit sozialer Missachtung verbunden ist. (5) Die arbeitsinhaltliche Dimension ist als prekär charakterisiert, wenn die Berufstätigkeit entweder von Sinnverlust oder krankhafter Überidentifikation begleitet wird (ausführlich dazu: Brinkmann et al. 2006, S. 18).

Migration und Prekarität bislang kaum systematisch analysiert wird (exemplarisch: Birke / Neuhauser 2021; Birke / Neuhauser 2023).

In einem zweiten Schritt werden an diese Kritiken anschließend die Zusammenhänge von Citizenship, Gender und Flucht im Kontext migrantischer Arbeit von Geduldeten und hochqualifizierten geflüchteten Frauen beleuchtet. Deutlich wird, dass Prekarität erst durch die Analyse des wechselseitigen Zusammenwirkens von Prekarisierungsprozessen, Aktivierungspolitiken und Neujustierungen der Migrations- und Genderregime verstanden werden kann. Prekäre Beschäftigung sollte im Horizont der sie rahmenden Politiken analysiert werden. Die empirische Analyse ermöglicht es, die konkreten Auswirkungen für die betroffenen Gruppen zu erfassen. Es werden beispielhaft empirische Studien und neuere Analysen zur Arbeits- und Lebenssituation von hochqualifizierten geflüchteten Frauen und jungen Geduldeten diskutiert.

2. Frühe Prekarisierungsdebatte – Spiegel einer euro- und androzentrischen Aufmerksamkeitsstruktur

Prekarisierung wird in Abhängigkeit vom theoretischen Kontext unterschiedlich interpretiert. Verschiedene Perspektiven teilen jedoch ähnliche Grundeinsichten, nämlich dass erstens Prekarisierung relational (mit Blick auf das jeweilige Verständnis von Normarbeit) sei und dass zweitens Prekarisierung weit mehr bezeichne als ein ‚atypisches' Arbeitsverhältnis, sie habe eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung. Deshalb wird sie als Herrschaftsmodus (Bourdieu), Disziplinarregime (Dörre), eine alle gesellschaftlichen Verhältnisse erfassende „Organisations- und Regulationsform" (Marchart) oder eine Form der „elementaren Verletzbarkeit" (Butler) gefasst.

Der Begriff wird über die arbeitssoziologischen Debatten hinaus genutzt. Ein instruktiver Debattenstrang kommt aus der politischen Theorie. Oliver Marchart (2013) spricht von einer Prekarisierungsgesellschaft. Er macht beispielsweise drei Differenzierungen aus, wenn er zwischen einem engen, einem weiten und einem umfassenden Prekarisierungsbegriff unterscheidet. Letzterer beschreibt eine „tendenziell alle gesellschaftlichen Verhältnisse erfassende Logik bzw. Organisations- und Regulationsform". Seine Analyse zu EuroMayday-Protesten lotet das demokratietheoretische Potenzial dieser Protestbewegung aus. Im Übergang vom Fordismus zum Postfordismus formieren sich soziale Bewegungen, die sich inklusiver demokratischer Praktiken bedienen (Marchart 2013, S. 229). Der Begriff der Prekarisierung ist nicht ausschließlich negativ besetzt. Ähnlich argumentiert Isabel Lorey (2010), wenn es um das Potenzial von Prekarisierungsprozessen geht. Sie kritisiert an der arbeits- und industriesoziologischen Forschung, dass diese den Blick für die grundlegende Einsicht, dass menschliche

Existenz verletzlich sei, versperre. Lorey argumentiert mit Judith Butlers begrifflicher Unterscheidung von *precariousness* und *precarity*. Diese gehe von einer Idee der Prekarität aus, die zum einen nicht mit Angst besetzt sei und zum anderen die fundamentale Bedeutung der sozialen Reproduktion und Fürsorge deutlich mache (Lorey 2010, S. 66). Wenig verwunderlich taucht diese Perspektive auch in Aulenbachers Arbeiten als Referenz auf (Aulenbacher / Dammayr / Décieux 2015, S. 62). Butler plädiere dafür, nicht die Angst vor Gefährdung und Verletzbarkeit, sondern die mangelnde Anerkennung des grundsätzlich gefährdeten Lebens zum Ausgangspunkt der Analyse zu machen. „Leben hängt also, weil es prekär ist, in entscheidendem Maße von reproduktiver Arbeit und (Für-)Sorge ab" (Lorey 2010, S. 67). Während Marcharts Prekarisierungsbegriff – im Horizont einer postfundamentalistischen Theorie konzipiert – noch an die Transformationen der Arbeitswelt anschließt, geht es in Butlers philosophischen Überlegungen um die Formulierung eines grundlegenden Verständnisses menschlicher Verletzlichkeit. Ihre Überlegungen entstanden unter dem Eindruck der terroristischen Attacken des 11. September 2001. So schreibt sie: „Die Bedingungen elementarer Verletzbarkeit, des Angewiesenseins auf die Berührung der anderen, selbst wenn kein anderer da ist und wenn unserem Leben keine Unterstützung gewährt wird, steht für eine primäre Hilflosigkeit und Bedürftigkeit, um die sich jede Gesellschaft kümmern muß. Menschenleben werden in hohem Maße vor Verletzung geschützt, und die Nichtachtung ihrer Ansprüche auf Unversehrtheit reicht aus, um Kriegsgewalten zu entfesseln. Andere Menschenleben werden nicht so schnell und entschlossen Unterstützung finden und werden nicht einmal als ‚betrauernswert' gelten" (Butler 2005, S. 49).

Ich konzentriere mich in den folgenden Überlegungen auf die arbeitssoziologischen Debatten, da die theoretisch-konzeptionellen Zugangsweisen so heterogen sind, so dass es wenig fruchtbar wäre, diese auf Gemeinsamkeiten hin zu diskutieren. Fasst man beispielsweise Prekarität, wie Judith Butler, als eine für die menschliche Existenz grundlegende Verwundbarkeit auf, gelangt man notwendigerweise zu anderen Einsichten, als wenn man diese als Herrschaftsmodus oder Disziplinarregime begreift.

Rekapituliert man die arbeitssoziologische Debatte, dann lässt sich festhalten, dass die frühe Diskussion sich darauf fokussierte, prekäre Erwerbsarbeit in ihrem Ausmaß und in ihren sozialen Konsequenzen zu charakterisieren. Sie war markt- und kapitalismuskritisch auf die Entgrenzungen des Marktes und den Verlust sozialer Sicherheiten konzentriert. Es ging um die sozialen Verwerfungen und eine neue Verwundbarkeit, die man bis in den Kern der bisher sicher geglaubten erwerbstätigen Bevölkerung vordringen sah.

Zentrale Impulse lieferte die französische Debatte: In den federführenden Analysen von Robert Castel (2000) und Pierre Bourdieu (1998) stand der Begriff in einem direkten Zusammenhang mit der Analyse des Wandels der Lohnarbeit. Bourdieus Ausruf „Prekarität ist überall" identifizierte diese als neue

Herrschaftsform. In Deutschland richtete sich die Kritik insbesondere auf die Agenda 2010 und die Hartz-Gesetze, die eine Vermehrung prekärer Beschäftigungsverhältnisse auf den Weg brachten und ein rigides arbeitsmarktpolitisches System „strenger Zumutbarkeit" etablierten, das die Adressat:innen unter Androhung von Sanktionen dazu aufforderte, jedwede Arbeit anzunehmen (Dörre/Scherschel/Booth et al. 2013). Ähnliche Entwicklungen ließen sich in anderen europäischen Ländern, wenn auch zeitversetzt, beobachten (Scherschel/Streckeisen/Krenn 2012). In Robert Castels grundlegendem Werk zur Metamorphose der Sozialen Frage beschrieb er den historischen Aufstieg der Lohnarbeit von einem bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein verachteten Arbeitsverhältnis zum zentralen Medium gesellschaftlicher Integration in der in hohem Maße sozial gesicherten Lohnarbeitsgesellschaft der Nachkriegsära. Diese würde allerdings im Zuge der Prekarisierung brutal in Frage gestellt (Castel 2000, S. 336).

So bedeutsam diese Studien sind, um die Umbrüche der Arbeitswelt und den Wandel des Sozialstaates von *welfare* zu *workfare* zu begreifen, so sind sie zugleich durch einen starken Andro- und Eurozentrismus geprägt.

Die frühe Prekarisierungsdebatte, so Brigitte Aulenbacher (2009), lasse erstens außer Acht, dass Frauen bereits historisch in atypischen Beschäftigungsverhältnissen tätig waren, d. h. keinen eigenständigen Zugang zu den umfassenden Sicherungen der Lohnarbeitsgesellschaft hatten. Prekarisierung sei erst zu einem Thema geworden, als auch Männer von ihr betroffen waren. Zweitens konzentriere sich die Prekarisierungsdebatte ausschließlich auf den Wandel der Lohnarbeit und ließe dabei die für die fordistische Trias von Normarbeitsverhältnis, Kleinfamilie und Wohlfahrtsstaat charakteristische Arbeitsteilung der Care-Arbeit außer Acht. „Es fehlt ihr", so Aulenbacher (2009, S. 67), „an systematischer Aufmerksamkeit für die zuvor von der Geschlechterforschung angesprochenen Relationen zwischen den Geschlechtern, zwischen den Beschäftigungssegmenten von Frauen und Männern und, mehr noch, zwischen gesellschaftlichen Bereichen". Robert Castels Analyse der neuen Sozialen Frage bleibe damit unvollständig (Aulenbacher 2009, S. 67 f.). In jüngeren Studien machen Aulenbacher und Décieux (2019, S. 815) darüber hinaus geltend, dass die herrschende Prekarisierungsforschung sich euro- und androzentrisch formiere und dabei die gesellschaftliche Privilegienstruktur widerspiegle, weil sie ihre Aufmerksamkeit auf (ehemals) privilegierte weiße Männer und gesellschaftliche Entwicklungen im Globalen Norden konzentriere.

3. Feministische und migrationssoziologische Perspektiven im Diskurs um Prekarisierung

Wenn soziologische Geschlechterforschung durch zwei Merkmale gekennzeichnet ist, nämlich einerseits die Relevanz von Geschlechterverhältnissen sichtbar zu machen und andererseits die „immense[n] Aufgabe" zu verfolgen, dominantes wissenschaftliches Wissen auf seinen „Geschlechterbias" hin zu überprüfen (Riegraf 2010, S. 15), dann lassen sich beide gleichermaßen in Brigitte Aulenbachers Studien finden. Die feministische Debatte übte scharfe Kritik an der einseitigen Konzentration auf Markt- und Normarbeitsverhältnisse im Prekarisierungsdiskurs, stattdessen wurde eine Krise der fordistischen Trias insgesamt diagnostiziert (exemplarisch: Aulenbacher 2013; Jürgens 2010, S. 560). Es ginge nicht nur um eine Krise der Produktion, sondern auch um eine der Reproduktion. Forschungen zu Transnationalismus und Care-Ökonomie machen darüber hinaus auf neue Beschäftigungsverhältnisse unter den Bedingungen von (illegalisierter) Migration aufmerksam. Sorgearbeiter:innen sind prekären Arbeits- und Lebenssituationen ausgesetzt, sie verfügen über sehr eingeschränkte Rechte (exemplarisch: Aulenbacher/Lutz/Schwitter 2021; Aulenbacher 2013). In der jüngsten vergleichenden Analyse transnationaler Live-in-Betreuung in Österreich, in der Schweiz und in Deutschland befasst sich Aulenbacher gemeinsam mit Kolleginnen mit dem Grundwiderspruch, dass einerseits gute Sorge versprochen wird, ohne dabei andererseits gute Arbeit zu ermöglichen (Aulenbacher/Lutz/Schwitter 2021, S. 10). Gemeinsam mit Ingrid Jungwirth habe ich früh den Nexus Gender, Migration und Platzierung am Arbeitsmarkt herausgearbeitet; wir sind dabei insbesondere auf die Asyl- und Fluchtmigration eingegangen (Jungwirth/Scherschel 2010). Asylbewerber:innen, die kein Recht auf Asyl erhalten oder die Zeit des Arbeitsverbotes umgehen müssen, finden oftmals nur Tätigkeiten in irregulären Märkten. Diese Märkte werden nicht nur geschlechtlich strukturiert, wie dies lange Zeit für das Verhältnis von Lohn- zu Haus- und Sorgearbeit der Fall war, sondern auch entlang von *Citizenship* und daran geknüpfte Aufenthaltsrechte.

Da feministische Gesellschaftsanalysen sich nicht allein auf kapitalistische Formationen, sondern auf die Moderne insgesamt beziehen, haben sie das Spannungsverhältnis zwischen der ökonomischen Ungleichheits- und der bürgerlichen Gleichheitsordnung im Blick. Geschlecht, Ethnie und Klasse gelten als zentrale Strukturgeber und Platzanweiser gesellschaftlicher Entwicklung, die eigenständige Herrschaftsformen entfalten und nicht in ein Verhältnis von Haupt- und Nebenwiderspruch gebracht werden können. Sie lassen sich nicht in eine Rangordnung bringen und als sekundäre Machtasymmetrien (Reinhard Kreckel) oder sekundäre Ausbeutung (Klaus Dörre) charakterisieren (Aulenbacher et al. 2012, S. 12; Aulenbacher 2013, S. 111). Mit anderen Worten lassen

sich geschlechts- und migrationsbezogene Ungleichheiten nicht einfach aus Arbeitsmarktverhältnissen ableiten, vielmehr konstituieren sie ihrerseits die Arbeitsmarktverhältnisse maßgeblich mit.

Prekaritätstheoretische Überlegungen sollten, schließt man an diese Argumentation an, mit einer Analyse dieser bürgerlichen Gleichheits- bzw. Ungleichheitsordnungen verknüpft werden. Feministische Perspektiven machen außerdem Ethnie/*race* geltend, insbesondere oben skizzierte Debatten um migrantische Sorgearbeiter:innen widmen sich arbeitsmarktpolitischen Zusammenhängen von Migration und Gender. In meinen eigenen Analysen habe ich Citizenship und ihre strukturierende Wirkung für Teilhabechancen mit Blick auf soziale, ökonomische und politische Rechte identifiziert (Scherschel 2018). Konkretisiert habe ich dies am Beispiel der Fluchtmigration. Moderne Demokratien sind exklusiv, d. h., sie gewähren Teilhabechancen in Abhängigkeit zur formalen, rechtlich verankerten Zugehörigkeit. Dass es sich hierbei um ein stratifizierendes System von (Aufenthalts-)Rechten handelt, das nicht exklusiv binär nach Aus- und Inländer:in differenziert, hat die Forschung der letzten Jahre gezeigt. Entsprechend kommentiert Fauser (2023, S. 70), dass kein homogenes migrantisches Segment gegenüber nichtmigrantischen Positionen existiere, sondern dass gerade die Differenzierung nach spezifischen Migrationstypen für die Transformationen von Kapital und Arbeit eine spezifische Bedeutung besäße. Dies lässt sich wiederum beispielhaft an den Live-in-Betreuungen der von Aulenbacher et al. untersuchten Sorgearbeiter:innen konkretisieren. Die transnationale Organisation der Sorgearbeit ruht zum Teil auf einem Migrationsregime, das die Migration der Haushaltsarbeiter:innen durch Liberalisierungen ermöglicht (Aulenbacher et al. 2021, S. 9). Die Routen und Zugangsmöglichkeiten als irregulär bezeichneter Migrant:innen versucht man hingegen, wie die jüngsten Entwicklungen im europäischen Grenzregime zeigen, durch die geplante Einrichtung von Aufnahmezentren an den europäischen Grenzen, Abkommen mit Transitstaaten (z. B. Tunesien) oder die ständige Ausweitung des Konzeptes der sicheren Herkunftsstaaten mit allen Mitteln zu schließen.

In unserer Analyse zum strukturellen Rassismus und der minoritären sozialstrukturellen Position von Migrant:innen haben wir Überlegungen dazu angestellt, dass migrantische Positionierungen – auch und gerade am Arbeitsmarkt – als Ergebnis interner und externer wohlfahrtsstaatlicher Stratifikationsprozesse im Kontext nationalstaatlicher Ungleichheitsordnungen und differenzierter Aufenthaltsrechte zu analysieren sind, die unter bestimmten Voraussetzungen durch strukturellen Rassismus befeuert werden (Biskamp / Scherschel 2022, S. 97 f.). Im prekarisierungstheoretischen Diskurs wurde ein besonderes Augenmerk auf die wohlfahrtsstaatlichen Transformationen von *welfare* zu *workfare* gelegt, ihre spezifischen Auswirkungen für die Regulation der Migrationen wurden jedoch außer Acht gelassen. Dieses Versäumnis stößt auf eine grundlegende forschungspolitische Leerstelle, die von Birke / Neuhauser (2021) zum Thema gemacht wird. Die-

se argumentieren, dass in der deutschen Arbeitsmarktsoziologie eine Perspektive auf Migration weitgehend fehle. Dies gilt für Analysen zu Veränderungen von Arbeitsprozessen, Rationalisierung oder auch Digitalisierung, dort ist Migration „nur ausnahmsweise Gegenstand" (Birke / Neuhauser 2021, S. 60). Selbst in Sektoren und Arbeitsfeldern, so Birke / Neuhauser, die stark durch migrantische Arbeit geprägt sind, sei Migration ein „Anathema". Zu Recht schlussfolgern sie:

> „Die Frage ist daher aus unserer Sicht nicht so sehr, ob Migration und Prekarität in einem (quantitativ) regelmäßig auftretenden Zusammenhang stehen – das halten wir für hinreichend nachgewiesen. Es geht uns vielmehr darum, wie sich dieser Zusammenhang im Rahmen gesellschaftlicher Arbeitsteilung konstituiert und wie er mit Strategien von Kapitalverwertung einerseits und staatlicher Regulierung andererseits zusammenhängt" (Birke / Neuhauser 2021, S. 62).

Dass die arbeitssoziologische Prekarisierungsdebatte das Thema Migration mit wenigen Ausnahmen nicht zum Gegenstand ihrer Überlegungen machte, ist also im Angesicht vorangegangener Ausführungen wenig verwunderlich. Beispielhaft sind deshalb Publikationen, wie der jüngst von Birke, Carstensen, Huke und Riedner (2024 i. E.) vorgelegte Sammelband, da die Autor:innen dafür plädieren, Migration zu berücksichtigen, um gegenwärtige Dynamiken in Arbeitsmärkten und am Arbeitsplatz sowie Kämpfe um die (Rahmen-)Bedingungen von Arbeit und sozialer Reproduktion überhaupt zu verstehen. Umgekehrt würde wiederum auch Migration nur unzureichend verstanden, wenn nicht die enorme Bedeutung von (Lohn-)Arbeit für Praktiken und Bedingungen von Migration berücksichtigt wird (Birke et al. 2024 i. E.).

4. Prekärsein von der Rechtlosigkeit der Geflüchteten aus betrachtet

Betrachtet man Prekarität aus der Perspektive von Fluchtmigrant:innen, die einen ungewissen Aufenthaltsstatus haben, dann treten verschiedene Politiken zum Vorschein, die verwundbar machen statt zu schützen. Es handelt sich u. a. um aufenthaltsrechtliche, sozialpolitische, sicherheits- und genderpolitische Regulationen. Für Menschen mit Migrationsgeschichte gilt allgemein, dass ihre gesellschaftlichen und politischen Teilhabechancen schlechter sind bzw. sie sozialstrukturell schlechter positioniert sind als (die von) Mehrheitsangehörige(n) (Biskamp / Scherschel 2022). Jüngere Studien bestätigen, dass migrantische Arbeitskräfte im deutschen Niedriglohnsektor allgemein überrepräsentiert sind; besonders solche aus neuen EU-Mitgliedsländern und außereuropäischen Drittstaaten arbeiten unter prekären Bedingungen (Loschert / Kolb / Schork 2023, S. 4). Fauser (2023) bereitet den Forschungsstand zu migrantischer Arbeit auf und kann

am Beispiel einer Vielzahl von Studien zeigen, dass diese Arbeit unter globalisierten Verhältnissen durch Prekarität, Flexibilität und Informalität charakterisiert werden kann. Citizenship und *race* strukturieren in hohem Maße Teilhabechancen von Fluchtmigrant:innen (Biskamp/Scherschel 2022; Scherschel 2010; Scherschel 2018).

Fluchtmigrant:innen im Besonderen sind in der Regel einer Vielzahl an Politiken ausgesetzt, die ihre gesellschaftliche Teilhabe in verschiedenen Hinsichten durch eine unzureichende Versorgung mit sozialen Leistungen, Leben in Unterkünften und Wohnsitzauflagen negativ beeinflussen. In den letzten Jahren hat sich im Zuge der Neoliberalisierung ein von arbeitsmarktpolitischen Erwägungen geleiteter Paradigmenwechsel in der Flüchtlingspolitik vollzogen. Schammann (2017) diskutierte die Frage einer meritokratischen Wende in der Flüchtlingspolitik, ich sprach von *citizenship by work* (Scherschel 2010). Erwerbsarbeit wird punktuell zur Voraussetzung, um Aufenthaltschancen zu verbessern, d. h., es hat ein Bedeutungsgewinn arbeitsmarktpolitischer Elemente in der Steuerung der Asylpolitik stattgefunden. Solche Arbeitsmarktöffnungen wären dann ein asylpolitischer Fortschritt, wenn der humanitäre Aufenthalt nach menschenrechtlichen Prinzipien bereits durchgesetzt wäre. Faktisch ist es aber umgekehrt: Der humanitäre Aufenthalt wird politisch im Hinblick auf Arbeitsmarktbelange konditioniert (ausführlich: Scherschel 2021; Scherschel 2018). In einer aktuellen Studie untersuchen wir den Zugang zu Arbeit und Bildung von jungen Menschen in Duldung (Spindler et al. 2024 i. E.). Ihre Lage zeigt drastisch, welche Konsequenzen es hat, wenn die Integration in Erwerbsarbeit mit der Chance auf eine Verfestigung des Aufenthalts verknüpft wird. Die jüngste Maßnahme, die Aufenthaltschancen an Erwerbsarbeit bindet, ist das neue Chancen-Aufenthaltsrecht.[4] Auf der Grundlage der ersten Erkenntnisse unseres Forschungsprojekts vermuten wir, dass erfolgreiche Verfestigungen des Aufenthalts durch das Chancen-Aufenthaltsrecht stark davon abhängen werden, ob und welche Maßnahmen auf der kommunalen Ebene ergriffen werden, um die Betroffenen bei der Erfüllung der geforderten Voraussetzungen zu unterstützen. Der Nachweis der Sicherung des Lebensunterhalts wird ein schwer zu erreichendes Kriterium sein. Geduldete arbeiten meist unter höchst prekären Arbeitsbedingungen (Ataç/Spindler/Scherschel 2023).[5]

Im Bereich der Duldung wurde in den letzten Jahren eine Vielzahl an Regelungen auf den Weg gebracht, die Lebens- und Aufenthaltschancen in Abhängigkeit von Erwerbsarbeit stellen, die für bestimmte Personengruppen dadurch potenziell (über-)lebenswichtig wird (Goebel 2024 i. E.). Huke (2024 i. E.) diskutiert in sei-

4 Es eröffnet geduldeten Personen eine Chance, ihren Aufenthalt zu verstetigen. Als Brücke wurde eine 18-monatige Aufenthaltserlaubnis eingeführt. In dieser Zeit müssen verschiedene Voraussetzungen erfüllt werden: weitgehende Sicherung des Lebensunterhalts, Klärung der Identität und Erwerb von Sprachkenntnissen.

5 https://taz.de/Perspektiven-fuer-Geduldete/!5914087/ (Abfrage: 27.11.2023).

ner Analyse der Ausbildungsduldung, wie sich der für Migrationspolitik charakteristische Interessenkonflikt zwischen Verwertung der Arbeitskraft und der Orientierung an Abschiebung in widersprüchlichen und umkämpften Rechtskompromissen zeigt.

In meiner Forschung mit Anna Krämer untersuchten wir die Arbeitsmarktintegration von hochqualifizierten geflüchteten Frauen. Der aufenthaltsrechtliche Status erschwert den Zugang zu Bildung und Arbeit erheblich, wenn er ihn nicht verunmöglicht (Scherschel / Krämer 2020a; Scherschel / Krämer 2020b). In der Regel sind es prekäre Beschäftigungsverhältnisse, wie Minijobs, Helfer:innentätigkeiten, Tätigkeiten im Niedriglohnsektor oder Ein-Euro-Jobs, die diesen Gruppen offenstehen. So ist die Lebens- und Arbeitssituation der neun von uns interviewten hochqualifizierten Frauen, die in den Jahren 2015 und 2016 nach Deutschland flüchteten, durch mannigfache Hürden beim Zugang zum Arbeitsmarkt gezeichnet. Die Frauen übten Minijobs und Praktika aus oder absolvierten ein Studium, in der Hoffnung auf eine bessere Chance am Arbeitsmarkt. Keiner gelang ein ihren Aspirationen und Qualifikationen gemäßer Einstieg in den Arbeitsmarkt. Die unzureichende Arbeitsmarktintegration ist u. a. Resultat des langwierigen Vermittlungsprozesses, langer Asylverfahren, des Prozesses der beruflichen Anerkennung und des späten Zugangs zu Sprachkursen. Sowohl unsere Befunde als auch die Ergebnisse anderer Studien zeigen, dass der Einstieg in den Arbeitsmarkt entweder gar nicht, stark zeitverzögert oder nicht im erlernten Berufsfeld gelingt. Ein wesentlicher Faktor ist der Prozess der beruflichen Anerkennung: Geflüchtete sehen sich mit einem differenzierten Berufsgruppensystem konfrontiert, im Herkunftsland erworbene Qualifikationen und praktizierte Berufsfelder lassen sich kaum übertragen. Die Folge ist nicht selten eine Beschäftigung weit unter ihrem Kompetenzniveau (Farrokhzad / Scherschel / Krämer 2022). Die fehlende Sprachpraxis im Alltag wird auch bedingt durch die von der Außenwelt weitgehend isolierte Unterbringung in Sammelunterkünften.

Prekäre Arbeitsverhältnisse stellen angesichts dieser Hürden oftmals eine schnell zu realisierende Möglichkeit des Gelderwerbs dar. Leben die Frauen in Partnerschaften, werden ihre Partner*innen eher als Arbeitsmarktakteure adressiert. Die geschlechterstereotype Ausrichtung des Vermittlungssystems verschlechtert die Lage der Frauen am Arbeitsmarkt zusätzlich (Scherschel / Krämer 2020a; Scherschel / Krämer 2020b).

Prekäre Beschäftigungsverhältnisse sind das aktivierungspolitische Angebot an die geflüchteten Frauen. Diese bergen in hohem Maße das Risiko, den Aufenthalt zu gefährden, da sie wenig integrative Kraft für eine gesellschaftliche Teilhabe besitzen und kaum eine weitgehend selbstständige Sicherung des Lebensunterhaltes erwarten lassen. Das arbeitsmarktpolitische Leitbild des *adult worker* wird in der Realität von einer geschlechterstereotypen Vermittlungspraxis, einem geschlechtlich segregierten Arbeitsmarkt und den unzumutbaren Rahmenbedingungen des Aufenthaltes dieser Gruppe eingeholt.

5. Fazit

Prekarisierung lässt sich aus unterschiedlichen Perspektiven analysieren. Das Augenmerk kann sich auf die Dynamiken richten, die Prekarisierung hervorbringen, oder aber es kann aus Perspektive der von Prekarisierung betroffenen Gruppen analysiert werden. Oben exemplarisch skizzierte Befunde aus empirischen Studien mit Fluchtmigrant:innen zeigen, dass erst durch die Analyse des wechselseitigen Zusammenwirkens von Prekarisierungsprozessen, Aktivierungspolitiken und Neujustierungen der Migrations- und Genderregime die spezifischen Gefährdungen sichtbar gemacht werden können. In solche Reflexionen fließen die feministischen Interventionen von Brigitte Aulenbacher insofern ein, als ihre frühe Kritik am Androzentrismus und Eurozentrismus der Prekaritätsdebatte den Blick für weitere soziale Gruppen geöffnet hat. Ihr Plädoyer, gesellschaftliche Verhältnisse im Horizont der strukturierenden Trias Gender, Class und Ethnie zu analysieren, hat zugleich das Zusammenspiel verschiedener Ungleichheitsordnungen im Visier. Instruktiv sind die Studien von Peter Birke und Johanna Neuhauser, die mit dem Begriff der „multiplen Prekarität" versuchen, die Vielschichtigkeit ineinandergreifender Politiken und Mechanismen deutlich zu machen. Forschungspolitisch muss zwischen den als prekär charakterisierten Arbeitsverhältnissen und den prekären Lebenslagen, in denen diese ausgeübt werden, unterschieden werden. Letztere konstituieren sich nie ausschließlich durch arbeitsmarktpolitische Bedingungen, sondern durch weitere Politiken, wie sie oben angesprochen wurden.

Unter migrationspolitischen Gesichtspunkten wird Erwerbstätigkeit maßgeblich für Bleibe- und je nach individuellem Fall für Überlebenschancen, wenn, wie im Zuge jüngster Regelungen, als Voraussetzung für ein Aufenthaltsrecht eine den Lebensunterhalt sichernde Erwerbstätigkeit von geduldeten Flüchtenden gefordert wird. Unter den Bedingungen von Prekarisierung und aufenthaltsrechtlichen Restriktionen wird der Zugang zu Bildung und Arbeit für Geflüchtete zur Sisyphusarbeit. Erwerbsarbeit, die gesellschaftlich zentrale Integrationsfunktionen erfüllen sollte, wandelt sich unter diesen Bedingungen vom Garanten sozialer Teilhabe zum Exklusionsrisiko und abschiebepolitischen Baustein.

Literatur

Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, Robert / Dörre, Klaus (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt / New York: Campus Verlag. S. 65–80.

Aulenbacher, Brigitte (2013): Ökonomie und Sorgearbeit Herrschaftslogiken, Arbeitsteilungen und Grenzziehungen im Gegenwartskapitalismus. In: Appelt, Erna / Aulenbacher, Brigitte / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 105–126.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne (2019): Prekaritäten: internationale Forschung zu globalen Ungleichheiten, Ungleichzeitigkeiten und Geschlecht. In: Kortendiek, Beate / Riegraf, Beate / Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS. S. 813–822.

Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (2021): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Einleitung. In: Aulenbacher, Brigitte / Lutz, Helma / Schwiter, Karin (Hrsg.): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz Juventa. S. 7–18.

Aulenbacher, Brigitte / Meuser, Michael / Riegraf, Birgit (2012): Geschlecht, Ethnie, Klasse im Kapitalismus – Über die Verschränkung sozialer Verhältnisse und hegemonialer Deutungen im gesellschaftlichen Reproduktionsprozess. In: Berliner Journal für Soziologie 22, H. 1, S. 5–27. https://doi.org/10.1007/s11609-012-0181-4.

Birke, Peter / Neuhauser, Johanna (2021): Migrantische Arbeit unter Covid-19: Leerstellen in der Arbeitssoziologie, Arbeits- und Industriesoziologische Studien 14, H. 2, S. 59–69. https://doi.org/10.21241/ssoar.75432

Birke, Peter / Neuhauser, Johanna (2023): Migration und Prekarität in der Pandemie. In: Zeitschrift Arbeit 32, H. 1, S. 3–26.

Birke, Peter / Carstensen, Lisa / Huke, Nikolai / Riedner, Lisa (2024) (Hrsg.): Geteilte Arbeitswelten. Konflikte um Migration und Arbeit. Beltz Juventa. Weinheim Basel.

Biskamp, Floris / Scherschel, Karin (2022): Demokratischer Wohlfahrtsstaat, Migration und struktureller Rassismus: Eine Verhältnisbestimmung. In: Glathe, Julia / Gorriahn, Laura (Hrsg.): Demokratie und Migration. Konflikte um Migration und Grenzziehungen in der Demokratie. Baden-Baden: Nomos. S. 87–116.

Brinkmann, Ulrich / Dörre, Klaus / Röbenack, Silke / Kraemer, Klaus / Speidel, Frederic (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Booth, Melanie / Dörre, Klaus / Haubner, Tine / Marquardsen, Kai / Scherschel, Karin / Schierhorn, Karen (2012): Bewährungsproben für die Unterschicht: Wirkungen aktivierender Arbeitsmarktpolitik. In: Best, Heinrich (Hrsg.): Aufbruch der entsicherten Gesellschaft. Deutschland nach der Wiedervereinigung. Frankfurt a. M.: Campus. S. 347–368.

Bourdieu, Pierre (1998): Prekarität ist überall. In: Bourdieu, Pierre (Hrsg.): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstandes gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: UVK Universitätsverlag. S. 96–102.

Butler, Judith (2005): Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Carstensen, Lisa / Birke, Peter / Huke, Nikolai / Riedner, Lisa (2024 i. E.): Sammelband Migration und Arbeit. Konflikte im Spannungsfeld von Rassismus, Klasse und Geschlechterverhältnissen. Im Erscheinen. Weinheim: Beltz Juventa.

Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK.

Farrokhzad, Schahrzad / Scherschel, Karin / Krämer, Anna (2022): Geflüchtete Frauen im Qualifizierungs- und Beschäftigungssystem – Befunde, Hürden und Perspektiven. In: Farrokhzad, Schahrzad / Scherschel, Karin / Schmitt, Melanie (Hrsg.): Geflüchtete Frauen. Analysen – Lebenssituationen – Angebotsstrukturen. Wiesbaden / Heidelberg: Springer VS. S. 91–118.

Fauser, Margit (2023): Gegen die Prekarität ist der Kampf der einzige Weg. Migration und Arbeit in Zeiten fortgeschrittener Globalisierung und Unsicherheit. In: Seeliger, Martin (Hrsg.): Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft. Weinheim: Beltz Juventa. S. 61–82.

Goebel, Simon (2024 i. E.): (Keine) Wege aus der Duldung. Das Verhältnis von Arbeitsmarktpolitik und Ordnungspolitik am Beispiel der Bleiberechtsregelungen, in: Borrelli, Lisa M. / Kurt, Stefanie / Ratzmann, Nora (Hrsg.): Die Verschränkung von Migrationskontrolle und Sozialpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Bielefeld: transcript.

Huke, Nikolai (2024 i. E.): Die Ausbildungsduldung im Spannungsfeld von Arbeitskraftausbeutung und Abschiebeorientierung. In: Birke, Peter / Carstensen, Lisa / Huke, Nikolai / Riedner, Lisa (2024) (Hrsg.) Geteilte Arbeitswelten. Konflikte um Migration und Arbeit. Beltz Juventa. Weinheim Basel. S. 100–116.
Jürgens, Kerstin (2010): Deutschland in der Reproduktionskrise. In: Leviathan 38, h: 4, S. 559–587.
Loschert, Franziska / Kolb, Holger / Schork, Franziska (2023): Prekäre Beschäftigung – prekäre Teilhabe. Ausländische Arbeitskräfte im deutschen Niedriglohnsektor. SVR-Studie 2023–1, Berlin.
Marchart, Oliver: (2013): Die Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste. Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung. Bielefeld: transcript.
Mayer-Ahuja, Nicole / Nachtwey, Oliver (2021) (Hrsg.): Verkannte Leistungsträger:innen. Berichte aus der Klassengesellschaft. Berlin: Suhrkamp Verlag.
Riegraf, Birgit (2010): Soziologische Geschlechterforschung: Umrisse eines Forschungsprogramms. In: Aulenbacher, Brigitte / Meuser, Michael / Riegraf, Birgit (Hrsg.): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag. S. 15–32.
Schammann, Hannes (2017): Eine meritokratische Wende? Arbeit und Leistung als neue Strukturprinzipien der deutschen Flüchtlingspolitik. In: Sozialer Fortschritt 66, H. 11, S. 741–757.
Scherschel, Karin (2017): Citizenship by work? Arbeitsmarkpolitik im Flüchtlingsschutz zwischen Öffnung und Selektion. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 46, H.183, S. 245–265. https://doi.org/10.32387/prokla.v46i183.112.
Karin / Streckeisen, Peter / Krenn, Manfred (Hrsg.): (2012): Neue Prekarität. Die Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik – europäische Länder im Vergleich. Campus Verlag. Frankfurt am Main.
Scherschel, Karin (2018): An den Grenzen der Demokratie – Citizenship und Flucht. In: Berliner Journal für Soziologie 28, H. 1–2, S. 123–149. https://doi.org/10.1007/s11609-018-0366-6.
Scherschel, Karin / Jungwirth, Ingrid (2010): Ungleich prekär – Zum Verhältnis von Arbeit, Migration und Geschlecht. In: Manske, Alexsandra / Pühl, Katharina (Hrsg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 110–132.
Scherschel, Karin / Krämer, Anna (2020a): Flucht in die Aktivierung: empirische Befunde einer qualitativen Studie zum Arbeitsmarktzugang von hochqualifizierten geflüchteten Frauen. In: Binner, Kristina / Scherschel, Karin (Hrsg.): Fluchtmigration und Gesellschaft. Von Nutzenkalkülen, Solidarität und Exklusion. Weinheim: Beltz Juventa. S. 169–189.
Scherschel, Karin / Krämer, Anna (2020b): Prekarität, Gender und Flucht. In: Dackweiler, Regina-Maria / Rau, Alexandra / Schäfer, Reinhild (Hrsg.): Frauen und Armut. Feministische Perspektiven. Opladen / Berlin / Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 342–360.
Spindler, Susanne / Langhoop, Gesa / Madjlessi-Roudi, Sara / Mayer, Marina / Ataç, Ilker / Scherschel, Karin (2024, i. E.): „Leider ist es sinnvoll, das Mädel macht jetzt eine Ausbildung" – Soziale Arbeit mit jungen Menschen in Duldung unter Zugzwängen des Migrationsregimes. In: Middendorf, Tim / Parchow, Alexander (Hrsg.): Junge Menschen in prekären Lebenslagen. Theorien und Praxisfelder der Sozialen Arbeit. Im Erscheinen. Weinheim: Beltz Juventa.
Stuth, Stefan / Schels, Brigitte / Promberger, Markus / Jahn, Kerstin / Allmendinger, Jutta (2018): Prekarität in Deutschland?! Discussion Paper P 2018–004 Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

(Bildungs-)Biografische Narrationen in der postmigrantischen Gegenwartsgesellschaft

Kategoriale Zumutungen und Praktiken der Divergenz[1]

Susanne Völker

1. Einleitung

Ein wichtiges Anliegen der Arbeiten Brigitte Aulenbachers ist, Entwicklungen in gesellschaftlichen Teilfeldern – etwa der Erwerbsarbeit und/oder der Sorge – in eine feministische Gesellschaftsanalyse und Kapitalismuskritik einzubetten. Dabei geht es ihr wesentlich darum, Transformationen kapitalistischer Gegenwartsgesellschaften zu theoretisieren und auf den Begriff zu bringen. In ihrer Analyse aktueller westlicher marktradikaler Kapitalismusvarianten richtet sie den Blick auf die Formierungen des Sozialen und diskutiert damit auch (Un-)Gerechtigkeitsfragen und Effekte der meritokratischen Illusion. In einem jüngeren Beitrag, in dem sie sich in Anschluss an den Ökonomen Karl Polanyi mit historischen und aktuellen Transformationen der kapitalistischen Marktgesellschaft auseinandersetzt, erwähnt sie einen Aspekt, den ich zum Ausgangspunkt meines Beitrags machen möchte: die „Verschiebungen in den Ungleichheitsverhältnissen in Bezug auf die bürgerliche Gleichheits- und die ökonomische Ungleichheitsordnung, z. B. Gleichheitsgewinne von Frauen, Migrant_innen und weiteren diskriminierten Gruppen (Sauer 2014, 2016)“ (Aulenbacher 2020, S. 30).

In Bezug auf eine „bürgerliche“, vielleicht konkreter auf eine liberal legitimierte „Gleichheitsordnung“ konstatiert Aulenbacher „Gleichheitsgewinne“. Gemeint sind damit erweiterte Zugänge und Präsenzen (etwa in Erwerbspositionen oder in Bildungsinstitutionen) von Angehörigen „diskriminierte[r] Gruppen“, die sich aufgrund der Anerkennung von gleichen (Menschen-)Rechten des Bürgers (das generische Maskulinum ist Absicht) als formal nicht abzuweisender Anspruch eröffnen. Wie allerdings verhält sich dieser „Gleichheitsanspruch“ zu den konstatierten „diskriminierten Gruppen“, die gerade das Produkt der Unterscheidung, der Differenzsetzung, der Ungleichheit sind? Anders formuliert: Der Bezug auf bürgerliche Gleichheit als Fundament von Zugängen und Rechten fordert Grenz-

1 Ich danke Asmaa El-Hafsi, Jihane Mhamdi, Elif Rojin Senpalit, Stephan Trinkaus und den Herausgeberinnen des Bandes Kristina Binner und Fabienne Décieux für Lektüre und Kommentierung der Vorfassungen dieses Textes, die mir sehr weitergeholfen haben. Für die Unzulänglichkeiten des Textes bin ich selbstverständlich allein verantwortlich.

ziehungen und die Konstruktion von Gruppen der Differenz und produziert damit fragile (Pseudo-)Zugänge, die fortwährend ent-täuscht werden.

Ich teile den zeitdiagnostischen Ausgangspunkt der Verschiebungen und partiellen Gewinne Brigitte Aulenbachers und möchte ihn zugleich mit Ansätzen und Perspektiven ins Gespräch bringen, die dualistische Kategorien und Gruppenkonstruktionen sowie Gleichheit als situierten Fluchtpunkt der bürgerlichen Moderne problematisieren.

Mit Blick auf „diskriminierte Gruppen" spricht Brigitte Aulenbacher über eine doppelte „Realität", vielleicht könnte eine:r auch sagen, eine systematische, permanent changierende Un/Bestimmtheit, zwischen sozial konstruierten Gruppen und den praktischen Antworten deren, die mittels dieser Konstruktionen adressiert werden und mit diesen nicht identisch sind. Es ist also einmal die Realität einer sozial konstruierten Gruppe – „die" „Frauen", „die" „Migrant:innen" –, die über dualistisch und hierarchisch organisierte Zuschreibungen homogenisiert und positioniert wird als ein materialisiertes, spezifisch verkörpertes Phantasma einer gesellschaftlich integrierten, homogenen sozialen (Unter-)Ordnung. Und es ist zum anderen die Realität der divergenten Situierungen, Eingebundenheiten und sozialen Praktiken jener, die mit diesem sozial konstruierten Phantasma identifiziert werden und – darauf antwortend und/oder sich entkoppelnd – jeweils ihre spezifischen Selbst- und Weltverhältnisse irgendwie hervorbringen.

Diese Nichtübereinstimmung zwischen machtvollen Platzanweisungen und gelebten Bezügen auf die zuschreibenden und zugleich verfehlenden Ordnungskategorien, diese systematische Un/Bestimmtheit verunmöglichen einen „unschuldigen" (Haraway), affirmativen Umgang mit den Gruppenkategorien. Die Einsprüche kritischer Migrationsforscher:innen und post- oder dekolonialer Wissenschaftler:innen weisen darauf hin, dass die Ungleichheitskategorie Migration a) homogenisiert, b) inhaltlich zugleich über- und unterdeterminiert ist (Wer ist mit der ersten, zweiten oder dritten Generation Migration gemeint? Was soll damit markiert, was aufgeklärt werden?), c) rassifiziert (durch kulturelle und/oder phänotypische Zuschreibungen und Klassifikationen), d) verandert[2] (d. h., Akteur:innen, denen Migrationserfahrungen unterstellt werden, werden in dem Dualismus „Wir" und die „Anderen" als „Andere" hergestellt [vgl. El-Tayeb 2016; Fereidooni/El 2017; Yıldız 2018]) und e) nicht zuletzt mit weiteren Kategorien der Differenzsetzung verschaltet ist (bspw. „muslimisch" im Sinne etwa von muslimisch versus christlich im Rahmen eines antimuslimischen Rassismus; vgl. Amir-Moazami 2016; Attia 2017; Karabulut 2020).

Wie also über die Zumutungen der Zuschreibungen und der hierarchisierenden Differenzsetzung schreiben, ohne die Zuschreibungen zu affirmieren und ohne ihre Wirkmacht zu ignorieren? In diesem Beitrag möchte ich im folgen-

2 Der Begriff verandert bezieht sich auf das kritische Konzept des Othering.

den zweiten Kapitel die Zeitdiagnose der „Postmigrantischen Gesellschaft" (vgl. Foroutan 2019; Foroutan, Karakayali, Spielhaus 2018; Yıldız 2018; Yıldız 2020) als grundlegende gesellschaftsanalytische Perspektive aufgreifen, die die Relevanz von Migration, Mobilität und Transnationalität als gesamtgesellschaftlich (neu) wahrnehmbare Phänomene betrachtet und das Arbeiten mit personalisierten, dualistischen Kategoriensystemen und Gruppenkonstruktionen hinter sich lässt. Gesucht wird damit auch nach theoretischen Impulsen und Konzepten, die unterschiedliche Einbindungen und Verortungen in ihrer Divergenz zu berücksichtigen vermögen. Hierzu möchte ich mit Rückgriff auf die feministische Wissenschaftsforschung ein Angebot machen. Anschließend werde ich im dritten Kapitel vor dem Hintergrund der sozialen Verschiebungen in der Postmigrantischen Gesellschaft Forschungsimpulsen nachgehen, die von Studierenden der Universität zu Köln im Rahmen der Methodenausbildung formuliert worden sind. Die so entstandene Studie befasst sich mit (Bildungs-)Biografien von Studierenden, die als Person migrantisiert werden und/oder sich im Hinblick auf eine Migrationsgeschichte verorten und die sich in sehr unterschiedlicher Weise als muslimisch positionieren. Ein hier zentral verhandeltes Thema sind die unterschiedlich situierten Erfahrungen der Ent-Täuschung in Bildungsinstitutionen.

Abschließend wird im vierten Kapitel gefragt, mit welchen Konzepten empirisch divergierende Praktiken analytisch gut beschrieben werden können. Ist es möglich, den Filz der Kategorisierungen zu benennen und zugleich zu unterlaufen? Werden die praktischen Verhandlungen der Zuschreibungen durch die Befragten sichtbar? Diese Fragen sind Teil einer intensiven, über diesen Beitrag hinausreichenden, theoretisch-methodologischen Debatte im Forschungsfeld (vgl. dazu jüngst Siouti et al. 2022) darüber, was Forschung in der Postmigrantischen Gesellschaft macht – und woran sie sich beteiligen sollte.

2. Zeitdiagnose „Postmigrantische Gesellschaft" – Grenzobjekte und divergente Praktiken statt differente Gruppen

Die Zeitdiagnose der bundesdeutschen Gegenwartsgesellschaft als „postmigrantisch" wird seit den 2010er-Jahren u. a. im Zusammenhang der sozial- und erziehungswissenschaftlich ausgerichteten kritischen Migrationsforschung (vgl. etwa Foroutan 2018; Tuider 2020; Yıldız 2018; Yıldız 2020) diskutiert. Mit der Charakterisierung „postmigrantisch" wird in den Mittelpunkt gerückt, dass die Analyse kapitalistischer Gesellschaften des globalen Nordens mit „Migration" nicht einfach eine zusätzliche Dimension spezifischer Herausforderungen gewinnt, d. h. Migration nicht einfach an bestimmte Gruppen zu adressieren ist, sondern dass Gesellschaft treffender *„aus der Perspektive und Erfahrung*

von Migration" (Yıldız 2020, S. 34, H.i.O.) zu denken ist. Die Zeitdiagnose der Postmigrantischen Gesellschaft akzentuiert Migrationserfahrungen als gesamtgesellschaftlichen „Normalfall" nicht erst der jüngsten Gegenwart (vgl. El-Tayeb 2016). Das „Post" bezieht sich also keineswegs auf eine zeitliche Abfolge, gar auf ein Ende weltweiter Mobilitäten oder ein künftiges Überwinden von Migration als eines vermeintlich „problematischen Phänomens", „sondern [auf] das Überwinden des restriktiven Umgangs mit Migration in allen gesellschaftlichen Bereichen" (Yıldız 2018, S. 48).

„Postmigrantisch" setzt damit auf einen Perspektivenwechsel in der Charakterisierung und Bewertung von Migrations- und Mobilitätsbewegungen, der alle Gesellschaftsmitglieder (wenn auch in unterschiedlicher Gestalt) betrifft. Dieser Perspektivenwechsel, die Normalisierung von Migration, ist ein Einsatz gegen die fortdauernde Konstruktion von Gruppen und Veranderungen (Othering) über Dualismen wie einheimisch – ausländisch, wir – andere, modern – traditionell. „Das ‚Postmigrantische' wird damit zum Kampfbegriff gegen eine ‚Migrantisierung' und Marginalisierung von Menschen, die sich als integraler Bestandteil der (Welt-)Gesellschaft sehen" (Yıldız 2020, S. 37).

Impulse für eine solche, Konzepte transformierende, postmigrantische Perspektive stellen aus meiner Sicht zwei Begriffe bereit, die in feministischen Zusammenhängen entwickelt wurden und den Dualismus von Gleichheit und Differenz überschreiten: Die feministische Wissenschaftshistorikerin und Philosophin Isabelle Stengers spricht in ihren Arbeiten von *Divergenz* statt Differenz und zielt damit auf ein Verständnis des Unterschiedlichen, des Nichtübereinstimmens, der Heterogenität, das sich in divergierenden Praxen und ihren Begegnungen herstellt, sich aber eben nicht aus differenten Entitäten speist (vgl. Stengers 2018). Die Anthropologin Marisol de la Cadena nimmt in einem kurzen Text zu dem von Mario Blaser und ihr geprägten Neologismus der *Uncommons* auf den Divergenz-Begriff Stengers' Bezug: „Uncommons does not work through sameness or its twin, difference; it does not emerge from constitutive commonality. Rather, participant entities may become into commonality without becoming the same. The conceptual condition underpinning uncommons is what Isabelle Stengers (2001) calls divergence: rather than a relation (of similarity or difference) between entities, divergence constitutes practices in their heterogeneity as they become together, even through each other, while remaining distinct." (Cadena 2018).

Bezogen auf postmigrantische Zusammenhänge impliziert dieses Verständnis der Divergenz auch eine Abkehr vom Paradigma der Integration, der Einordnung unter ein einheitliches, integriertes gesellschaftliches Dach der „Gleichen", aus dem „Differentes" hinauskatapultiert wird. Stattdessen ginge es um ein Divergieren, das Stattgeben von vielen (menschlichen und nichtmenschlichen) Welten (Law). Die 2010 verstorbene STS-Forscherin und Soziologin Susan Leigh Star (1990/91/2017) hat bereits seit den 1990er-Jahren eine Divergenz ermöglichende,

„kategoriale Arbeit" unternommen, in der sie Technikforschung mit dekolonialen Theorien Schwarzer Feminist:innen und Women of Color sowie Queer Theory zusammenbrachte und Methoden der Beachtung heterogener, nichtkonsensueller Welten entwickelte (vgl. dazu auch Völker 2022). Stars bekanntestes Konzept ist sicher das der *Grenzobjekte* (*boundary objects*). „Wir" (ein heterogenes, relationales, nicht identisches Wir) sind Teil unterschiedlicher – keineswegs allein menschlicher, sondern beispielsweise technologischer – Praxisgemeinschaften oder sozialer Welten und können zugleich mehreren, durchaus auch konfligierenden sozialen Welten angehören. Ein Grenzobjekt ist ein Objekt, das unterschiedliche Verbindungen zu schaffen und unterschiedliche Akteur:innen einzubinden vermag, ohne deren Divergenz und Lokalität auszulöschen (vgl. Trinkaus 2022).

> „Grenzobjekte sind jene Objekte, die in mehreren Praxisgemeinschaften zu Hause sind und die jeweiligen Informationsbedürfnisse befriedigen. Grenzobjekte sind daher plastisch genug, um sich lokalen Bedürfnissen und Einschränkungen mehrerer Parteien anzupassen, doch zugleich robust genug, um an allen Orten eine gemeinsame Identität zu bewahren. Sie sind schwach strukturiert in der gemeinsamen Nutzung und werden stark strukturiert in der individuellen Nutzung" (Bowker / Star 1999/2017, S. 179).

Es geht also um Objekte, die Zusammenhänge schaffen, Kleines, Spezifisches verbinden und „vergrößern" (Scaling Up), ohne die lokalen Kontexte auszublenden – d. h. stark strukturiert, konkret sind im Spezifischen und einen offeneren, Divergenz ermöglichenden gemeinsamen Bezugspunkt darstellen. Grenzobjekte machen so die Beteiligung gerade von marginalisierten, prekarisierten, nicht wahrgenommenen Leben in lokalen, lokalisierten, situierten Verbindungen und Situationen möglich. Star und Geoffrey Bowker insistieren darauf, dass ein solches, heterogene soziale Einbindungen praktisch ermöglichendes Grenzobjekt zugleich eine wissenschaftliche, kategoriale Arbeit forciert, bei der Kategorien nicht einfach abstrakt, universell sind, sondern inhärent hybrid und divergent.

„Divergenz", „Uncommons" und „Grenzobjekte" stellen damit m. E. Konzepte bereit, die zu einer postmigrantischen Analyse nichtdualistischer, nichtessentialisierter oder -kulturalisierter Praktiken in einer gemeinsam geteilten Welt beitragen: „to avoid cancelling divergence, we propose the uncommons as the heterogeneous grounds where negotiations take place toward a commons that would be a continuous achievement" (Blaser / Cadena 2018, S. 18).

3. Partielle/temporäre Öffnungen, Grenzobjekt Ent-Täuschung und divergierendes Antworten

Im April 2023 macht das ifo-Institut München mit Berechnungen der Daten des Microzensus durch im Rahmen des ifo-„Ein Herz für Kinder"-Chancenmonitor Schlagzeilen (ZEIT ONLINE vom 18.4.2023): demnach hingen die ungleichen Chancen von Kindern, ein Gymnasium zu besuchen, gravierend mit den Bildungsabschlüssen ihrer Eltern, der ökonomischen Situation und auch mit der Familienkonstellation des „Alleinerziehens" zusammen, die Kategorie „Migrationshintergrund" spiele dagegen keine (signifikant differenzierende) Rolle (vgl. dazu Wößmann et al. 2023). Wenngleich Befunde der langjährigen rassismuskritischen Schul- und Bildungsforschung (vgl. etwa Karabulut 2020; Massumi 2019) die massiven Benachteiligungen und Diskriminierungen von Schüler:innen gerade auch im Übergang zur höheren Bildung belegen und zeigen, dass Kinder und Jugendliche tagtäglich (auch) in Bildungsinstitutionen auf mehr oder weniger subtile, affektive Konglomerate von kulturellen, religiösen Verdächtigungen und irgendwie phänotypisch motivierten Zuschreibungen und strukturellen Rassismus treffen, scheint sich zugleich dennoch etwas an den Schulen und Hochschulen zu verändern.

Partielle Verschiebungen in den Zugänglichkeiten zu Bildungsinstitutionen sind verursacht durch erkämpfte Inanspruchnahmen der Schüler:innen und Studierenden selbst, durch unterschiedliche Interventionen mittels Selbstorganisationen, durch die hohen Bildungsaspirationen der Elterngeneration und in bedingtem Maße durch institutionelle Initiativen (beispielsweise von Mentoringprogrammen in der Ambivalenz der Ermutigung und Unterstützung eingebrachter Interessen und Fähigkeiten *und* zugleich der Herstellung von An-„Passung" an institutionelle Form[ierung]en).

Wichtige Impulse für die Analyse von Öffnungen von und Ausgrenzungen aus Bildungsinstitutionen in der Postmigrantischen Gegenwartsgesellschaft setzen die Studierenden selbst. So brachten beispielsweise Teilnehmer:innen von Methodenveranstaltungen im Rahmen des Lehramtsstudiums an der Universität zu Köln zum Thema Bildungsbiografien und intersektionale Ungleichheiten ihre Erfahrungen der Ent-Täuschung ein. „Ent-Täuschung" war das gemeinsame und zugleich inhaltliche Divergenz ermöglichende Grenzobjekt und bezog sich einerseits auf die selbstverständliche Zugänglichkeit von Bildungsinstitutionen und Professionsoptionen und andererseits auf das Ereignis des Fremdwerdens, des Anders-gemacht-Werdens und damit der gesellschaftlichen Forderung nach besonderen Passungsleistungen. Ent-Täuschung wurde insbesondere auch von Studierenden thematisiert, für die Migration und/oder Religion, konkret die

heterogenen Praxen des „Muslimischseins“[3], bezogen auf sich selbst oder auf familiale Zusammenhänge von außen herangetragene Zuschreibungen und häufig auch Selbstverortungen waren. Dabei sind die diskriminierenden, verandernden Differenz- und Ungleichheitskategorien „Migration“ oder „Muslimischsein“ eben nicht identisch mit den Selbstverortungen, sie stimmen nicht überein und sind zugleich nicht unabhängig voneinander, sondern artikulieren sich als verkörperte und praktizierte Beziehungen.

Mit dem Projekt „Erste Generation Universität in der (post)migrantischen Gegenwartsgesellschaft – Bildungserfahrungen und Gelegenheitsstrukturen muslimischer Studierender an der Universität zu Köln“[4] haben wir, Jihane Mhamdi, Elif Rojin Senpalit und ich, versucht, diese Impulse aufzunehmen. Das Projekt knüpfte gleichzeitig an die Bachelor-Arbeit „Eingeschränkte Träume? Soziale Ungleichheit und Bildung“ (Mhamdi/Senpalit 2020) an, in denen Interviews mit Schüler:innen im Mittelpunkt standen.

3.1 Grenzobjekt Ent-Täuschung – Interview mit Souhaila

Im Folgenden wird das Grenzobjekt „Ent-Täuschung“ beschrieben, wie es als spezifisches Ereignis, als konkrete soziale Zumutung und er/gelebte Erfahrung in einem Interview narrativ re- und kokonstruiert wird und wie die Befragte mittels ihrer biografischen Selbstverortungen darauf *in praxi* antwortet. Ent-Täuschung als Grenzobjekt ist etwas von vielen Befragten gemeinsam Geteiltes und zugleich

3 Vgl. zur Problematik der Kategorie des „Muslimischseins“ die instruktive Diskussion in der bislang unveröffentlichten Masterarbeit „Eine Analyse der biografischen Bedeutung von Bildung für muslimische Studierende – Erwartungen, Erfahrungen und Perspektiven von Studierenden einer ersten Generation an der Universität“ von Jihane Mhamdi und Elif Rojin Senpalit (2023, S. 4–17).

4 Das Projekt wurde von Juli 2021 bis Juli 2023 aus Mitteln der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln und des Lehrbereichs Methoden der Bildungs- und Sozialforschung/Gender Studies finanziert, für den Projektzusammenhang verantwortlich war Susanne Völker. Die 26 narrativ-biografischen Interviews mit Studierenden wurden von den Projektmitarbeiterinnen Jihane Mhamdi und Elif Rojin Senpalit geführt. Ohne sie und die große Bereitschaft der Studierenden, sich auf die Interviews einzulassen, hätte es dieses Projekt nicht gegeben! Allen Beteiligten sei hier sehr herzlich gedankt!
Alle weiteren Schritte des Projekts von der Entwicklung des Forschungsinstruments, der Auswahl der theoretischen und methodologischen Texte, der Konzipierung und Durchführung der beiden „kollaborativen“ (vgl. dazu Tsing 2018, S. 45 ff.) Forschungswerkstätten mit Lehramtsstudierenden, der Verständigung über Auswertungsmethoden und Auswertungsergebnisse wurden gemeinsam entwickelt und umgesetzt. Die erste Forschungswerkstatt wurde zudem von der Kollegin Prof.in Dr.in Mona Massumi maßgebend mitkonzipiert und geleitet; bei der zweiten Forschungswerkstatt war Asmaa El-Hafsi, Masterstudentin an der UzK, in die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung mit eingebunden und hat die Werkstatt entscheidend mitgestaltet.

spezifisch Gedeutetes und Gelebtes. Dabei spielt zur Schulzeit vieles eine Rolle: die Bildungsambitionen der Eltern, das Eingebundensein in die Peers, die Schulkultur und das Handeln von Lehrkräften, die Erfahrung von Zugehörigkeit und/oder Aus-/Abgrenzung. Ent-Täuschung zeigt auch, dass die Partizipation an Bildungsinstitutionen und -prozessen nicht selbstverständlich, sondern fragil und begrenzt ist – und eines offenbar nicht erlaubt: Divergenz oder divergente Situierungen. Die Bildungsinstitutionen hierzulande sind grundlegend auf Homogenität, Gleichheit und in diesem Sinne Integration aus. Divergenz und heterogene Situierungen werden in Differenz umgewandelt. Gerade auch für die berufliche Perspektive des Lehramts und als Verkörperung von Staatlichkeit und autorisiertem Sprechen scheinen *Bodies of Color*, muslimische Situierungen (vgl. dazu auch Stošić/Rensch 2022), mehrheimische Verortungen nur sehr bedingt tolerabel zu sein. Entsprechend verdichten sich immer wieder die Erfahrungen der fallenartigen, unvermittelten Schließung vermeintlich offenstehender Bildungs- und Professionsmöglichkeiten, der Ent-Täuschung. Es ist für viele Befragte eine geteilte Erfahrung der Fragilität, des Herauskatapultiertseins, des Nicht-erscheinen-Könnens. Es ist die Verunmöglichung von Divergenz in den Strukturen der Homogenisierung, die Erfahrung der symbolischen Gewalt und das Wissen um Täuschung, die das Grenzobjekt Ent-Täuschung beschreiben.

In dem Interview mit Souhaila[5], einer Studentin für Lehramt in den Fächern Deutsch und Englisch, wird Ent-Täuschung als konkrete Situation und zugleich redundante Erfahrung erzählt:

> „Ich hab' ein konkretes Beispiel, wo ich ein Praktikum machen wollte an einer Grundschule. […] ich bin hingegangen und ich war total nervös, weil ich dachte mir: ‚*Oh Gott, die werden mich eh nicht annehmen mit Kopftuch.*' Zu dem Zeitpunkt galt noch das Kopftuchverbot bei einzelnen Schulen. Das heißt, jede Schule konnte selbst entscheiden und ich so: ‚*Okay. Vielleicht ist diese Schule anders*' und ich ging hin. Es war tatsächlich meine Grundschule, wo ich auch hingegangen bin. Und ähm ich ging hin und die Frau war so: ‚*Ja, kein Problem. Kommen Sie rein*' dies das. Wir haben alles besprochen und mein Herz war am Klopfen. Ich so: ‚*Oh Gott. Oh Gott. Die wird nein sagen.*' und sie: ‚*Ja gut, Sie können anfangen, übernächste Woche.*' Ich war voll schockiert, ich so: ‚*Wow!*' und dann sagt sie: ‚*Sie müssen wohl ihr Kopftuch abnehmen.*' – Knapp vorbei. Also das war dann so ein Moment, wo ich mir gedacht habe: *Was?* Sie so: ‚*Ja. Das geht ja nicht. Ähm das ist ja auch ein religiöses Zeichen.*' und ich so: […] ‚*Okay ähm kann ich nicht annehmen. Ähm da muss ich wo anders hingehen*' und bin rausgerannt." (Souhaila, 7–8[6]).

5 Alle Namen im Interview sind pseudonymisiert, Ortsangaben anonymisiert und biografische Daten wurden verändert. Kursiv gesetzt sind Passagen, die in der Narration wörtliche Rede ausdrücken sollen.

6 Die Zahl bezieht sich auf die Seite der Transkription, das Pseudonym auf das Interview.

Ent-Täuschung erscheint in dieser Interviewpassage vielgestaltig: als zwar befürchtetes, aber bereits antizipiertes und damit vielleicht auch kontrollierbares Ereignis („*die werden mich eh nicht annehmen*"), als Situation der Unsicherheit und Fragilität der eigenen Rechte („jede Schule konnte selbst entscheiden") und als Hoffnung wider besseres Wissen („*Vielleicht ist diese Schule anders*"). Die Kommunikation mit „der Frau", der Verantwortlichen für Praktikumsplätze, ist bestimmt durch Doppelbödigkeit dessen, was verhandelt wird. So geht es vordergründig offenbar (dies wird narrativ nicht weiter ausgeführt) um Souhailas fachliche Eignung, ihr spezifisches Interesse am Praktikum. Unausgesprochen steht dabei die Frage im Raum, ob zugleich Differenzkonstruktionen und Veranderungen (Othering) situativ relevant gemacht werden: Wer „passt" in den Unterricht der Schule und darf als Praktikantin die Autorität der Lehrerin *in spe* beanspruchen? Gehört eine Frau, die ein religiöses Kopftuch trägt, dazu? Was bedeuten hier „gleiche" (Aus-)Bildungschancen? Souhailas Hoffnung auf Anerkennung von Fachlichkeit *und* Ermöglichung von Divergenz wird enttäuscht – und zwar in einer zeitlichen und inhaltlichen Dramaturgie, die die Verantwortung für den Ausschluss an sie gibt. Denn es findet zunächst eine Zusage aufgrund des Inhalts des Bewerbungsgesprächs statt („*Ja gut, Sie können anfangen, übernächste Woche.*") – um dann, in der Situation der Öffnung, des Vertrauens in die Kommunikation und in institutionelle Gleichheit, das Auslöschen divergenter Praktiken, die Aufgabe religiöser Rechte als quasi sich selbst verstehende Nebensächlichkeit zu fordern (und die Ungeheuerlichkeit/Drastik dieser Forderung zu dementieren): „*Sie müssen wohl Ihr Kopftuch abnehmen.*" Souhaila ist überraschenderweise zunächst „schockiert" über die Zusage einer Öffnung, auf die sie nicht wirklich zu hoffen gewagt hatte, um dann – auf den Platz der Veranderten zurückgewiesen – das Trügerische, Doppelbödige der Zusage zu spüren zu bekommen und der Situation zu entfliehen („bin rausgerannt").

3.2 Antworten als Stattgabe von Divergieren

Souhailas Umgehensweise mit immer wieder erneut aufbrechenden Ereignissen der Ausgrenzung, der (Mikro-)Aggressionen und der doppelbödigen Anrufungen ist ein Austarieren in Hinblick auf die eigenen Kapazitäten. So distanziert sie sich in vollem Verständnis für die Generation ihrer Mutter von deren Haltung des Aushaltens („Meine Mutter so: ‚*Ist halt so. – Kann man halt nichts machen.*'" [Souhaila, 8]) und wechselt zwischen der Sehnsucht nach kraftvollem Protest und Gegenwehr und dem Sichentziehen aus Situationen, die nicht abgrenzbare Gemengelagen von Rassismus, antimuslimischen Anfeindungen und Sexismus hervorbringen. Es ist ein – wie Souhaila sagt – „Hin und Her" zwischen der Suche nach „*safe spaces*", nach (Innen-)Räumen gemeinsam mit Menschen, die ebenfalls Erfahrungen des Verandert-werdens und von divergenten Praxen machen, und einem Au-

ßen, das durch ermüdende, kraftzehrende und erschöpfende Kämpfe bestimmt ist.

Die von ihr häufig gewählte Formulierung des „Versteckens" vor einem feindlichen Außen könnte als resignativer Rückzug, als ein Abfinden gelesen werden. Wenn Souhaila beschreibt, was sie in ihrem alltäglichen Handeln abwägt, wird sehr eindrücklich, wie sehr sie mit ihren Kräften haushalten muss:

> „Einerseits will ich zuhause bleiben und gar nicht mehr raus gehen und nicht darüber nachdenken. Andererseits will ich da raus und rumschreien: ‚*Hallo! Was soll das?*' ähm, aber es ist halt meistens dann so ein Hin- und Her. Und dann muss man noch darüber nachdenken: Okay, ich habe drei Geschwister, auf die ich aufpassen muss. Meine Mutter ist auch kaputt und am Ende und müde. Dazu kommt wieder das mit dem Migrationshintergrund rein. Mein Vater arbeitet, damit wir – leben und ein Dach über dem Kopf haben – so. Das heißt, von denen erwarte ich auch nicht, dass da irgendeine emotionale Stütze kommt also für mich persönlich, weil die komplett überfordert sind mit sich selbst." (Souhaila, 17).

„Verstecken" heißt dann eben (und dies ist die Interpretation, die ich nahelegen möchte und die die Debatten in den Forschungswerkstätten aufgreift), die aufoktroyierten Zumutungen nicht anzunehmen, sich den Situationen des „Ambitionen-Abtötens", des „Träume-Abtötens" (vgl. Souhaila, 9), des „Feststeckens im Loop" (vgl. Souhaila, 8) immer wieder stattfindender Zurückweisungen und Ausgrenzungen nicht auszusetzen, sondern andere Verbindungen einzugehen und tragfähige Situationen und Räume zu schaffen. Und das „Hin und Her" zwischen einem vermeintlich eindeutigen Gegensatz zwischen Außen und Innen wird in der Situierung der eigenen Person dann uneindeutig und überschreitet diese Dualismen hin zu einem Standhalten, einem Verkörpern der prekären, in sich widerstrebenden, partiellen, oben genannten „Gleichheitsgewinne" – eine Formulierung, die allerdings eher verdeckt, worum es hier geht, nicht um das Gleichmachen als Passfähigkeit, als erfolgreiche Eingliederung in bestehende Strukturen, sondern – im Gegenteil – um das Bestehen auf Divergenz, auf heterogene Verortungen *und* das Beanspruchen von gleichen Rechten, gleicher Unterstützung und gleicher Anerkennung:

> „[…] wenn mich jemand fragt: ‚*Wer bist du? Woher kommst du*?', sage ich: ‚*Ich lebe in Deutschland, aber ich bin Marokkanerin*' und damit würde ich mich schon bei Ausländer so ein Check geben. Frau zack. Muslim zack. Ähm – also – das ist halt eine Sache, wo ich sage, ich pass schon […] in die Welt rein […]. Ich hab' das Gefühl, wenn ich mit Leuten unterwegs bin, die genau so sind wie ich – sei es jetzt immer, ob die Marokkaner sind oder Ausländer oder was auch immer oder Südländer, dann versteht man sich einfach, weil man dieselben Erfahrungen gemacht hat und ähm dann ist man wieder in so einem Kreis, wo man so ein bisschen so dieses Gefühl hat ‚*Wir gegen die Welt.*' […] und wenn ich dann doch bei der anderen Seite bin, bei den Leuten, die

eben privilegierter sind oder eben ‚deutsch', ‚weiß', was auch immer, […] dann fühle ich mich bildungsmäßig halt schon – da gleich. Wie gesagt, ich bin in Deutschland aufgewachsen, ich spreche fließend Deutsch, ich werde Deutschlehrerin. Da denke ich mir jetzt nicht: ‚*Okay, ich gehöre da nicht hin.*' Ich gehöre da schon hin." (Souhaila, 22).

4. Schlussbemerkung

Anknüpfend an die Arbeiten von Brigitte Aulenbacher zu Transformationen in westlichen, kapitalistischen Gegenwartsgesellschaften, war das Anliegen des Beitrags, den Verschiebungen in den Verschränkungen sozialer Ungleichheiten nachzugehen. Dabei wurde versucht, Veränderungen in ihren Ambivalenzen und Widrigkeiten herauszuarbeiten und die Charakterisierung dieser Veränderungen als „Gleichheitsgewinne" zu problematisieren.

Dabei habe ich mich auf einen Forschungszusammenhang mit Studierenden vornehmlich des Lehramts bezogen, in dem Bildungsbiografien in Hinblick auf Gerechtigkeitsfragen und Möglichkeiten sozialer Mobilität aus Sicht der Partizipation Beanspruchenden im Mittelpunkt standen. Die Ambivalenzen und die damit verbundenen Ent-Täuschungen im Hinblick auf Teilhabe und Ermöglichung von Vielfältigkeit der Praktiken und Verortungen wurden mit besonderer Dringlichkeit von Studierenden formuliert, die mit Zuschreibungen von Migrationsgeschichten und/oder „Muslimischsein" adressiert wurden und/oder dies selbst für sich in Anspruch nahmen.

Mit dem Aufgreifen des Interviews mit Souhaila ging es mir um das Durchdenken ihrer Narrationen zum Grenzobjekt „Ent-Täuschung", ihres praktischen Antwortens auf diese Herausforderung und der damit verbundenen Demaskierung sozialer Versprechen. Damit ging es im Anschluss an Star und Bowker (1999/2017) um das Grenzobjekt als eine konzeptionelle Möglichkeit, eine „Kategorie", ein – durchaus konfligierendes – Praxisfeld, auf das sich aus unterschiedlichen Situierungen heraus bezogen werden kann, das gemeinsam und divergent ist und eine wichtige, organisierende Rolle für heterogene Praxisgemeinschaften spielt. Um noch einmal auf die Formulierung von Star und Bowker zurückzukommen: Grenzobjekte „sind schwach strukturiert in der gemeinsamen Nutzung und werden stark strukturiert in der individuellen Nutzung" (1999/2017, S. 179).

Ent-Täuschung entfaltet Souhaila in dem Interview als Erfahrung der Doppelbödigkeit von institutioneller Kommunikation durch deren Träger:innen (beispielsweise Lehrkräfte). Souhailas Erzählung macht den institutionell vorgetragenen, dezidierten Bezug auf Gleichheitsnormen als Mittel exkludierender Differenzsetzung und als trügerisches, nur vermeintlich inkludierendes Angebot sichtbar. „Gleichheit" erweist sich hier vielmehr als Abwehr von Heterogenität. Die Frage, *wie* Divergenz wahr- und aufgenommen werden kann, hat sich als eine

zugleich konzeptionelle, methodologische und gesellschaftstheoretische gezeigt. Mit den hier genutzten Konzepten wurde der Versuch unternommen, Verfahrensvorschläge zu unterbreiten, um unterschiedliche Praktiken des Antwortens zu zeigen und zu ermöglichen.

Literatur

Amir-Moazami, Schirin (2016): Dämonisierung und Einverleibung: Die ‚muslimische Frage' in Europa. In: Castro Varela, Maria do Mar / Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart, Bielefeld: transcript. S. 20–39.

Attia, Iman (2017): Diskursverschränkungen des antimuslimischen Rassismus. In: Karim Fereidooni, Meral El (Hrsg.): Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden: VS Springer. S. 181–192.

Aulenbacher, Brigitte (2020): Bewegte Zeiten. Über die Transformation des Kapitalismus und die Neuordnung des Sozialen. In: Steckelberg, Claudia / Thiessen, Barbara (Hrsg.): Wandel der Arbeitsgesellschaft. Soziale Arbeit in Zeiten von Globalisierung, Digitalisierung und Prekarisierung. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 23–37.

Bowker, Goeffrey C. / Star, Susan Leigh (1999/2017): Kategoriale Arbeit und Grenzinfrastrukturen. Bereichernde Klassifikationstheorien. In: Sebastian Gießmann, Sebastian / Taha, Nadine (Hrsg.): Susan Leigh Star. Grenzobjekte und Medienforschung. Bielefeld: transcript. S. 167–203.

Blaser, Mario/de la Cadena, Marisol de la (2018): Pluriverse. Proposals for a World of Many Worlds. In: de la de la Cadena, Marisol / Blaser, Mario (Hrsg.): A World of Many Worlds. Durham & London: Duke University Press. S. 1–22.

De la Cadena, Marisol (2018): Uncommons. Society for Cultural Anthropology. From the Series: Keywords for Ethnography and Design. https://culanth.org/fieldsights/uncommons (Abfrage: 1.5.2023).

El-Tayeb, Fatima (2016): Undeutsch. Die Konstruktion des Anderen in der postmigrantischen Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

Fereidooni, Karim / El, Meral (2017): Rassismus im Lehrer_innenzimmer. In: Fereidooni, Karim / El, Meral (Hrsg.): Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden: VS Springer. S. 477–492.

Foroutan, Naika (2018): Die postmigrantische Perspektive: Aushandlungsprozesse in pluralen Gesellschaften. In: Hill, Marc / Yıldız, Erol (Hrsg.): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: transcript. S. 15–28.

Foroutan, Naika (2019): Die postmigantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript.

Foroutan, Naika / Karakayali, Juliane / Spielhaus, Riem (2018): Postmigrantische Perspektiven: Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt a. M.: Campus

Mhamdi, Jihane / Senpalit, Elif Rojin (2020): Eingeschränkte Träume? Soziale Ungleichheit und Bildung. Unveröffentlichtes Manuskript.

Mhamdi, Jihane / Senpalit, Elif Rojin (2023): Eine Analyse der biografischen Bedeutung von Bildung für muslimische Studierende – Erwartungen, Erfahrungen und Perspektiven von Studierenden einer ersten Generation an der Universität. Unveröffentlichtes Manuskript.

Massumi, Mona (2019): Migration im Schulalter. Systemische Effekte der deutschen Schule und Bewältigungsprozesse migrierter Jugendlicher. Berlin: Peter Lang Verlag.

Star, Susan Leigh (1990/91/2017): Macht, Technik und die Phänomenologie der Konventionen. Gegen Zwiebel allergisch sein. In: Gießmann, Sebastian / Taha, Nadine (Hrsg.): Susan Leigh Star. Grenzobjekte und Medienforschung. Bielefeld: transcript. S. 243–271.

Stengers, Isabelle (2018): The Challenge of Ontological Politics. In: de la Cadena, Marisol / Blaser, Mario (Hrsg.): A World of Many Worlds. Durham & London: Duke University Press. S. 83–111.
Siouti, Irini / Spies, Tina / Tuider, Elisabeth / Unger, Hella von / Yildiz, Erol (rsg.) (2022): Othering in der postmigrantischen Gesellschaft. Herausforderungen und Konsequenzen für die Forschungspraxis. Bielefeld: transcript.
Stošić, Patricia / Rensch, Benjamin (2020): „Ja, (…) wären Sie denn nicht bereit, den Lehrerberuf aufzugeben?" Bildungsbiographische Positionierungen angehender muslimischer Lehrerinnen im Horizont von Pluralisierungsdiskurs und Diskriminierung. In: van Ackeren, Isabell et al.: Bewegungen. Beiträge zum 26. DGfE-Kongress. Opladen u. a.: Verlag Barbara Budrich. S. 147–159.
Trinkaus, Stephan (2022): Medialität und Divergenz. Zu einigen neomaterialistischen und dekolonialen Konzepten des NichtGemeinsamen. In: BEHEMOTH A Journal on Civilisation 2022 Volume 15 Issue No. 1, S. 58–73.
Tsing, Anna Lowenhaupt (2018): Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus. Berlin: Matthes & Seitz.
Tuider, Elisabeth (2020): Decolonizing Migration. Transnationalität unter postmigrantischen Vorzeichen. In: Huxel, Katrin / Karakayali, Juliane / Palenga-Möllenbeck, Ewa / Schmidbaur, Marianne / Shinozaki, Kyoko / Spies, Tina / Supik, Linda / Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Postmigrantisch gelesen. Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript. S. 201–218.
Völker, Susanne (2022): Leben in mehr als menschlichen Relationen: Die Fähigkeit zu antworten erweitern. In: Fitsch, Hannah / Greusing, Inka / Kerner, Ina / Meißner, Hanna / Oloff, Aline (Hrsg.): Der Welt eine neue Wirklichkeit geben. Feministische und queertheoretische Interventionen. Bielefeld: transcript. S. 265–276.
Wößman, Luger / Schoner, Florian / Freundl, Vera / Pfaehler, Franziska (2023): Der ifo-„Ein Herz für Kinder"-Chancenmonitor. Wie (un-)gerecht sind die Bildungschancen von Kindern aus verschiedenen Familien in Deutschland verteilt? In: ifo Schnelldienst 4/2023, 73. Jahrgang, 19.4.2023, S. 33–47.
Yıldız, Eorol (2018): Vom methodologischen Nationalismus zu postmigrantischen Visionen. In: Hill, Marc / Yıldız, Erol (Hrsg.): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: transcript. S. 43–62.
Yıldız, Erol (2020): Postmigrantische Lesart transnationaler Lebensentwürfe. In: Huxel, Katrin / Karakayali, Juliane / Palenga-Möllenbeck, Ewa / Schmidbaur, Marianne / Shinozaki, Kyoko / Spies, Tina / Supik, Linda / Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Postmigrantisch gelesen. Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript. S. 31–47.
ZEIT ONLINE (2023): Studie bestätigt Einfluss von Klasse auf Bildungschancen, 18.4.2023, https://www.zeit.de/gesellschaft/2023-04/ungleichheit-bildung-gymnasium-einkommen-kinder-eltern?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwebmail.uni-koeln.de%2F (Abfrage: 1.5.2023).

Regulierungen und Dynamiken der Marginalisierung in haushaltsnahen Dienstleistungen und der Live-in-Betreuung in Deutschland

Hildegard Theobald

1. Einleitung: Der Care-Mix und die Regulierung von Dienstleistungen im Privathaushalt

Mit der Einführung der Pflegeversicherung 1995 entstand in Deutschland ein öffentlich unterstütztes familienorientiertes Care-System. Der Anstieg des Pflegebedarfs aufgrund des demographischen Wandels und sozioökonomischer Veränderungen, wie insbesondere der Anstieg der Erwerbstätigkeit der Frauen im Alter von 45 bis 65 Jahren von 48 % im Jahr 2000 auf 76 % 2019, stellt eine einseitige Familienorientierung infrage (Theobald im [Erscheinen] 2024a). Die Herausforderungen werden erkennbar in dem Anstieg der Erwerbstätigkeit der Hauptpflegepersonen in der häuslichen Versorgung im erwerbsfähigen Alter von 36 % 1998 auf 65 % 2016, wobei der Anstieg zu gleichen Teilen Vollzeit- und Teilzeittätigkeiten einschließt (Schneekloth et al. 2017). Die Veränderungen reflektieren sich in den Einstellungen und den Handlungsstrategien der Versorgung. Ergebnisse von Repräsentativstudien verweisen auf die Entwicklung von Vorstellungen eines Care-Mix als wünschenswerteste Versorgungsform, in der familiäre Versorgung mit professionellen Dienstleistungen verbunden wird (Runde et al. 2003; Bauer 2008). Wenn auch weniger ausgeprägt, zeigen sich die Veränderungen ebenso in den Handlungsstrategien in der häuslichen Versorgung älterer Pflegebedürftiger. Im Jahr 2019 nutzten 36 % der Leistungsempfänger:innen ab 65 Jahren im Rahmen der Pflegeversicherung professionelle ambulante Pflegedienste überwiegend für die Grundpflege (Statistisches Bundesamt 2020). In einer repräsentativen Untersuchung 2015 ermittelten Hielscher und Kolleg:innen (2017) weitere Formen bezahlter Unterstützung in Pflegehaushalten. In 35 % der Pflegehaushalte wurde eine Haushaltshilfe beschäftigt. In weiteren 8 % der Haushalte übernahm eine im Hause lebende Migrant:in Versorgungsaufgaben. Insgesamt wurden in etwa der Hälfte der Pflegehaushalte einzelne oder eine Kombination bezahlter Dienste in Anspruch genommen (Hielscher et al. 2017).

Die Einbeziehung unterschiedlicher Formen bezahlter Dienste in die häusliche Versorgung bildet den Ausgangspunkt für die Expansion und Anstrengungen

der Regulierung von zwei Formen von Dienstleistungen im Privathaushalt – haushaltsnahe Dienste und Live-in-Betreuungsarrangements durch im Pflegehaushalt lebende Migrant:innen. Im Fokus dieses Buchbeitrags stehen die Ansätze der Regulierung beider Dienstleistungsformen, die Einbeziehung von Migrant:innen und die sich abzeichnenden Beschäftigungssituationen. In der Entwicklung wird ein Zusammenspiel von deutscher Pflegepolitik, sich verändernden Migrationspolitiken und Beschäftigungspolitiken auf EU- sowie nationaler Ebene erkennbar. In den Konsequenzen für die Beschäftigungssituation spielen in beiden Dienstleistungsformen Fragen der Prekarisierung eine zentrale Rolle. Das Konzept der Marginalisierung von Castel (2000), der drei miteinander verbundene Arbeitsmarktsituationen – reguläre, prekäre und irreguläre – unterscheidet, wird daher als Klammer zur Analyse der entstehenden Beschäftigungssituationen herangezogen. In den folgenden beiden Kapiteln werden die Entwicklungen von Regulierungen, die Einbeziehung von Migrant:innen und die beschäftigungspolitischen Konsequenzen für beide Formen der Dienstleistungen getrennt analysiert. Im abschließenden Resümee werden die grundlegenden Entwicklungen übergreifend diskutiert.

2. Haushaltsnahe Dienstleistungen in Privathaushalten

Trotz eines Rückgangs des Personals in Privathaushalten in Deutschland seit Mitte des 20. Jahrhunderts waren in Haushalten der oberen Mittelschicht und in Akademiker:innenhaushalten weiterhin zumeist stunden- oder tageweise Haushaltshilfen tätig. Diese Dienstleistungen wurden hauptsächlich über einen grauen Markt von Hausfrauen mit einer niedrigen formalen Berufsausbildung, von älteren Frauen oder von regulär im Lande lebenden Migrantinnen ausgeführt (Gather et al. 2002). Seit den 1990er-Jahren wurden diese Tätigkeiten zunehmend von jüngeren, gut ausgebildeten Migrant:innen aus Osteuropa oder Südamerika, die häufig ohne Aufenthalts- oder Arbeitserlaubnis Deutschland leben, ebenfalls über einen grauen Markt angeboten (Lutz 2011).

Im Zuge dieser Entwicklungen hat die Europäische Kommission den Aufbau eines regulären Sektors haushaltsnaher Dienstleistungen in den EU-Mitgliedsländern propagiert. Dies galt als eine Möglichkeit, Beschäftigungsmöglichkeiten für formal niedrig qualifizierte Personen zu schaffen (Carbonnier/Morel 2015). Vor dem Hintergrund wurden seit den 1990er-Jahren in Deutschland verschiedene Politiken zur Etablierung eines regulären haushaltsnahen Dienstleistungssektors umgesetzt. Das bedeutsamste politische Programm war die Einführung geringfügiger Beschäftigungen in Form sogenannter Minijobs für Privathaushalte im Jahr 2003. Mit diesem Programm wurden haushaltsnahe Dienstleistungen als Niedriglohnarbeit definiert, charakterisiert durch eine reduzierte soziale Absicherung unterhalb des Niveaus von Minijob-Regulierungen im gewerblichen Sek-

tor, einem niedrigen Stundenumfang, mittlerweile bezahlt auf der Basis des gesetzlichen Mindestlohns und einem festgelegten Höchstverdienst von 520 Euro pro Monat seit Oktober 2022. Zudem wurden Möglichkeiten von Steuerabzügen für 20 % der Kosten bis zu 510 Euro im Jahr eingeführt, um die Regelung für Privathaushalte attraktiv zu gestalten. Im Vergleich dazu können bei der Anstellung von Haushaltshilfen auf der Basis einer regulären, voll sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung im Privathaushalt 20 % der Kosten bis zu einem Höchstbetrag von 4.000 Euro pro Jahr als Steuerabzüge geltend gemacht werden.

Seit der Einführung dieser Politiken hat sich die Einstellung zum Kauf häuslicher Dienstleistungen verändert. In einer Repräsentativumfrage von 2018 mit Teilnehmer:innen ab 18 Jahren antworteten 62 %, dass der Kauf von häuslichen Dienstleistungen häufiger als vor 20 Jahren erfolgt. In bestimmten Lebenssituationen, wie einer schwierigen Gesundheits- oder Pflegesituation, wird diese Inanspruchnahme als Notwendigkeit betrachtet. Diese Bewertung als notwendige Dienstleistung erfolgt häufiger von Älteren ab 60 Jahren (66 % der Befragten) im Vergleich zu den Jüngeren von 18 bis 29 Jahren (31 % der Befragten) (Minijob Zentrale 2019). Eine weitere Repräsentativbefragung im Jahr 2016 ergab, dass die Nutzung dieser Minijob-Regelungen häufiger bei älteren Erwachsenen, bei Erwachsenen mit höherem Einkommen (mehr als 3.000 Euro pro Monat) und in Großstädten verbreitet war (Minijob Zentrale 2016).

Seit der Einführung der Regelung erhöhte sich die Anzahl der Minijob-Arrangements in Privathaushalten von 27.817 im Juni 2013 auf 284.170 im Dezember 2021. Das Minijob-Arrangement erwies sich damit als quantitativ bedeutsamste Maßnahme im Aufbau regulärer häuslicher Dienstleistungen (Minijob Zentrale 2004, 2021). Enste und Heldmann (2017) verglichen für 2015 296.326 Minijob-Inhaber:innen mit 47.201 regulär beschäftigten Hausangestellten und 3.627.000 Privathaushalten, die in repräsentativen Befragungen angaben, privat Hausdienstleistungen in Anspruch zu nehmen. Repräsentativbefragungen aus dem Jahr 2012 fanden, dass 2.500 private Unternehmen in diesem Bereich tätig waren, die 25.000 Mitarbeiter:innen mit einer durchschnittlichen Arbeitszeit von 20 Stunden pro Woche beschäftigten. 30 % des Personals in den Unternehmen waren auf der Basis des Minijob-Programms für den gewerblichen Sektor angestellt (Prognos 2012; Becker et al. 2012).

Selbst wenn Anbieter:innen von häuslichen Dienstleistungen über einen grauen Markt oder auch Angestellte in Unternehmen in der Regel Dienstleistungen für mehr als einen Haushalt erbringen, kann davon ausgegangen werden, dass haushaltsorientierte Dienstleistungen hauptsächlich über den grauen Markt erbracht werden, gefolgt von Minijobs für Privathaushalte. Nur eine geringe Anzahl unter ihnen genießt eine voll sozialversicherungspflichtige Teilzeit- oder Vollzeitbeschäftigung.

Trotz der Beteiligung von Migrant:innen in dem Sektor wurden Minijobs-Arrangements zunächst nur im geringen Umfang von Personen mit einer ausländ-

dischen Staatsangehörigkeit übernommen. Auf der Basis der Daten der Minijob-Administration, die eine Differenzierung der Inhaber:innen nach Geschlecht, Alter und Nationalität ermöglichen, soll der Verlauf der Expansion anhand dieser Variablen analysiert werden. Im Prozess der Expansion der Minijobs zwischen 2003 und 2021 werden ein nur leicht rückgängiger Frauenanteil (von 94 % auf 89 %), eine zunehmende Beteiligung von Ausländer:innen und veränderte Altersstrukturen erkennbar (Minijob Zentrale 2004, 2010, 2018, 2021). Trotz der Beteiligung von Dienstleister:innen ohne deutsche Staatsbürgerschaft in dem Tätigkeitsfeld wurden die Minijob-Regelungen bis 2010 hauptsächlich von deutschen Staatsangehörigen und nur von einem begrenzten Anteil ausländischer Arbeitskräfte (etwa 13 %) genutzt. Nach 2010 stieg deren Anteil unter den Minijob-Inhaber:innen auf 23 % im Jahr 2018 und auf 25 % im Jahr 2021. Der sich verändernde Anteil der Ausländer:innen ist mit dem Umfang der Expansion der Minijobs verknüpft. Zwischen 2003 und 2010 stieg die Zahl der Minijobs deutlich um 249.882 mit einem Ausländer:innenanteil von nur 11 % (26.426). Mit einem Anstieg von nur 84.808 Minijobs zwischen 2011 und 2018 war die Expansion weit geringer, wobei der Anteil an Ausländer:innen mit 46 % (39.291) markant höher war. Im Zuge des erstmaligen Rückgangs nach 2018 von 306.873 auf 284.170 im Jahr 2021 sank die Zahl der deutschen Staatsangehörigen unter den Minijob Inhaber:innen von 237.300 im Jahr 2018 auf 213.005 im Jahr 2021, während die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte noch leicht von 69.573 im Jahr 2018 auf 71.165 2021 stieg. Charakteristisch für die Entwicklung ist zudem der deutliche Rückgang des Anteils jüngerer Altersgruppen an den Minijob-Inhaber:innen unabhängig von der Nationalität, wobei dies für die deutschen Staatsangehörigen mit einem deutlichen Anstieg der Inhaber:innen vor und nach dem regulären Renteneintrittsalter einhergeht.

Der steigende Anteil der Ausländer:innen seit 2011 lässt sich durch die Öffnung des deutschen Arbeitsmarktes für Einwohner:innen neuer EU-Mitgliedstaaten in Osteuropa ab 2011 und insbesondere durch den deutlich geringeren Anstieg der Zahl deutscher Staatsangehöriger im Vergleich zur ersten Periode bis 2010 erklären. Die nur geringe Expansion seit 2011 unter den deutschen Staatsangehörigen und der Rückgang der jüngeren Altersgruppen unabhängig von der Nationalität kann vermutlich auf verbesserte Arbeitsmarktchancen zurückgeführt werden.

3. Live-in-Betreuung in Privathaushalten

Seit Ende der 1990er-Jahre ist mit der Live-in-Betreuung eine neue Form der Versorgung pflegebedürftiger Älterer in privaten Haushalten entstanden, die von Migrant:innen, hauptsächlich aus osteuropäischen EU-Nachbarländern, wie beispielsweise Polen und mittlerweile auch aus der Ukraine, erbracht wird. In

der Regel bieten zwei Migrant:innen diese sogenannte „24-Stunden-Versorgung" abwechselnd auf einer zwei- oder dreimonatigen Rotationsbasis an. Die im Pflegehaushalt lebenden Migrant:innen übernehmen sowohl Haushaltstätigkeiten als auch Pflege und Betreuung für pflegebedürftige Ältere. Basierend auf einer repräsentativen Untersuchung aus dem Jahr 2015 werden 8 % der Pflegebedürftigen, die zuhause leben, von ca. 400.000 Migrant:innen versorgt (Hielscher et al. 2017).

Charakteristisch für das Feld der Live-in-Betreuung sind ein verbreiteter grauer Markt und ein hohes Maß an Rechtsunsicherheit, was sich u. a. in den rechtlichen Kontroversen reflektiert, die die Anwendung der verschiedenen Regularien begleitet. Eine entscheidende Rolle für die Anstrengungen, Regulierungen zu etablieren, nehmen die nach 2000 entstandenen Vermittlungsagenturen ein, da staatliche Regulierungen auf Bundesebene weitgehend fehlen. Sie greifen dabei auf rechtliche Vorgaben zurück, die im Zusammenhang mit der Einführung des EU-Binnenmarkts entstanden sind und Regulierungen zu Migration und Beschäftigung verknüpfen. Am weitesten verbreitet ist dabei mit einem Anteil von zwei Drittel der Vermittlungen der Rückgriff auf die Entsenderichtlinie, die es Unternehmen ermöglicht, ihre Mitarbeiter:innen vorübergehend ins EU-Ausland zu senden. Pflegedienstleister in den neuen EU-Mitgliedsländern entsenden auf der Basis ihre Pflegekräfte als Live-in-Betreuer:innen in Pflegehaushalte in Deutschland. Die im Rahmen des EU-Binnenmarktprojekts rechtlich definierte Niederlassungsfreiheit, die die Erbringung von Dienstleistungen auf selbstständiger Basis in anderen EU-Mitgliedsländern ermöglicht, wird als eine weitere Rechtsgrundlage in ca. 8 % der Vermittlungen angewandt. Die seit der Öffnung des deutschen Arbeitsmarktes für Einwohner:innen aus den neuen EU-Mitgliedstaaten seit 2011 mögliche abhängige Beschäftigung mit dem Privathaushalt als Arbeitgeber wird von den Vermittlungsagenturen kaum angewandt (Benazha 2021).

Ein zentraler rechtlicher Streitpunkt entzündete sich an den sehr hohen Arbeitszeiten in der Live-in-Betreuung, die mit den im Rahmen der Entsenderichtlinie und der abhängigen Beschäftigung gültigen deutschen Arbeitszeitgesetzen nicht übereinstimmen (Benazha 2021). In ihrer repräsentativen Befragung von privaten Pflegehaushalten im Jahr 2015 stellten Hielscher und Kolleg:innen (2017) fest, dass die Migrant:innen durchschnittlich 69 Stunden pro Woche arbeiten. Im Rahmen der selbstständigen Tätigkeit gelten diese Arbeitszeitvorgaben nicht, die rechtliche Auseinandersetzung betrifft hier die Frage, inwieweit die Live-in-Betreuung als selbstständige Tätigkeit zu betrachten ist. Dies wurde in verschiedenen Gerichtsurteilen unterschiedlich bewertet, wobei eine zentrale Frage ist, inwieweit in der konkreten Situation die Charakteristika selbstständiger Tätigkeit vorliegen (Theusing 2019). Bucher (2018) fasst als Ergebnis ihrer juristischen Einschätzung zusammen, dass ein typisches derzeitiges Arrangement in der Live-in-

Betreuung keiner der vorhandenen gesetzlichen Vorgaben einer selbstständigen Tätigkeit entspricht.

Vor dem Hintergrund der sehr kontrovers diskutierten rechtlichen Vorgaben haben Vermittlungsagenturen nach Wegen gesucht, wie diese Tätigkeit rechtlich reguliert werden kann. Dabei können zwei Herangehensweisen unterschieden werden. Die Ansätze des Bundesverbands für häusliche Versorgung und Pflege wollen das vorhandene (Geschäfts-) Modell „Live-in-Betreuung" rechtsstaatlich absichern und damit dieses dauerhaft als eine reguläre, zentrale Säule in der Versorgung pflegebedürftiger Älterer befestigen. Im Gegensatz dazu zielen Ansätze des kirchlichen Wohlfahrtsverbands Caritas darauf ab, mit der Regulierung auch die Wirklichkeit der Live-in-Betreuung zu verändern und diese den grundlegenden vorhandenen rechtsstaatlichen Prinzipien anzupassen. Dieser Gegensatz lässt sich an dem Beispiel der Regulierung der den Arbeitsgesetzen widersprechenden, langen Arbeitszeiten aufzeigen.

Der Bundesverband für häusliche Versorgung und Pflege e.V. hat drei verschiedene Lösungsansätze zur rechtsstaatlichen Absicherung entwickelt, die auf einer Reduktion von sozialrechtlichen bzw. arbeitsrechtlichen Regelungen beruhen. Zunächst verweist er auf den Ansatz in Österreich, in dem eine selbstständige Tätigkeit mit verschiedenen Formen sozialer Absicherung auf niedrigem Niveau verknüpft wird. Damit entfallen die Arbeitszeitregelungen einer abhängigen Beschäftigung und gleichzeitig wird nicht der Kritikpunkt der Scheinselbstständigkeit erhoben. Dieses Vorgehen ist mit der deutschen Rechtsprechung zur (Schein)selbstständigkeit kaum kompatibel (siehe oben). Ein zweiter Ansatz bezieht sich auf das Rechtskonstrukt der Betreuungsperson in häuslicher Gemeinschaft (Verband für häusliche Betreuung und Pflege 2020). Mit Bezugnahme auf die Situation von Kinderdorfeltern wurde 1994 ein Ausnahmetatbestand für die Höchstarbeitszeit für Arbeitnehmer:innen geschaffen, die in häuslicher Gemeinschaft mit den ihnen anvertrauten Personen zusammenleben und sie eigenverantwortlich erziehen, pflegen oder betreuen. Eine rechtliche Überprüfung des Transfers der zugrunde liegenden Regelungen in die Situation der Live-in-Betreuung ergab, dass die grundlegenden Voraussetzungen für die Anwendung nicht vorliegen (Benazha 2021; Thüsing 2019). In einem dritten Ansatz wird die Arbeitszeit als subjektiv einzuschätzende „effektive Arbeitszeit" neu definiert (Petermann et al. 2017). In die Definition der effektiven Arbeitszeit werden nur Grund-, Behandlungspflege, Hauswirtschaft und Betreuung, nicht jedoch Bereitschaftszeiten einbezogen. Zudem liegt eine Arbeitszeit nur bei Tätigkeiten vor, die nach subjektiver Einschätzung die Betreuungsperson ohne die zu versorgende Person nicht durchführen würde und bei der die zu versorgende Person zudem der Unterstützung bedarf. In einer unter Leitung von Prof. Petermann, dem 1. Stellvertretenden Vorsitzenden des Bundesverbands, durchgeführten Untersuchung gelang es, mit diesem Konzept die gemessene durchschnittliche Arbeitszeit zu reduzieren. Die Veränderung der Messung kann

die Probleme der langen Arbeitszeit nicht lösen und entbehrt jeder rechtlichen Grundlage, verdeutlicht jedoch die Herangehensweise des Berufsverbands.

Im Gegensatz dazu hat der Wohlfahrtsverband Caritas im Rahmen der Aktivitäten gemeinnütziger Vermittlungsagenturen ein Modellprojekt zur Schaffung von regulären Beschäftigungsbedingungen auf der Basis der gesetzlichen Vorgaben einer abhängigen Beschäftigung mit dem Privathaushalt als Arbeitgeber umgesetzt (zum Projektansatz siehe Isfort und von der Malsburg 2017). Die Einhaltung der rechtlichen Arbeitszeitvorgaben erfordert in der Regel, dass neben der Versorgung durch die Migrant:innen weitere formelle Dienste oder informelle Versorgung durch die Familien hinzukommt. Live-in-Betreuung Arrangements, die auf dieser Regelung beruhen, sind nicht weit verbreitet. Im Jahr 2019 waren nur 300 Privathaushalte mit insgesamt 500 Migrant:innen beteiligt. Die Kosten für die Familien für die Live-in-Betreuung lagen bei rund 2.500 Euro pro Monat (Sauer 2019).

In einer Evaluierung des Projekts 2011 berichteten 103 Familien und 105 Migrant:innen auf der Basis einer Fragebogenuntersuchung mit anschließenden Interviews über ihre Situation (vgl. von der Malsburg/Isfort 2014; Isfort/von der Malsburg 2017). Die Migrant:innen der Stichprobe waren nahezu ausschließlich weiblich (97%), mittleren Alters oder älter (60% älter als 50 Jahre) und mit einem Anteil von 69% unter ihnen, die ein Universitätsstudium oder eine Berufsausbildung abgeschlossen haben, gut ausgebildet. Die Organisation von Arbeitszeiten, Pausen und die Abgrenzung zwischen Arbeit und Freizeit im Alltag können als zentrale Kriterien für die Verwirklichung regulärer Beschäftigungsbedingungen bezeichnet werden. Die Evaluationsergebnisse verweisen auf den positiven Einfluss der Vorgaben, aber auch die Schwierigkeiten, diese in der täglichen Betreuungsarbeit einzuhalten: Etwa die Hälfte der Familien und ein Drittel der Migrant:innen gaben an, dass im Versorgungsalltag Arbeitszeiten und Pausen klar definiert sind. Sowohl nach Einschätzung der Betreuer:innen als auch nach der der Familien wurde in der Regel die Möglichkeit zu regelmäßiger Freizeit außerhalb des Privathaushalts geboten. In den offenen Antworten des Fragebogens berichteten die Familien, dass die Versorgung nicht während der vorgegebenen Arbeitszeit der Migrant:innen erledigt werden konnte. 82 der 105 Familien übernahmen selbst Pflegeaufgaben, 65 Familien nutzten zusätzlich ambulante Pflegedienste, 20 Kurzzeitpflegedienste, 15 Tagespflegedienste und 17 Familien berichteten, dass sie von Nachbar:innen oder Freiwilligen unterstützt wurden.

4. Resümee: Regulierungen und Dynamiken der Marginalisierung

Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen haben sich im familienorientierten Care-System in Deutschland in Einstellungen und Handlungsstrategien zunehmend Vorstellungen und Ansätze eines Care-Mix – der

Verbindung von familiärer Versorgung mit verschiedenen Dienstleistungen – herausgebildet. Dabei nehmen in der häuslichen Versorgung zwei Formen von in Privathaushalten organisierten und häufig von Migrant:innen durchgeführten Dienstleistungen – Haushaltshilfen und Live-in-Betreuung – eine wichtige Rolle ein. Die Dienstleistungen füllen Lücken, die durch die Betonung einer häuslichen, familienbasierten Versorgung Älterer in der deutschen Politik, der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen und dem verfügbaren professionellen Dienstleistungsangebot entstanden sind.

In beiden Versorgungsformen – Unterstützung durch Haushaltshilfen und Live-in-Betreuung – übereinstimmend werden die Dienstleistungen häufig von den Familien oder den Pflegebedürftigen selbst über einen grauen Markt organisiert. In den Ansätzen der Regulierungen dieser Tätigkeiten und den sich entwickelnden Beschäftigungssituationen hingegen werden zwischen beiden Versorgungformen deutliche Unterschiede erkennbar. Vor dem Hintergrund von auf der EU-Ebene vorhandenen Zielsetzungen des Aufbaus eines regulären Markts für haushaltsorientierte Dienstleistungen übernimmt die Politik auf Bundesebene in Deutschland mit der Einführung des Programms von Minijobs in Privathaushalten eine auch im quantitativen Sinne bedeutsame Rolle. Das Programm wendet sich an die in Deutschland lebende Bevölkerung mit einer Aufenthalts-, und Arbeitserlaubnis, eröffnet jedoch über das EU-Binnenmarktprojekt auch Bewohner:innen aus EU-Mitgliedsländern einen Zugang. Im Gegensatz dazu werden im Feld der Live-in-Betreuung intermediäre Akteur:innen wie die Vermittlungsagenturen entscheidend, die sich überwiegend auf im EU-Recht festgelegte Regulierungen der Verknüpfung von Migration und Beschäftigung im Rahmen des EU-Binnenmarktprojekts beziehen. Die von ihnen verfolgten Ansätze unterscheiden sich grundlegend darin, inwieweit lediglich eine rechtliche Absicherung des vorhandenen Modells der Live-in-Betreuung erreicht werden soll, oder darin, inwieweit eine positive Veränderung der gesetzeswidrigen Beschäftigungsbedingungen angestrebt wird.

In einer Beschäftigungsperspektive haben sich nach dem Konzept der Marginalisierung von Castel (2000) im Wesentlichen prekäre, rechtlich unsichere bzw. irreguläre Tätigkeiten herausgebildet. In beiden Formen der Dienstleistungen besteht nach wie vor ein verbreiteter grauer Markt mit irregulären Beschäftigungsverhältnissen, zu dem ein rechtlich unsicherer in der Live-in-Betreuung bzw. auf einem niedrigen Niveau im Rahmen von Minijobs etablierter prekärer Dienstleistungsbereich hinzugekommen ist. Diese Tätigkeiten werden zumeist von älteren Migrant:innen sowie älteren Nichtmigrant:innen mit einer niedrigen formalen Qualifikation übernommen, die vor einer schwierigen Arbeitsmarktsituation stehen. Aus einer Intersektionalitätsperspektive werden Benachteiligungen auf der Basis von Geschlecht verknüpft mit der Benachteiligung aufgrund einer formal niedrigen Qualifikation und damit einem zentralen Merkmal von Klasse oder dem

Migrationsstatus und dem Alter (zur Intersektionalitätsperspektive Theobald [im Erscheinen] 2024b).

Bisher werden in beiden Bereichen kaum quantitativ erfolgsversprechende Ansätze der Regulierung erkennbar, die reguläre Beschäftigungen im größeren Umfang hervorbringen. Die Möglichkeiten einer regulären sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung im Bereich der haushaltsorientierten Dienstleistungen werden kaum genützt. Der weitestgehende Ansatz in der Live-in-Betreuung der Wohlfahrtsorganisation Caritas stößt in der Umsetzung auf Hürden, die mit den Besonderheiten des privaten Haushalts als Ort der Versorgung, den hohen Kosten regulärer Versorgung und den Forderungen, arbeitszeitrechtliche Vorgaben einzuhalten, erklärbar sind. Die stärker ausgebauten öffentlichen Care-Systeme in den nordischen Ländern verweisen auf Alternativen. Trotz eines Rückgangs öffentlicher Dienstleistungen hat sich beispielsweise in Schweden nach wie vor keine Live-in-Betreuung im Privathaushalt entwickelt (Theobald/Luppi 2018). Die Basis hierfür bildet ein umfassendes, öffentlich finanziertes Angebot an ambulanten Dienstleistungen, die grundpflegerische mit haushaltsorientierte Dienstleistungen verbinden sowie vorhandene bezahlbare und akzeptierte Formen gemeinschaftlichen Versorgens inklusive stationärer Versorgung. Der Aufbau öffentlicher Dienstleistungen ermöglicht, angemessenere Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen in Hauswirtschaft und Betreuung aufzubauen, wobei auch hier ein Bedarf nach einer positiven Veränderung besteht (Theobald 2019). Jüngere Ansätze in der deutschen Pflegepolitik, haushaltsorientierte Dienstleistungen und Betreuung stärker in die öffentlich finanzierte Versorgung einzubeziehen, sowie der Ausbau des betreuten Wohnens und die Weiterentwicklung stationärer Versorgung können Ansatzpunkte für eine positive Veränderung liefern, jedoch nur, wenn diese verstärkt und öffentlich angemessen finanziert werden (vgl. Theobald 2021).

Literatur

Bauer, Ulrich. (2008): Die Zukunft der Pflege. Qualitäts- und Strukturfragen aus Nutzersicht. In: Böcken, Jan/Braun, Bernhard/Amhof, Robert (Hrsg.): Gesundheitsmonitor 2008. [Gütersloh]: Bertelsmann-Stiftung. S. 231–249. file:///Users/hildegardtheobald/Downloads/AT001E517B08E075BC12BC125753F0055D472.pdf (Abfrage: 18.10.2023)

Becker, Carsten/Einhorn, Annika/Grebe, Tim (2012): Anbieter haushaltsnaher Dienstleistungen in Deutschland – Angebotsbedingungen, Strukturen, Perspektiven. Berlin: Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend.

Benazha, Aranka Vanessa (2021): Alles rechtens? Rechtliche Rahmenbedingungen der Live-in-Betreuung in Deutschland. In: Aulenbacher, Brigitte/Lutz, Helma/Schwiter, Karin (Hrsg.). Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim, Basel: Beltz-Juventa. S. 46–65.

Bucher, Barbara (2018): Rechtliche Ausgestaltung der 24-h-Betreuung durch ausländische Pflegekräfte in deutschen Privathaushalten. Eine kritische Analyse. Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft.

Carbonnier, Clement / Morel, Nathalie (Hrsg.) (2015) : The Political Economy of Household Services in Europe. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan.
Castel, Robert (2000): The Roads to Disaffiliation: Insecure Work and Vulnerable Relationships. In: International Journal of Urban and Regional Research 24, H. 3, S. 519– 535.
Enste, Dominik / Heldman, Christina (2017): Arbeitsplatz Privathaushalt – Minijobs und Schwarzarbeit von Haushaltshilfen. Kurzstudie. Köln: Institut der deutschen Wirtschaft.
Gather, Claudia / Geissler, Birgit / Rerrich, Maria S. (Hrsg.) (2002): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Hausarbeit im sozialen Wandel. Münster: Westfälisches Dampfboot.
Hielscher, Volker / Kirchen-Peters, Sabine / Nock, Lukas (2017): Pflege in den eigenen vier Wänden: Zeitaufwand und Kosten. Study Bd. 363. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.
Isfort. Michael/von der Malsburg, Andrea (2017): Privat organisierte Pflege in NRW: Ausländische Haushalts- und Betreuungskräfte in Familien mit Pflegebedarf. Gutachten im Auftrag des Ministeriums für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes Nordrhein-Westfalen. Köln: Deutsches Institut für angewandte Pflegeforschung e.V.
Lutz, Helma (2011): The New Maids. Transnational Women and the Care Economy. London, New York: Zed Books.
Minijob Zentrale (2004, 2010, 2018, 2021): Aktuelle Entwicklungen im Bereich der geringfügigen Beschäftigung. IV. Quartalsberichte: Juni 2004, Dezember 2010, 2018, 2021. Essen: Bundesknappschaft.
Minijob Zentrale (2016): Haushaltsjobs im Smart Home der Zukunft. Trendreport 2016. Essen: Bundesknappschaft.
Minijob Zentrale (2019): Die Rollen von Haushaltshilfen im Wandel. Unterstützung im Haushalt früher Luxus, heute immer alltäglicher. Essen: Bundesknappschaft.
Petermann, Arne / Ebbing, Tobias / Paul, Michael (2017): Das Tätigkeitsprofil von Betreuungspersonen in häuslicher Gemeinschaft. Forschungsbericht. Berufsakademie für Gesundheits- und Sozialwesen Saarland (BAGSS). https://www.mobilelabour.eu/wp-content/uploads/2018/01/Petermann-Ebbing-Paul-Das-Tatigkeitsprofil-von-Betreuungspersonen.pdf (Abfrage: 18.10.2023)
Prognos (2012): Dynamisierung des Marktes haushaltsnaher Dienstleistungen. Endbericht. Basel, Berlin: Prognos.
Runde, Peter / Giese, Reinhard / Stierle, Claudia (2003): Einstellungen und Verhalten zur häuslichen Pflege und zur Pflegeversicherung unter den Bedingungen des gesellschaftlichen Wandels. Bericht. Hamburg: Universität Hamburg: Arbeitsstelle Rehabilitations- und Präventionsforschung.
Sauer, Jürgen (2019): Klein aber wirkungsvoll. Socialcourage 2019 (02). https://www.caritas.de/magazin/zeitschriften/sozialcourage/paderborn/klein-aber-wirkungsvoll?searchterm=Projekt+Carifair (Abfrage: 16.3.2023).
Schneekloth, Ulrich / Geiss, Sabine / Pupeter, Monika (2017): Abschlussbericht zur Studie zur Wirkung des Pflege-Neuausrichtungs-Gesetzes (PNG) und des ersten Pflegestärkungsgesetzes (PSG I). München. https://www.bundesgesundheitsministerium.de/fileadmin/Dateien/5_Publikationen/Pflege/Berichte/Abschlussbericht_Evaluation_PNG_PSG_I.pdf (Abfrage: 4.10.2023)
Statistisches Bundesamt (2020): Pflegestatistik 2019. Wiesbaden: Wiesbaden. Statistisches Bundesamt. https://www.statistischebibliothek.de/mir/receive/DEHeft_mods_00146747 (Abfrage: 4.10.2023)
Theobald, Hildegard / Luppi, Matteo (2018): Elder care in changing societies: concurrences in divergent care regime. A comparison of Germany, Sweden and Italy. Current Sociology Monograph 66, H. 4, S. 629–643.
Theobald, Hildegard (2019): Governance, Sorgetätigkeit und Migration: Deutschland und Schweden im Vergleich. In: Graß, Doris / Schimank, Uwe / Altrichter, Herbert (Hrsg.). Governance

und Arbeit im Wandel: Bildung und Pflege zwischen Staat und Markt. Heidelberg / New York: VS Springer. S. 51–73.
Theobald, Hildegard (2021): Gute Arbeit in der Pflege? Staatliche Steuerungsversuche im internationalen Vergleich. In: Emunds, Bernhard / Degan, Julian / Habel, Simon / Hagedorn, Jonas (Hrsg.). Freiheit – Gleichheit – Selbstausbeutung. Zur Zukunft der Demokratie und des Sozialstaats in der Dienstleistungsgesellschaft. Jahrbuch Die Wirtschaft der Gesellschaft 6. Marburg: Metropolis. S. 391–417.
Theobald, Hildegard (im Erscheinen, 2024a): Wandlungsprozesse, Herausforderungen und Politikansätze im Altenpflegesystem in Deutschland – aus einer Gerechtigkeitsperspektive. Länderdossier. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
Theobald, Hildegard (im Erscheinen, 2024b): Migrant care workers in home care settings in Germany: Inequality dynamics and policy interactions. In: Hunner-Kreisl, Christine / Akkan, Basak / Hahmann, Julia / Kuhn, Melanie (Hrsg.): Analysing Overlapping Inequalities in the Welfare State: Methodological Strengths and Challenges of Intersectional Approaches. New York: Springer Publishing House.
Thüsing, Gregor (2019): Häusliche Betreuung durch Selbständige. Gesetzgeberische Wege zur Verhinderung von Scheinselbständigkeit und zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Gutachten auf Anfrage des Bundesministeriums für Gesundheit, Berlin.
Verband für häusliche Betreuung und Pflege (2020): Memorandum. Betreuung in häuslicher Gemeinschaft. https://www.vhbp.de/fileadmin/user_upload/201016_VHBP_-_Memorandum_BihG_see.pdf (16.11.2021)
Von der Malsburg, Andrea / Isfort Michael (2014): Evaluation des Projektes. Heraus aus der Grauzone. Qualitätsgesicherter Einsatz polnischer Haushaltshilfen in deutschen Familien mit pflegebedürftigen Angehörigen. Evaluationsbericht. Köln: Deutsches Institut für Pflegeforschung e.V.

The subjectivation of aspiring migrant domestic workers

The case of Sri Lanka

Wasana Handapangoda

1. Introduction

In a capitalist crisis of care, women, primarily from low-income countries, have increasingly come to fill the care deficits left behind by upper- and middle-class women in high income countries worldwide. This can be explained by the societal transformation processes that have taken place and are still taking place in the high income countries driven by global capitalism and the processes of neoliberal restructuring. As more and more women are becoming salaried workers coupled with declining birth rates, growing number of ageing family members and changing sociocultural and lifestyle factors, followed by progressive dismantling of the welfare state, women in these countries could no longer provide or are no longer willing to provide unpaid care work for the family on the same terms as before. Aulenbacher, Décieux and Riegraf (2018) point out that under the auspices of an economic shift, social reproduction and constituent care and care work are undergoing a process of reorganization that has created an opportune labour market for women from low-income countries.

Accordingly, in a gendered–racialized division of labour, Third World women have become a 'desirable' commodity exported and imported to maintain the sociopolitical stability at both ends of the global care chain. Migrant domestic labour has thus given rise to new subject positions and subjectivities, constructing 'particular' categories of women into 'ideal' maids: cheap, compliant, disciplined and hardworking (Liang 2011; Elias / Louth 2016). In the making of migrant subjects, pre-departure technologies are considered particularly effective in terms of enhancing employability and desirability of MDWs, where much is at stake for many parties, including the state, migration brokers, employers and aspiring MDWs themselves.

Taking this setting into account, in this paper I examine the making of 'ideal' migrant subjects in the pre-departure phase of the temporary migration cycle in Sri Lanka, which is a major sending country of MDWs to the Arabian Gulf. This

theme was selected because it has received little attention in existing migration literature on Sri Lanka compared to the level of importance placed on migrant domestic labour in Sri Lanka's national economy as a key source of growth and development. This paper draws primarily on my field interviews, both in-person and digital, in Sri Lanka, Saudi Arabia and Kuwait with state agents, migration brokers, employers and MDWs over the period of 2019–2022.

2. Background

Sourcing the 'ideal' MDW has become an issue to be sorted out by contemporary global care migration regimes (Elias/Louth 2016). First, this is because migrant domestic work directly contributes to the expansion of the global capitalist economy by reproducing the commodity of labour power (Liang 2011; Aulenbacher 2020); second, it throws light on the lasting gender–class–race ideologies that continue to shape the transnational care market, legitimizing the exploitation of Third World women for capitalist gain (Liang 2011).

The production of 'ideal' MDWs occurs through specific rationalities that create the 'right' conditions for subject-making (Rodriguez/Schwenken 2013). Clearly, migrant subject-making is a collaborative effort, one which is co-performed by MDWs with those having a vested interest in migrant labour, including but not limited to state agents, migration brokers, employers and the public. According to Foucault (1997, p. 225), subject-making constitutes specific technologies of producing 'governable subjects', i.e., "modes of training and modification of individuals, not only in the obvious sense of acquiring certain skills but also in the sense of acquiring certain attitudes". As Rudnyckyj (2004, p. 419) eloquently describes, these "technologies of servitude" produce bodies of 'particular' women, the socioeconomically challenged in the Third World, for 'particular' kinds of work, dirty, dangerous and difficult, which satisfies the needs of the upper- and middle-class in high income countries (Liang 2011).

Sri Lanka is a remittance economy that produces, distributes and regulates 'particular' women for paid domestic work predominantly in the oil-rich Arabian Gulf. MDWs' remittances have contributed significantly to Sri Lanka's national economy since 1977 with the introduction of economic liberalization reforms, which opened up opportunities for paid domestic work for many Sri Lankan women. Sri Lanka has therefore strategically traded in 'love-work', producing a new class of 'translocal' subjects and subjectivities within the dominant structures of capitalist patriarchy and state-making (Handapangoda 2023). These partnership arrangements of 'state authority and private power' (Elias 2018) interact and engage, especially in the pre-departure phase of the migration cycle, in producing 'ideal' MDWs.

The migration cycle itself acts as a heuristic to identify the technologies of subject-making (Rodriguez / Schwenken 2013); elaborating on this, the migration cycle as a heuristic process to subject-making acknowledges the widely varying structural conditions under which migration occurs. Therefore, migration as an intrinsic part of broader processes of societal change, a heuristic analysis questions and challenges the top-down causal determinism to subject-making; it locates subject-making in the complex and often counter-institutive processes that shape migration (de Haas 2021). Training and recruitment are two key pre-departure technologies exploited to transform potential MDWs into appropriate migrant subjects: docile, hardworking and disciplined, the type of migrant bodies sought after by employers. Training and recruitment strive to produce easily hireable and manageable MDWs who can fit comfortably into the not necessarily pleasant foreign work regimes. Nonetheless, the process of migrant subject-making is neither unproblematic nor uncontested but comes with covert and overt resistance and dissent from MDWs themselves (Rodriguez / Schwenken 2013).

3. Public–private partnership in subject-making: the pre-departure stage

Sri Lanka's migration industry which facilitates the mobility of MDWs to the Arabian Gulf constitutes a public–private partnership embedded in a regulated market. It takes the form of a collaboration primarily between the state, migration brokers, employers and MDWs, with each party having its own stakes in migration. Nevertheless, individual interests cross paths when meeting the standards and expectations of a desirable migrant worker, thus co-framing the circumstances within which migrant subjects and their subjectivities are (re)produced. The process of recruitment and pre-departure training provide ideal examples of the co-production of migrant subjects and subjectivities. What follows is a detailed account of this.

3.1 The making of 'ideal' MDWs in the process of recruitment

The process of MDW recruitment mainly involves the state, migration brokers and potential employers, and is characterized by constant negotiation, tension and investment in the making of 'ideal' workers. Policy and the regulations by the state modulate the process of recruitment, specifying the standards of 'ideal' MDWs and 'authorized' practices in making them. The Family Background Report (FBR) policy represents an informative example of the state's role in MDW recruitment. In this regard, this is what two migration brokers based in Colombo, Sri Lanka had

to say about it: "… the candidate, when she first meets with us, she should have the FBR with her —confirming that she does not have children below five years of age —and also police clearance. Only if she has these, we can proceed with the rest. If not, we cannot send her. The FBR is only required from women aged 21 to 45 years. Those who are above this age limit do not need the FBR" (February 16 and 18, 2022).

Introduced in 2013, focused exclusively on aspiring MDWs, and further extended in 2015 to cover all categories of potential women migrant workers, the FBR prohibits certain categories of Sri Lankan women from migration for paid work. It bans mothers below 45 years of age with children under five from migrating for employment; it also requires potential women migrant workers with children between five and 18 to produce satisfactory childcare plans during their absence. These FBR restrictions are based on a gendered conviction that has been supported and reinforced through recurrent public outcry and criticism in the country– that is, a mother's (and not a father's) absence has persistent negative effects on the stay-behind children's well-being and development (Gamburd 2020). The FBR further states that all married women must receive their husband's approval on the FBR papers before they can migrate. Regarding the FBR age-based restrictions on MDWs, the minimum and maximum ages at which women can migrate are 21 and 55. On the contrary, men are allowed to migrate for paid work at 18 with no upper age limit in place (Handapangoda 2023). Targeting women while exempting men, the FBR shows an explicit gender bias in Sri Lanka's migrant recruitment infrastructure. It bespeaks the firm gendered belief systems in the society, a form of collective knowledge that underlies social movements and advocacy that seek to influence migration policymaking in Sri Lanka.

The state's construction of 'ideal' MDWs has many different definitions: 'Ideal' MDWs are bureaucracy-savvy, lawful individuals; they are neoliberal citizen subjects who are self-responsible (Rodriguez/Schwenken 2013). Along gendered lines, on the one hand, 'ideal' MDWs are single women who have no childcare or family responsibilities (Beltran/Rodriguez 1996); on the other hand, they are responsible mothers and wives who provide for the family. They are individuals in 'good bodily' form —healthy, not ill; not too old or too young (Findlay et al. 2013). Sri Lanka's current economic crisis and the Covid-19 pandemic have seen the making of new and non-standard subject positions in the migration industry. The subjects are embellished with patriotic and heroic tropes, such as 'expat heroines', who are ready to 'save' the motherland and its peoples by fearlessly taking part in labour migration in a time which is most critical. The conception of 'ideal' MDWs therefore embodies not only alternative ways of making subjects but alternative definitions of the subject itself (Handapangoda, 2023).

Employers in the Arabian Gulf are critical in the pre-departure subjectivation of aspiring MDWs. Employers produce a "migrant division of labour" (Wills et al. 2009, p. 258) within the private Arab household, which is exercised through their

preferences for some categories of MDWs over others in hiring queues (Model 2002). Nationality as a standard of recruitment proved particularly significant in this, where it is used as a proxy for determining the appropriateness of potential MDWs for particular household tasks. In this nationality-based migrant division of labour, Sri Lankan MDWs are categorized as ideal mothers and thus preferred for 'performing motherhood'; as a Kuwaiti female employer (August 9, 2022) affectionately described her Sri Lankan MDW, who has been with her for the last 26 years: "She is a second mom to all of us in my family". Filipina MDWs are preferred for their social skills and mannerisms, thus differentiating the 'category woman' not only between mistress and maid, but between maids. Aulenbacher/Leiblfinger/Prieler (2020a) contend that the imageries of care workers as quasi-family members (e.g., sisters, daughters, grand-daughters) make their hard- work and exploitation invisible, and it is about 'labour of love' instead of ' market work', which is beneficial to employers either way. Also, such imageries portray the employers' notion of the 'ideal' MDW in terms of gender, nationality, age, personal attributes, qualifications, etc.

Migration brokers mediated and controlled knowledge between aspiring MDWs, potential employers and the state in producing the employability and marketability of the workers. They are "language brokers" (Dorner/Orellana/Li-Grining 2007, p. 458), who translate and interpret employers to MDWs, and vice versa, rendering them legible and meaningful to one another (Chávez, 2009; Wee/Goh/Yeoh 2020). In doing so, on the one hand, they negotiate with employers regarding migrant workers' working and living conditions and remuneration levels in the so-called 'collective or trust solutions', and (re)produce the desirability of the workers (Aulenbacher/Leiblfinger/Prieler 2020a). On the other hand, as 'career counselors', they police and guide potential MDWs through advice, assurances and warnings in meeting the often excessive demands of employers in the Arab household. A female broker based in Colombo shared her experience as: "I tell every maid it's your responsibility to serve two years [which is the term of the contract], and it's not three months or six months. I tell them that I will be responsible for them for the entire period. So, if the employer has not paid her salary or made any advances on her, that she must tell me. I will take immediate action" (March 4, 2022). The migration brokers also act as "bureaucratic interpreters" (Wee/Goh/Yeoh 2020, p. 994). They translate policy texts into tacit and explicit advice as well as private contracts, thereby working with and through the state to co-produce a governance regime that accumulates through social reproductive labour (Wee/Goh/Yeoh 2020). In this way, brokers help MDWs navigate, if not circumnavigate, migration and border control using the opportunities presented by a weak rule of law and a corrupt migration bureaucracy (Urinboyev, 2021). Referring to Polanyi (2001), Aulenbacher (2020) argues that brokers are 'convinced marketeers', in the sense that the commercialization of domestic labour through formalizing and professionalizing the services offered takes shape without any

significant improvement in the poor working conditions or the remuneration levels of the foreign care workers.

3.2 Pre-departure training: coaching 'ideal' MDWs

MDWs are subject to both formal and informal pre-departure training, which is focused on laying the standards for 'ideal' MDWs in terms of skills, attitudes and values. In Rudnyckyj's "technologies of servitude" (2004, p. 419), pre-departure training constitutes the rationalities that are aimed at providing potential MDWs with the competences necessary to perform domestic work in countries not their own.

The formal training by the Sri Lanka Bureau of Foreign Employment (SLBFE) constitutes a mandatory National Vocational Qualification (NVQ) Level 3, residential training programme, which is designed for MDWs intending to migrate to the Arabian Gulf for the first time. It is delivered over a period of 21 days. The training centres typify what Erving Goffman (1961) calls, a 'total institution': a place of work and residence where a group of women connected by similar social and economic conditions, isolated from their families and the wider community, collectively lead a regimented spell of their lives. The training curriculum consists of 12 modules, combining practical and theoretical learning in relevant ways. The modules are: housekeeping, laundry, food preparation, food and beverage service, caregiving, communication skills, common workplace competencies, safe migration awareness, departure/arrival stage, return and reintegration, family wellbeing and other administrative skills. The formal training by the SLBFE strives to master professionalism in a type of work which is considered unprofessional, performed in an alternative workplace. The standards of professionalism intersect the 'personal and private', recognizing new approaches and strategies to maximize labour that revolve around the skills and traits stereotypical to domestic labour, such as docility, discipline and hard work. A call for professionalism apparently heightened the undervalorization of domestic labour and those who perform it.

Informal training is an equally or perhaps more important component of pre-departure training. During recruitment, potential MDWs are 'trained from below' by their migration brokers, which is aimed at transforming them into 'good' products —easily hireable and controllable. A migration broker commented on her own version of training as: "I tell them, 'working there is quite comfortable and easy. You don't have to handwash clothes, grate coconut, pound and grind chillies or anything like that. The facilities are high. So, there's nothing much to do. If you catch up, then you'll not have any problem'. …. I keep in touch and talk about their problems while they are abroad. …. I am answerable to them" (March 16, 2022). Brokers provide potential MDWs with essential information, mostly first-

hand experiential learning as ex-migrants who have worked and lived in the Arabian Gulf. This information helps potential MDWs to develop the skills necessary to perform migrant domestic work, but perhaps what is more important is that this information regulates the workers, in body and bodily emotions, to be docile, disciplined and hardworking. In this way, the brokers link the conception of the 'ideal' MDW to imagery that conforms to certain bodily skills, attitudes and values, as well as to bodily feelings and emotions, while reproducing social hierarchies, power and precarity in the trajectories of labour migration.

4. Conclusion

In a "transnational division of caretaking" (Parrenas, 2000, p. 561), domestic sphere has become a powerful site of (re)producing subjects and subjectivities. The process of subject-making coalesces different agents, agencies and power relations; it involves the state, migration brokers, employers, the public and MDWs themselves, who make their own investments in migrant domestic work. In striving to supply a 'good' product, they negotiate and combine market and non-market elements, thereby producing new 'fusioned' arrangements of paid domestic labour with inherent relations of power, dominance/subjugation and (in)equality (Aulenbacher / Leiblfinger / Prieler 2020b). Paid migrant domestic labour reframes Sri Lanka's dominant constructions of motherhood and work, reconstituting subjects and subjectivities in novel ways. 'Ideal' maids are produced through pre-departure technologies that serve different understandings and interpretations of appropriate worker subjects and subjectivities to meet the ever-changing demands of the Arab household.

To sum up, as Aulenbacher (2020) drawing on Polanyi (2021) eloquently encapsulates, market-driven commodification of labour and care tends to jeopardize the understanding of care as a human activity that reacts to the contingencies of life, aiming to safeguard and sustain life and livelihood. It threatens and subjectivises the life of the MDW, who is treated like a commodity, in body and bodily emotions, in the neoliberal-(re)making of gender, care, migration and labour regimes. The subjectivation of aspiring Sri Lankan MDWs in the pre-departure phase of migration therefore questions both the market logics and ethical standards of commodifying 'human activity'.

Acknowledgements
This paper is based on research within the FWF Lise-Meitner Programme project: "'Ideal' Migrant Subjects: Domestic Service in Globalization" (M 2724-G) led by Wasana Han-

dapangoda (applicant/chair) and Brigitte Aulenbacher (co-applicant/mentor), Johannes Kepler University Linz, Austria (duration: 11/2019-04/2023).

References

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018): The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. Current Sociology, 66(4), pp. 517–530.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2020a): "Jetzt kümmern sich zwei slowakische Frauen abwechselnd um meinen Vater …" Institutionelle Logiken und soziale Ungleichheiten in der agenturvermittelten 24h-Betreuung. In: Seeliger, Martin / Gruhlich, Julia (Eds.), Intersektionalität, Arbeit und Organisation. Beltz Juventa, Weinheim und Basel, pp. 160–174.

Aulenbacher, Brigitte / Leiblfinger, Michael / Prieler, Veronika (2020b): The Promise of Decent Care and the Problem of Poor Working Conditions: Double Movements around Live-in Care in Austria. Journal of the Division of Sociology, Social Policy, Social Work, 2(5), pp. 1–21.

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina / Binner, Kristina / Décieux, Fabienne (Eds.), Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus: Zwischen Emanzipation und Ausbeutung. Wiesbaden: Springer VS, pp. 125–147.

Beltran, Ruby / Rodriguez, Gloria (1996): Filipino Women Migrant Workers: At the Crossroads and Beyond Beijing. Giraffe Books: Quezon City.

Chávez, Karma R. (2009): Embodied Translation: Dominant Discourse and Communication with Migrant Bodies-as-Text. The Howard Journal of Communications 20(1), pp. 18–36.

de Haas, Hein (2021): A theory of migration: the aspirations-capabilities framework. Comparative Migration Studies 9(1) 8. https://doi.org/10.1186/s40878-020-00210-4

Dorner, Lisa M. / Orellana, Marjorie Faulstich / Li-Grining, Christine P. (2007): 'I Helped My Mom,' and It Helped Me: Translating the Skills of Language Brokers into Improved Standardized Test Scores. American Journal of Education 113(3), pp. 451–478.

Elias, Juanita / Louth, Jonathon (2016): Producing Migrant Domestic Work: Exploring the Everyday Political Economy of Malaysia's 'Maid Shortage'. Globalizations 13(6), pp. 830–835.

Elias, Juanita (2018): Governing Domestic Worker Migration in Southeast Asia: Public–Private Partnerships, Regulatory Grey Zones and the Household. Journal of Contemporary Asia 48(2), pp. 278–300.

Findlay, Allan / McCollum, David / Shubin, Sergei / Apsite, Elina / Krisjane, Zaiga (2013): The role of recruitment agencies in imagining and producing the 'good' migrant. Social & Cultural Geography, 14(2), pp. 145–167.

Foucault, Michel (1997): Technologies of the self. In: Rabonow, Paul (Eds.), Ethics: subjectivity and truth. New York: New Press, pp. 223–252.

Goffman, Erving (1961): Asylums: Essays on the Condition of the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates. New York: Anchor Books.

Gamburd, Michele R. (2020): Migrant Emplacement: Gendered Subjects, State Regulations, and the Discursive Erasure of Elders in Sri Lanka. In: Mandoki, Roberta / Brosius, Christiane (Eds.), Caring for Old Age . Heidelberg: Heidelberg University Press, pp. 185–211.

Handapangoda, Wasana S. (2023): The making of 'passengers': the pre-departure subjectivation of Sri Lanka's aspiring migrant domestic workers heading to the Arabian Gulf. Global Society. https://doi.org/10.1080/13600826.2023.2263886

Liang, Li-Fan (2011): The making of an 'ideal' live-in migrant care worker: recruiting, training, matching and disciplining". Ethnic and Racial Studies 34(11): 1815–1834.

Model, S. (2002): Immigrants' social class in three global cities. In: Cross, Malcolm / Moore, Robert (Eds.), Globalization and the New City: Migrants, Minorities and Urban Transformations in Comparative Perspective. Basingstoke: Palgrave, pp. 82–118.
Parrenas, Rhacel Salazar (2000): Migrant Filipina Domestic Workers and the International Division of Reproductive Labour. Gender and Society 14(4), pp. 560–580.
Polanyi, Karl (2001): The Great Transformation: The Political and Economic Origins of Our Time. Boston: Beacon Press.
Rodriguez, Robyn M. / Schwenken, Helen (2013): Becoming a Migrant at Home: Subjectivation Processes in Migrant-Sending Countries Prior to Departure. Population, Space and Place 19(4), pp. 375–388.
Rudnyckyj, Daromir (2004): Technologies of servitude: governmentality and Indonesian transnational labour. Migration Anthropological Quarterly, 77(3), pp. 407–734.
Urinboyev, Rustamjon (2021): Migration and Hybrid Political Regimes: Navigating the Legal Landscape in Russia. California: University of California Press.
Wee, Kellynn / Goh, Charmian / Yeoh, Brenda A. A. (2020): Translating People and Policy: The Role of Maid Agents in Brokering between Employers and Migrant Domestic Workers in Singapore's Migration Industry. International Migration Review 54(4), pp. 992–1015.
Wills, Jane / May, Jon / Datta, Kavita / Evans, Yara / Herbert, Joanna / McIlwaine, Cathy (2009): London's Migrant Division of Labour. European Urban and Regional Studies 16(3), pp. 257–271.

Addressing gender-based and intersectional violence in the context of a global pandemic[1]

Margaret Abraham and Stefani Vasil

1. Introduction

Feminist sociologists, public sociologists, and postcolonial and critical race theorists, in highlighting a spectrum of inequalities and injustices, have provided important theoretical frameworks, methodologies, and practices for social change, challenging dominant structures and types of systemic discrimination in different parts of the globe (Abraham, 2000, 2018; Abraham/Aulenbacher 2019; Aulenbacher/Riegraf 2018; Aulenbacher/Décieux/Riegraf 2018). Addressing gender-based and intersectional violence is a part of the ongoing dialogue and debate about equality and social justice. In the United States (US) and Australia, significant attention has been devoted to addressing gender-based violence particularly domestic and family violence (DFV). Responding to and reducing the incidence of DFV has been an important feature of state policies and law making in both countries for some decades (Abraham/Tastsoglou 2016; Fitz-Gibbon 2021). The implementation of various legislative and action plans for reform have had some success but also limitations with consequences for victim-survivors of abuse (Abraham/Tastsoglou 2016).

The COVID-19 global pandemic exacerbated inequalities and, in some places, saw an increase in gender-based and intersectional violence, including DFV (Parkera/Leviten-Reid 2022; Pfitzner et al. 2023; Sabri et al. 2021). Feminist research in specific local and national contexts shows that the effect of the pandemic has been to intensify the lived experience of DFV and social exclusion for different groups of women. These include immigrant women, many of whom faced pre-existing structural barriers due to limits on citizenship, rights, and access to services that predated the onset of the pandemic (Cleaveland/Waslin 2021; Segrave/Pfitzner 2020). In this piece, we focus on the situation for immigrant women who were experiencing DFV in the context of the pandemic. We

1 Authors are listed in alphabetical order and are equal contributors to the paper.

look to the US and Australian contexts to consider how the structural situation of immigrant women was exacerbated and ameliorated by changes in the ways that citizenship was conceptualized, contextualized, contested, and connected by the state. In doing so, we analyze the role of organizations, activists, and other stakeholders who provide responses and DFV support to victim-survivors.

2. DFV and women's livelihoods in the context of the COVID-19 pandemic: The changing landscape of state power and control

In the US and Australia, immigrants continue to be subject to restrictive and regulatory systems that limit legal, social, and economic rights and entitlements and facilitate intrusions into the "private" sphere of the family, restricting mobility and freedom in ways that differ from the experiences of citizens (Abraham 2000; Segrave 2021; Vasil 2023). Xenophobia and anti-immigrant sentiment, lack of information regarding immigrant rights, isolation and alienation, restricted access to services and state protections, cultural and language barriers to help-seeking, shifting gender roles, and precarity of or lack of legal status all have implications for minoritized women, including immigrant women's experiences of DFV. The onset of the COVID-19 global pandemic and the responses to this pandemic created not only a health but a humanitarian crisis. At the same time, it had a major impact on women, with increased incidences of gender-based violence, including DFV. Globally, women encountered a decline in access to reproductive and maternal healthcare as well as diminished economic opportunities (UN Women 2020). The closing of schools and work from home mandates also changed care arrangements and the organization and distribution of domestic labor, as well as declines, disruptions, and lack of access to critical services and supports, such as health services (US Global Leadership Coalition 2022). The US and Australia contexts highlight the complex ways in which opportunities for protection, prevention, and response to DFV for different groups, including immigrant women, shifted in the context of the global pandemic, resulting in new forms of social inequalities, vulnerabilities, and conceptualizations of citizenship, care, and support.

3. Citizenship practices, women, and the pandemic: Locked *in* and locked *out*

Discussions of the role of the state, its relationship to citizenship policies and practices, as well as the tensions and struggles for inclusive citizenship, continue to be debated and discussed by social scientists, policy makers, and activists. Relations between the state, civil society, and the family have been examined, as

have the implications of state citizenship in a cross-national context by marginalized and minoritized groups. We argue that during the COVID-19 global pandemic, as part of containing and preventing the spread of the virus (e.g., border closures), there were changes in how citizenship was conceptualized, contextualized, contested, and connected in policy and practice by the state. In the US and Australia, the pandemic and the repercussions from the ways that citizenship was conceived, pursued, secured, and unsecured, had a disproportionate and enduring impact on the specific and intersectional contexts for immigrant victim-survivors of DFV. Also affected were the responses of community-based organizations who had to work to confront and navigate challenges, especially during the initial lockdown, "stay at home" policies, as well as the barriers experienced by women with insecure immigration status in accessing services, which in some cases made them more vulnerable to DFV (Abraham 2021; Anitha / Gill 2022; Huang / Pyo 2020; Rai / Grossman / Perkins 2020; South Asian SOAR 2022). In the following sections, we examine how immigrant women were impacted by state policies and practices, including changing conceptions of citizenship and inclusion/exclusion, as well as shifts in the ways that organizations delivered services and support to better address victim-survivors' specific and changing needs in this context.

4. Context: Immigrant women, DFV, and the state during COVID-19

4.1 United States

In the US, since the 1980s, social scientists, social workers, and policy makers helped shift DFV from a private problem to a public issue, with many advocates and organizations criticizing police departments, courts, and the legal system for lack of enforcement of the law. The focus was on the prevention of violence against women (VAW) by making it an important law enforcement priority. Criminalizing legislation resulted in a legislative "tunnel vision" approach that failed to account for the economic, social, and political barriers and disparities that needed to be considered for victim-survivors to navigate the criminal justice system (Abraham / Tastsoglou 2016). The Violence Against Women Act (VAWA) remains the main funding source for gender-based violence funding through criminal justice programs, while the Family Violence Prevention and Services Act (FVPSA) is the main federal funding source for support services. There have been attempts by the federal government to provide better legal protection for gender-based violence. However, regulations and experiences of community-based orga-

nizations, service providers, and victim-survivors of DFV still point to structural impediments that exacerbate gendered and intersectional vulnerabilities.

4.2 Shifts in institutional support in the context of COVID-19

Soon after the outbreak of the pandemic, reports gradually emerged pointing to cases of DFV with research noting that cases increased by 25 to 33 percent globally (Boserup/McKenney/Elkbuli 2020). In the US, as in other countries, the power of abusers increased as access to the legal system, police and shelters were limited, and cases delayed. Manifestations of abuse and controlling behaviors by perpetrators included denial of food as well as the withholding of essential health and safety items, such as disinfectants and protective masks. In March and April 2020, all states issued COVID-19 related emergencies, closing non-essential businesses with 44 states issuing lockdown restrictions via stay-at-home orders. 21 states noted protections for victims fleeing DFV and though the specifics varied, many focused on exempting restrictions on movement. There were also variations across states, with an increasing number of states updating protections for victim-survivors of DFV over time (Sapire et al. 2022). While allowing individuals experiencing or at risk of DFV to leave their home and seek safety and support, there were constraints or barriers to effective utilization of such services, given some of the challenges of the shelters themselves, fear of the spread of the virus, and fear of law enforcement. Those with physical or sexual assault injuries may have also been deterred from seeking medical help for fear of getting COVID at hospitals and/or due to other concerns, such as risks related to immigration status.

The pandemic had a deep impact on diverse immigrant communities that made them vulnerable to abuse and hampered their capacity to seek help. While the federal and state response to the pandemic in the US did provide some support (though state approaches varied), the lack of information or knowledge and complexity of processes to access some of these services compounded fears regarding insecure immigration status and led to situations where DFV victim-survivors stayed within abusive relationships (Huang/Pyo 2020). For immigrants, fear of deportation is a key factor in DFV and for some, fear of queries about their immigration status impedes accessing services, which was heightened during the pandemic. Women with insecure immigration status including those on dependent visas (whereby their legal status is tied to that of their spouse) and/or who lack work authorization, found themselves dependent on their spouse for support and affected by the stay at home or shelter in place orders.

In response to restrictions such as stay at home orders, Congress enacted, increased, and extended various economic stimulus measures. Importantly, the Coronavirus Aid, Relief, and Economic Security (CARES) Act included several pro-

visions aimed to aid those struggling because of the pandemic. Although Congress passed various stimulus measures, these bills did not offer real, meaningful support to the many immigrants and mixed status immigrant families. Some immigrants in the US received assistance (direct payments, access to medical treatment, and unemployment benefits); however, many immigrants and their families were excluded from support. Non-citizens who did not have Social Security numbers (even though they filed federal income tax returns using individual taxpayer identification numbers), including vast numbers of "lawfully present non-citizens" and their families, as well as citizens with mixed status families, were ineligible for some of the money and benefits from provisions under the CARES Act. The lack of economic support and exclusion from equal access to services and other supports increased families' stresses, were unnecessarily punitive, and compounded vulnerabilities for certain groups of immigrants/non-citizens (Loweree / Reichlin-Melnick / Ewing 2020).

Workers who came to the US under the H-1B visa program found that when they lost their job, their visas were canceled unless the employee was able to find a new job with a company willing to take over the sponsorship. The executive orders by Donald Trump suspending green cards and limiting H-1B visas for immigrants added to the precarity of immigrants under such visas with potential implications for immigrant families from the stress of loss of jobs and mobility (Garcini et al. 2020; Rai / Grossman / Perkins 2020). COVID-related travel bans initially created challenges, separating and preventing families who were outside of the US (some of whom helped with familial and childcare support in the US) from migrating, thereby exacerbating vulnerabilities for many immigrant families (Chishti / Pierce 2020). The shutdown also had an impact on accessing essential services, such as schools for children, legal services, shelters, court assistance, support groups, and health services, thereby compounding stressors.

For organizations primarily serving abused immigrant women, issues of isolation and limited accessibility to services were compounded with issues associated with immigration status, health care, and for some the lack of basic necessities. Furthermore, some DFV organizations found themselves not getting as many calls due to the challenges, fear, and lack of privacy available to people within the confines of the home. Community based organizations noted that the decrease was likely due to fear about immigration status or that some organizations may be working with immigration officials. Moreover, some states, localities, and nonprofit organizations established separate programs to assist immigrants economically through food and health provision, but these too were limited in scope.

4.3 Australia

Responding to and reducing the incidence of DFV has continued to be a key feature of Australian government policy with the implementation of various action plans for reform since the 1980s. While all victim-survivors in Australia are entitled to seek help from frontline services, restrictive migration and welfare policies, including visa conditions that limit citizenship rights and access to services, have been shown to influence the DFV support that women with insecure immigration status can practically receive (Segrave 2017; Vasil 2023). Across the country, immigrant women on work, student, family-related, other temporary, and selected humanitarian visas, have differential access to social entitlements (e.g., public healthcare, education, social security, housing, legal, and settlement support), which can impact their ability to move through the DFV system (Segrave 2017).

4.4 Shifts in institutional support in the context of COVID-19

As in other countries, the onset of the pandemic resulted in significant restrictions on movement to, from, and within Australia. With the closure of businesses and stay-at-home mandates, the federal government committed to a significant investment in health, social, and economic support (Australian Human Rights Commission-AHRC 2021). This included the introduction of an income support payment to help keep people in work and support businesses (known as "JobKeeper") and temporarily raising the national unemployment allowance (known as "Jobseeker"), as well as other allowances (to support full-time students and low-income families) (AHRC 2021). From the outset, it was made clear that financial assistance measures would be limited and accessible only to citizens and permanent residents with temporary migrants encouraged to return home following job losses (Gibson/Moran 2020). Many individuals and families remained in the country out of fear they were not able to return or were unable to leave due to border closures (Boucher et al. 2020).

The exclusion of temporary migrants from access to pandemic-specific support measures served only to reinforce existing inequalities, with many forced to rely on other initiatives implemented by state and territory governments to fill these support or *care* "gaps." Many were also required to wait to access other forms of emergency relief, which were implemented as an "add on" following the distribution of federal funding to citizens and permanent residents (Shergold et al. 2022). This compounded the already "vulnerable situations" that many temporary migrants were exposed to prior to the onset of the pandemic, and this situation was made worse by their over-representation in casualized industries and precarious work (Berg/Farbenblum 2020, p. 6). The absence of a safety net was also

understood to disproportionately impact international students, many of whom needed to work to make ends meet, cover the cost of their tuition, and attend regular classes to secure their status (Farbenblum / Berg 2020). Research with immigrant women at the time added weight to community concerns, with over 90 percent of respondents reporting that they experienced multiple hardships in the context of COVID-19, ranging from employment and housing insecurity to social isolation, discrimination, and an increase in the hours of unpaid care work undertaken (Multicultural Centre for Women's Health- MCWH 2021).

During the initial period of lockdown, various community stakeholders highlighted their concerns about the specific ways that different groups of immigrant women would be affected by pandemic-specific challenges (Harmony Alliance 2021; National Advocacy Group on Women on Temporary Visas Experiencing Violence-NAG 2020). Research conducted with specialist DFV services in New South Wales in July 2020 reported that many victim-survivors on temporary visas who sought out formal assistance were unable to access the support they required, with 36 percent of workers forced to turn women away from crisis accommodation (Kennedy 2020; Women's Safety NSW 2020). Research examining client case files at a multicultural DFV service in Victoria in 2020, also found that "the impact of COVID-19 has been to intensify the impact of the exclusion of temporary visa holders experiencing family violence from safety and support mechanisms, at a time when they need it more than ever" (Segrave / Pfitzner 2020, p. 6). DFV organizations supporting women with insecure immigration status reported an increase in the number of calls for help during this period (inTouch 2020; Rushton 2020) and highlighted the safety risks for women who were isolated, economically dependent on a perpetrator, and/or prevented from earning an income, which was seen to intensify DFV and heighten risk. Experts also discussed the risks for women and children who were "locked down" with a perpetrator, noting that this could be compounded for those who were already socially isolated, had limited access to digital technologies, whose regular employment had been impacted, and who were excluded from pandemic-specific support measures (MCWH 2021; Rushton 2020; Segrave 2020).

In 2020, organizations, including frontline DFV services, adopted an increased and far more coordinated advocacy role, especially in the first year of the pandemic, pushing for changes to the federal government's pandemic response so that women with insecure immigration status experiencing DFV would be better supported. This involved securing immediate short-term funding to respond to pandemic-related issues, as well as long-term support through a series of measures, such as enhancing access to the social security system, public healthcare, supported housing, and legal and interpreting support (NAG 2020). DFV and community-based organizations also shifted the nature of their operations and sought funding from state and territory governments and the public to deliver food packages to victim-survivors and their children who were at risk

of destitution (inTouch 2020). Organizations also emphasized women's limited access to "tailored, accurate and multilingual information," advocating for state governments to direct funding to support migrant women's leadership (MCWH 2020, p. 3).

Media reporting also suggested that community members provided temporary housing to women and children fleeing violence who were unable to secure a place in a refuge (Rushton 2020). While much of the focus in the first year of the pandemic was on emergency relief during periods of lockdown, stakeholders from across the DFV sector continued to advocate for state recognition of the ways that immigrant women's experiences during the pandemic, including their heightened vulnerability to DFV, were connected to entrenched systemic inequalities (e.g., making support contingent on legal status). Stakeholders utilized this as an opportunity to challenge the grant of short-term funding for one-off interventions and advocate instead for a *whole-of-system* response to better serve immigrant women's specific needs (Segrave 2020).

5. Conclusion

The post-pandemic period points to structural issues that require attention by researchers, governments, institutions, policy makers, and service providers. As the US and Australia contexts illustrate, responsibility for care needs of marginalized cohorts, such as abused immigrant women, was assumed by community stakeholders in the absence of comprehensive state support. We suggest a contextual global approach (Abraham 2019) to understand how citizenship is framed; why migrant women continue to fall through the cracks, and service providers continue to perform "additional work" to ensure needs are met. The move to support victim-survivors seeking help over the phone or online highlighted existing issues surrounding women's limited or restricted access to digital technologies. There continues to be pandemic-related racism and discrimination impacting access to services. Although more attention and funding has been directed toward mental health, this support is often still shaped within the capitalist, market-oriented notions of individualized care. There is the need to critically examine the shifts of responsibilities to communities and community-based organizations to fill service, or *care* gaps in the absence of structural support and adequate resourcing. This involves questioning who gets access to these services, when, how, and what form such services take, and how citizenship and notions and practices of care are contoured.

The role of the state and policies and practices of governments during the pandemic around internal and external migration and citizenship had significant implications for those experiencing gender-based and intersectional violence. The shift to state dependence on funding of community-based organizations could

potentially be complicated in terms of connections between the nature of state funding and the types of needs and issues areas that are prioritized, as well as who is included and excluded from these service and support responses. Future policies and practices should include ensuring more openness and cooperation within the nation and among nations in the reduction of risk of DFV, be this in the contexts of crisis, post crisis, or non-crisis.

References

Abraham, Margaret (2000): Speaking the unspeakable: Marital violence among South Asian immigrants in the United States. New Brinswick, New Jersey: Rutgers University Press.

Abraham, Margaret (2021): Vulnerabilities, Violence, and Social Justice in Pandemic Times. Philippine Sociological Review, 69, pp.171-186.

Abraham, Margaret (Eds.) (2019): Sociology and social justice. Sage.

Abraham, Margaret / Aulenbacher, Brigitte (2019): Contested capitalism: Some reflections on countermovements, social justice and the task for sociology. In: Dörre, Klaus / Hartmut, Rosa / Becker, Karina / Bose, Sophie / Seyd, Benjamin (Eds.): Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des Berliner Journals für Soziologie, Wiesbaden: Springer VS, pp. 527–547.

Abraham, Margaret / Tastsoglou, Evangelia (2016): Addressing domestic violence in Canada and the United States: The uneasy co-habitation of women and the state. Current Sociology, 64(4), pp.568-585.

Anitha, Sundari / Gill, Aisha K. (2022): Domestic violence during the pandemic: 'By and for' frontline practitioners' mediation of practice and policies to support racially minoritised women. Organization, 29(3), pp.460-477.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2019): Re-Dicovering Justice. Some Insights from Research on Societal Development and Care in Contemporary Capitalism. In: Abraham, Margaret (Eds.): Sociology and Social Justice, Los Angeles, New Delhi, Singapore, Washington: Sage, pp.243-260.

Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne / Riegraf, Birgit (2018): Capitalism goes care: Elder and child care between market, state, profession, and family and questions of justice and inequality. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (Eds.), Care and Care Work – A Question of Economy, Justice and Democracy, Special Issue, Equality, Diversity and Inclusion, Vol. 37, No. 4, Emerald Publishing, United Kingdom, pp. 347–360.

Australian Human Rights Commission (AHRC) (2021): Australia's Response to the COVID-19 Pandemic. AHRC. https://humanrights.gov.au/sites/default/files/2020-10/australias_response_to_the_covid-19_pandemic_-_australias_third_upr_2021.pdf

Berg, Laurie / Farbenblum, Bassina (2020): As if we weren't humans: The abandonment of temporary migrants in Australia during COVID-19. https://media.business-humanrights.org/media/documents/AsifwewerenthumansReport.pdf

Boserup, Brad / McKenney, Mark / Elkbuli, Aadel (2020): Alarming trends in US domestic violence during the COVID-19 pandemic. The American Journal of Emergency Medicine, 38(12), pp. 2753–2755. https://doi.org/10.1016/j.ajem.2020.04.077

Boucher, Anna / Hooijer, Gerda / King, Desmond / Napier, Isabelle / Stears, Marc (2021): Covid-19: A crisis of borders. PS: Political Science & Politics, 54(4), pp.617-622. https://doi.org/10.1017/S1049096521000603

Chishti, Muzzafar / Pierce Sarah (2020): Crisis within a crisis. Migration Policy Institute. https://www.migrationpolicy.org/article/crisis-within-crisis-immigration-time-covid-19

Cleaveland, C. and Waslin, M., 2021. COVID-19: Threat and vulnerability among Latina immigrants, Affilia: Journal of Women and Social Work, 36(3), pp.272-281. https://doi.org/10.1177/0886109920985232

Farbenblum, Bassina / Berg, Laurie (2020): "We might not be citizens but we are still people": Australia's disregard for the human rights of international students during COVID-19. Australian Journal of Human Rights, 26(3), pp.486-506. https://doi.org/10.1080/1323238X.2021.1901645

Fitz-Gibbon, Kate (2021): Monash University Publishing.

Garcini, Luz M. / Domenech Rodríguez, Melanie M. / Mercado, Alfonso / Paris, Manuel (2020): A tale of two crises: The compounded effect of COVID-19 and anti-immigration policy in the United States. Psychological Trauma: Theory, Research, Practice, and Policy, 12(S1): S230-S232. https://doi.org/10.1037/tra0000775

Gibson, Jano / Moran, Alexis (2020): As coronavirus spreads, 'it's time to go home' Scott Morrison tells visitors and international students. ABC News. https://www.abc.net.au/news/2020-04-03/coronavirus-pm-tells-international-students-time-to-go-to-home/12119568

Harmony Alliance (2021): Migrant and refugee women in the COVID-19 pandemic: Impact, resilience, and the way forward. National Consultation Report. Harmony Alliance.

Huang, Grace / Pyo, Yein (2020): Asian Pacific Institute on Gender-Based Violence. https://api-gbv.org/wp-content/uploads/2020/11/Impact-of-COVID-19-on-API-Survivors_Oct-2020FINAL.pdf

inTouch Multicultural Centre Against Family Violence (2020): inSpire initiative delivers food relief to families in crisis. inTouch. https://intouch.org.au/inspire-food-relief/

Kennedy, Else (2020): 'Time for action': Three international students allegedly murdered amid coronavirus. Guardian Australia. https://www.theguardian.com/society/2020/dec/01/time-for-action-three-international-students-allegedly-murdered-amid-coronavirus

Loweree, Jorge / Reichlin-Melnick, Aaron / Ewing, Walter A. (2020): The impact of COVID-19 on noncitizens and across the US immigration system. American Immigration Council. https://www.americanimmigrationcouncil.org/sites/default/files/research/the_impact_of_covid-19_on_noncitizens_and_across_the_us_immigration_system_0.pdf

Multicultural Centre for Women's Health (2020): It's time to listen to migrant women. MCWH. https://www.mcwh.com.au/its-time-to-listen-to-migrant-women/

Multicultural Centre for Women's Health (2021): Left Behind: Migrant and Refugee Women's Experiences of COVID-19. MCWH. https://www.genvic.org.au/focus-areas/genderequalhealth/womhen/

National Advocacy Group on Women on Temporary Visas Experiencing Violence (NAG) (2020): Open letter: Ministers urged to better protect women on temporary visas experiencing violence. NAG.

Parker, Brenda / Leviten-Reid, Catherine (2022): Pandemic precarity and everyday disparity: Gendered housing needs in North America. Housing and Society, 49(1), pp.10-37. https://doi.org/10.1080/08882746.2021.1922044

Pfitzner, Naomi / Fitz-Gibbon, Kate / Walklate, Sandra / Meyer, Silke / Segrave, Marie (2023): Violence against women during coronavirus: When staying home isn't safe. Wiesbaden: Springer Nature.

Rai, Aabha / Grossman, Susan F. / Perkins, Nathan H. (2020): The effects of COVID-19 on domestic violence and immigrant families. Greenwich Social Work Review, 2(1). pp. 84–96. https://ecommons.luc.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1138&context=socialwork_facpubs

Rushton, Gina (2020): Temporary visa holders at risk. The Saturday Paper. https://www.thesaturdaypaper.com.au/news/law-crime/2020/05/30/temporary-visa-holders-risk/15907608009904#hrd

Sapire, Rachel / Ostrowski, Jennifer / Maier, Malia / Samari, Goleen / Bencomo, Clarissa / McGovern, Terry (2022): COVID-19 and gender based violence service provision in the United States. Plos one, 17(2), pp.1-18. https://doi.org/10.1371/journal.pone.0263970

Segrave, Marie (2017): Temporary migration and family violence: an analysis of victimisation, vulnerability and support. Monash University. https://www.monash.edu/__data/assets/pdf_file/0003/1532307/temporary-migration-and-family-violence-an-analysis-of-victimisation-vulnerability-and-support.pdf
Segrave, Marie (2020): Coronavirus: Family violence and temporary migration in the time of COVID-19. Monash Lens. https://lens.monash.edu/@coronavirus-articles/2020/04/02/1379949/coronavirus-family-violence-and-temporary-migration-in-the-time-of-covid-19
Segrave, Marie / Pfitzner, Naomi (2020): Family violence and temporary visa holders during COVID-19. Monash University. https://bridges.monash.edu/articles/online_resource/Family_violence_and_temporary_visa_holders_during_COVID-19/12987938
South Asian SOAR (2022): South Asian SOAR. https://www.togetherwerise.report
UN Women (2020): COVID-19 and ending violence against women and girls. UN Women. https://www.unwomen.org/en/digital-library/publications/2020/04/issue-brief-covid-19-and-ending-violence-against-women-and-girls
Vasil, Stefani (2023): "I Came Here, and it Got Worse Day by Day". Violence against women, pp.1-29. https://doi.org/10.1177/10778012231159414
Women's Safety NSW (2020): Women's Safety NSW.

Academia, Wissen und Profession – Academia, knowledge production and profession

Gendered Troubles

Erforschte Konkurrenz und erlebte Kooperation in der Wissenschaft

Birgit Riegraf und Lena Weber

1. Einleitung

Wissenschaft hat sich jahrhundertelang als „a World without Women" (Noble 1992) entwickelt und damit sind auch Vorstellungen und Bewertungskriterien von guter Wissenschaft aus historischen Gründen eng mit einer Idealvorstellung des männlichen Wissenschaftlers verbunden (Aulenbacher / Riegraf 2010a). Die in das Wissenschaftssystem eingeschriebenen männlichen Prinzipien trugen zum Ausschluss des *Andersartigen* bei, u. a. von weiblichen Studierenden und Forschenden, wobei Geschlecht eng mit weiteren Exklusionsmechanismen, wie Klasse und Migrationsgeschichte verflochten ist (Alemann et al. 2019; Aulenbacher / Riegraf 2009; Möller 2018). Erst allmählich zu Beginn des 20. Jahrhunderts öffnete sich das deutsche Wissenschaftssystem für weibliche Studierende und Wissenschaftlerinnen und seit den 1990er-Jahren ist ein merklicher Anstieg des Frauenanteils im deutschen Wissenschaftssystem zu verzeichnen, wenn auch viel zu langsam und nicht zuletzt angetrieben durch den Erfolg von Gleichstellungspolitiken (Löther / Glanz 2017).

„Konkurrenz und Kooperation" (Modelmog / Gräßel 1994) lautet der Titel eines Sammelbandes, dessen Beiträge sich der Frage widmen, auf welche Weise die einstmals ausgeschlossenen Frauen*[1] Einlass in die akademische Welt fanden, wie es ihnen gelang, sich im Laufe der Jahrzehnte im Wissenschaftssystem zu etablieren und wie sie vereinzelt höhere Positionen erringen konnten. Die Beiträge des Bandes zeigen zugleich, dass sich die einstige solidarische „Schwesternschaft" mit neuartigen Konkurrenzverhältnissen zwischen Professorinnen und Nachwuchswissenschaftler:innen auseinandersetzen musste (Hagemann-White 1994, S. 21 f.).

1 Mit dem Begriff Frauen* verweisen wir darauf, dass lange Zeit ein asymmetrisches, binäres Geschlechterverhältnis für den Ausschluss vor allem von weiblich subjektivierten Personen verantwortlich war und immer noch ist, aber auch dass damit weitere komplexere Ungleichheits- und Ausschlussmechanismen verwoben sind. Wir möchten die Bezeichnung von Frauen* als intrakategorial intersektional verstanden wissen: Bestimmte Frauen* sind eher von Ausschluss – nach wie vor – betroffen als andere. Ebenso ist das binäre Geschlechterverhältnis dafür verantwortlich, dass Transpersonen und einige männlich subjektivierte Personen exkludiert werden.

Mit Brigitte Aulenbacher verbindet uns eine langjährige Freundschaft. Gemeinsam entfalteten wir Forschungsaktivitäten, die sich als Weiterführung der Diskussionstradition zum Begriffspaar *Konkurrenz und Kooperation* lesen lassen können. Unsere Forschungsarbeiten drehen sich um die Frage, in welcher Weise der *neoliberal* oder *economic shift in academia* Einzug hält und wie sich dies wiederum auf die Frage nach Konkurrenz und Kooperation innerhalb eines Geschlechts und zwischen den Geschlechtern im Wissenschaftssystem verbindet (Aulenbacher / Riegraf 2012). Untersucht haben wir u. a., wie die parallel eingeführten Gleichstellungspolitiken sich im Wissenschaftssystem mit diesem neuen Gefüge verbinden, deren Erfolge wiederum auf Kooperation und Solidarität angewiesen sind. Gemeinsam haben wir ausgelotet, welche Orte und Perspektiven von Kooperationen, Solidaritäten und Gleichstellungspolitiken innerhalb des Wissenschaftssystems existieren (der Sammelband Riegraf et al. 2010 ist ein Meilenstein).[2] Immer wieder dreht sich unsere Forschung um die Frage, wie sich die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung auf die Öffnung des Wissenschaftssystems für Wissenschaftlerinnen auswirkt und inwiefern sich gleichstellungspolitische Ansätze, wie die des Gender Mainstreaming, Diversity Management oder auch neuere intersektionale Ansätze mit Veränderungen im Wissenschaftssystem verweben oder sich gegenseitig ausschließen.

Im Folgenden geben wir Einblicke in diesen produktiven Diskussions- und Arbeitszusammenhang. In einem ersten Schritt entwickeln wir unsere Analyseperspektive und beschreiben den gemeinsamen Ausgangspunkt des *economic shift* in der Gesellschaft und Wissenschaft. In einem zweiten Schritt, wie sich dies in der wissenschaftlichen Lebensweise, die durch hegemoniale Männlichkeitskonzepte geprägt ist, darstellt, und drittens, wie im internationalen Vergleich Gleichstellungspolitiken an Universitäten Kooperation und Solidaritäten in der Wissenschaft institutionalisieren.

2. Das Erforschen von Konkurrenz: die unternehmerische Universität

Die „Konkurrenz im Gebiete des Geistigen" (Mannheim 2009 [1928]) um den Erkenntnisfortschritt ist eine grundlegende Antriebskraft für die Arbeit im Wissenschaftsbetrieb. Der wissenschaftliche Wettbewerb richtet sich nach der Vorstellung, dass die mit wissenschaftlichen Erkenntnissen verbundene Reputation denjenigen Forschenden zugeschrieben wird, welche zuerst überzeugend

2 In dem Forschungszusammenhang haben uns noch weitere Kolleginnen begleitet, die teils in andere Arbeitsbereiche innerhalb der Wissenschaft gewechselt sind, teils in andere Arbeitskontexte, dazu gehören Kristina Binner und Bettina Kubicek, denen an dieser Stelle unser ausdrücklicher Dank gehört.

und nachvollziehbar darüber in den einschlägigen *communities* berichten. „Entscheidend dabei ist, wer die Erkenntnis als erste gewinnt, wer die Entdeckung macht, wer die profilierte These formuliert" (Winter 2012, S. 22), denn nur den Ersten wird die Währung der Reputation in der Wissenschaft zuteil, die ein wichtiger Motor der Forschung und Wissenschaft ist. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat ihrerseits stets darauf aufmerksam gemacht, dass die Praktiken und normativen Strukturen der Wissenschaft keinesfalls geschlechtsneutral sind (vgl. etwa Schiebinger/Wördemann 2000). Die vermeintlich rein objektiven, meritokratischen und geschlechtsneutralen Bewertungskriterien in der Wissenschaft, anhand derer exzellente Persönlichkeiten ausgewählt werden, sind demnach durchzogen von geschlechtlichen Vorstellungen etwa von Professionalität, Exzellenz oder Führungskraft, die über einen *unconscious bias* zum Ausschluss von bestimmten Frauen* führen können (Beaufaÿs/Krais 2007; Heintz 2003; van den Brink/Benschop 2011). Gleichzeitig stellen diese Ansprüche an das wissenschaftliche Arbeiten und die entsprechende Leistung Ausschlussmechanismen für bestimmte Personen mit z. B. sorgeintensiven Lebensweisen dar.

Indirekte Ausschlüsse von Spitzenpositionen und Exzellenzforschung geschieht teilweise auch darüber, dass Arbeits- und Forschungsgebiete, in denen vornehmlich Wissenschaftlerinnen zu finden sind, abgewertet werden. Ihnen wird die wissenschaftliche Relevanz abgesprochen oder es wird ihre Objektivität angezweifelt, wie dies etwa über lange Zeit mit der Geschlechterforschung geschah und teilweise immer noch geschieht (Acker/Wagner 2017; Pereira 2017; Hark/Villa 2015).

In den letzten Jahrzehnten erreichte die deutschsprachige Wissenschaftslandschaft den *neoliberal shift*, wie er in der anglophonen *scientific community* bereits seit Jahren implementiert ist (Riegraf/Weber 2017). Verschiedenste Konzepte kursierten schon damals, um den Veränderungsprozess unter der gesellschaftlichen Ökonomisierung in der Wissenschaft zu beschreiben. Wir erinnern uns an ausführliche Debatten, mit welchem Begriff welche Schwerpunkte und Charakteristika des Transformationsprozesses hervorgehoben werden und welchen wir für unsere Untersuchungen verwenden, also welche Perspektive wir einnehmen wollen (Stichworte sind *new public management*, neoliberale Universität, Vermarktlichung, *academic capitalism*, …). Schließlich haben wir mit dem Konzept „entrepreneurial university" im Anschluss an Burton Clark (1998) weitergearbeitet, um zunächst den Fokus auf die neuen Steuerungspolitiken zu lenken. Die Perspektive richtet ihren Blick auf die organisationalen Veränderungen, durch die wissenschaftliche Einrichtungen zunehmend wie *normale* Organisationen, also wirtschaftliche Unternehmen, geführt, gesteuert und aufgebaut werden (Aulenbacher/Riegraf 2010b). Parallel zu den Veränderungen unter dem Leitbild der *unternehmerischen Universität* und teils damit verwoben, verbreiteten sich zunehmend gleichstellungspolitische Strategien und Konzepte an Universitäten.

In diesem Kontext wurde der *new managerialism* oder das *new public management* in der Wissenschaft einerseits mit Praktiken und Prinzipien assoziiert, die als *männlich* besetzt gelten, wie Wettbewerb, Rationalität, Hierarchie und Kontrolle (Barry et al. 2001; Barry et al. 2006, 2007, 2012; Prichard 1996, 2000; Prichard 2007; Thomas/Davies 2002). Andererseits werden in der Geschlechterforschung eher Chancen in den beschriebenen Transformationsprozessen für ein symmetrisches Geschlechterverhältnis betont. Diese Arbeiten sehen diese Prozesse insofern als Gelegenheitsfenster an, dass bisherige männlich geprägte Normen und Praktiken aufbrechen könnten, die zu sozialen Öffnungsprozessen der Wissenschaft beitragen. Frauen* in Managementpositionen seien zudem als *change agents* am Wandel beteiligt und können ihn im Sinne der Geschlechtergerechtigkeit mitgestalten (Deem 1998, 1999; Deem/Ozga 1997, 2000; Goode/Bagilhole 1998).

Vor dem Hintergrund der skizzierten Entwicklung und Einschätzungen formulierten wir mit Bezug auf die Analysen von Angelika Wetterer (2002) die Forschungsthese, dass Frauen* zu einem Zeitpunkt vermehrt Zugang zur Wissenschaft erlangen, in dem das Feld gesellschaftliche Abwertung erfährt (Aulenbacher et al. 2012; Aulenbacher/Riegraf 2010a; Riegraf/Weber 2014): in Form von Legitimationskrisen, Prekarisierung von Stellenformaten, leistungsorientierter Besoldung der Professuren, zunehmenden Druck sich gesellschaftlichen Ansprüchen zu stellen, den Elfenbeinturm zu verlassen und mehr Wissenstransfer, Anwendungsorientierung und Vermarktlichung wissenschaftlicher Erkenntnis voranzutreiben.

3. Wissenschaftliche Lebensweise

In unserem Projektzusammenhang haben wir neben der Organisationsperspektive mit dem Ansatz der „alltäglichen und biographischen Arbeitsarrangements" weitergearbeitet, der durch einen erweiterten Arbeitsbegriff die Verwobenheit von privater und wissenschaftlicher Lebensweise sowie Arbeitsbedingungen mit geschlechtlichen Arbeitsteilungen und subjektiven Sichtweisen zu analysieren vermag (Aulenbacher et al. 2010; Aulenbacher et al. 2013; Aulenbacher/Riegraf 2011; Binner et al. 2010; Binner 2010; Binner/Weber 2019; Weber 2018).

Unsere Forschungsperspektive der alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements erlaubte es, über Arbeitsorganisationen hinaus auf die Verwobenheit des *Privaten* und des *Öffentlichen*, Entgrenzungen und die Auswirkungen auf die Geschlechterasymmetrien im Wissenschaftssystem zu blicken.

In unseren Analysen richteten wir unser Augenmerk vor allem auf die *rush hour* des Lebens: Postdoktorand:innen in der Familiengründungsphase und wie sie ihre wissenschaftliche Produktivität mit Ansprüchen an Elternschaft zusammenbringen (Binner/Weber 2019; 2022; Aulenbacher et al. 2013). Dabei

zeigte sich, dass es eher Vätern gelingt, Privilegien zu sichern oder selbst in beruflichen Auszeiten ihre wissenschaftliche Karriere bzw. Qualifikationsschriften voranzubringen, während den interviewten Müttern von ihren Familien und Vorgesetzten eher der volle Einsatz für die Wissenschaft mit dem Verweis auf den nun wichtigeren Lebensabschnitt als Mutter ausgeredet wurde. Die konstatierte Sorglosigkeit des Kapitalismus (Aulenbacher 2020) zeigt sich auf der Mikroebene durch eine *ideal worker norm,* die Personen als Arbeitnehmer:innen anvisiert und bevorteilt, die unabhängig, mobil, und zeitlich flexibel sind. Ähnlich liegen die Vorstellungen des idealen wissenschaftlichen Subjekts nicht weit davon entfernt. Hinzuzufügen ist, dass lange Phasen von Bewährungen und unsicheren Arbeitsverhältnissen auszuhalten sind. Die damit verbundene wissenschaftliche Lebensweise trägt dazu bei, dass Personen mit Sorgeverpflichtungen – allen voran Frauen* – vom wissenschaftlichen Schaffen abgehalten werden.

Die Erkenntnis, dass dies im Wesentlichen durch die institutionellen Rahmenbedingungen des Wohlfahrtsstaates geprägt wird, führte uns zu einer Weiterung des Forschungsblickes auf den internationalen Kontext.

4. Kooperation organisiert: Gleichstellungspolitiken an unternehmerischen Universitäten

Ein weiterer Schwerpunkt unserer gemeinsamen Forschung bestand folgerichtig darin, in den jeweiligen Länderkontexten und ihrer wohlfahrtsstaatlichen Ausrichtung Zusammenhänge zwischen der Ausgestaltung der unternehmerischen Universität und der Konzeption von Gleichstellungspolitik an Universitäten zu analysieren (Aulenbacher et al. 2014; Aulenbacher et al. 2015; Aulenbacher et al. 2016; Binner/Weber 2018). Neben unseren eignen Arbeitsstandorten Deutschland und Österreich führten uns Forschungskooperationen und -aufenthalte nach Großbritannien und Schweden (Berg et al. 2008; Chandler et al. 2012; Weber et al. 2012).

Wohlfahrtsstaatlich sind Deutschland und Österreich als konservativ kategorisiert (Esping-Andersen 1990) und ähnlich stark am männlichen Ernährermodell ausgerichtet (Pfau-Effinger 2004). In der Gleichstellungpolitik haben sich jedoch je eigene Schwerpunkte entwickelt: der deutsche Wissenschaftsstandort eher in die Richtung Gleichstellung als Wettbewerbskriterium; während Österreich den Weg beschritten hat, betriebswirtschaftliche Instrumente des Gender Controlling an Universitäten einzuführen (Aulenbacher et al. 2014, S. 163). So ist in Deutschland das Zusammentreffen der Exzellenzinitiative, der Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards und des Professorinnenprogramms von Bund und Ländern von Bedeutung und hat entscheidende Auswirkungen auf das Geschlechterarrangement im Wissenschaftssystem. Bei den drei Programmen war jeweils das

Einreichen eines überzeugenden Gleichstellungskonzepts wesentlicher Bestandteil der Bewerbung, um zusätzliche finanzielle Mittel und/oder die Auszeichnung als Exzellenzuniversität zu erhalten.

In Österreich werden die Frauenanteile und das Ausmaß des *gender pay gap* Bestandteil der Wissensbilanzanalysen, die damit wichtige Indikatoren für Gleichstellung herstellen. „Gemeinsam ist beiden Ländern, dass sich die Universitäten dergestalt vermehrt über Gleichstellungspolitiken profilieren" (Aulenbacher et al. 2014, S. 165). Ein besonderes Merkmal, das im Vergleich zu anderen von uns erforschten Kontexten, Großbritannien und Schweden, auffällt, ist, dass sich vor allem *Familienfreundlichkeit* von Universitäten zunehmend als Wettbewerbsfaktor etabliert. Allerdings steht in Österreich die Einführung von Familienfreundlichkeit für eine neue Ära prekarisierter akademischer Karrieren, denn vor dem *economic shift* gab es einen nicht unerheblichen Anteil an unbefristeten Stellen im akademischen Mittelbau, die nun zunehmend abgebaut wurden. In Deutschland wird Familienfreundlichkeit hingegen zu einem neuen Zeichen für ein gesteigertes Bewusstsein, dass auch Akademiker:innen Familien und Sorgeverpflichtungen haben, um die sie sich von Zeit zu Zeit kümmern wollen und müssen (Aulenbacher et al. 2014, S. 168).

Die Analyse zu Großbritannien und Schweden fassten wir als „most different cases, but similar consequences" zusammen (Aulenbacher et al. 2015, S. 30; Aulenbacher et al. 2016). Während Großbritannien sehr stark am Marktliberalismus ausgerichtet ist, hat Schweden traditionell eine deutliche Orientierung an sozialdemokratischen Werten. Das männliche Ernährermodell ist auch in Großbritannien weit verbreitet, während in Schweden vergleichsweise früh das *dual earner modell* für familienpolitischen Entscheidungen zugrunde gelegt und ein flächendeckender Ausbau guter Kinderbetreuungsangebote vorangetrieben wurde. Ebenso weit auseinander liegen die gleichstellungspolitischen Ansätze. Die schwedische Wissenschaftspolitik hat besonders ausgeprägt die Geschlechterforschung gefördert und über diesen Weg versucht, Gleichstellung in der Wissenschaft zu erhöhen. In Großbritannien hingegen ist Gleichstellungspolitik keine staatliche Aufgabe in der Wissenschaft, sondern wird eher als störende Intervention angesehen. Hier haben sich vor allem sogenannte *business case*-Ansätze wie der Athena SWAN Award verbreitet, über die sich Universitäten in der Konkurrenz um wissenschaftliches Personal und Student:innen als besonders gleichstellungsorientiert und engagiert darstellen können. In beiden Wissenschaftssystemen wurde ein unterschiedliches Evaluationsverfahren eingeführt, anhand dessen sich die finanzielle Zuwendung der Universitäten orientiert. Gemeinsam ist in beiden Ländern, dass es keine besondere Wahrnehmung einer Familienfreundlichkeit von Universitäten bedarf: in Schweden, weil dafür der Staat generell Sorge trägt, in Großbritannien allerdings, weil dies eine privat zu lösende Aufgabe ist. In beiden Fällen wird daher die Universität als Organisation nicht verpflichtet.

Die unterschiedlichen Entwicklungen in den Ländern zeigen, dass sich die *unternehmerische Universität* und Gleichstellungspolitiken weder per se ausschließen noch per se gut miteinander vertragen. Vielmehr liegt es in der Hand der hochschulpolitischen Akteur:innen, wichtige Signale sowie grundlegende und nachhaltige Voraussetzungen für ein gelingendes Miteinander zu schaffen. Schließlich hat jede dieser Verbindungen auch ihren Preis und stellt einige gerechtigkeitsorientierte Ansprüche hinten an. Gleichstellungspolitische Errungenschaften bleiben dabei selbst „prekär" (Binner/Weber 2018) und müssen stets neu eingefordert werden.

5. Abschließende Worte

Die Anwesenheit von Wissenschaftlerinnen im Wissenschaftssystem und die Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung war eine Provokation für die bis dahin etablierte Wissenschaft, die als exklusive Welt zunächst unter Ausschluss von Frauen* und des Weiblichen entstanden ist. Inzwischen sind sowohl Wissenschaftlerinnen, Gleichstellungspolitik als auch die Geschlechterforschung im Wissenschaftssystem angekommen und haben sich erfolgreich institutionalisiert. Gleichstellungsakteur:innen und Wissenschaftlerinnen sind längst auch maßgeblich an der Erneuerung und Gestaltung von Hochschulen und Forschungseinrichtungen beteiligt. Dies ist nicht unumstritten und wird vermutlich noch lange Zeit umkämpft bleiben. Daher ist es ein grundlegendes Fundament gelingender Veränderungsprozesse und Auseinandersetzungen im Sinne egalitärer Geschlechterverhältnisse in Wissenschaft und Gesellschaft, Kooperationen zu bilden und Solidaritäten unter Wissenschaftlerinnen zu schaffen. Wir hatten das große Glück, gemeinsam mit Brigitte Aulenbacher einen Forschungskontext aufbauen zu können, der sich nicht allein wissenschaftlich mit dem Thema auseinandersetzte, sondern sich gleichzeitig in gelebte Praxis verwirklichte. Auf diesem Weg danken wir für den kooperativen Arbeitszusammenhang und die Freundschaft, die gerade im kompetitiv ausgestalteten Wissenschaftssystem besonders wertvoll und keineswegs selbstverständlich ist.

Literatur

Acker, Sandra/Wagner, Anne (2017): Feminist scholars working around the neoliberal university. Gender and Education 31, H.1, S. 62–81.

Alemann, Annette von/Riegraf, Birgit/Weber, Lena (2019): Komplexe Ungleichheitslagen in Organisationen. Empirische Beispiele aus dem Themenfeld Gleichstellungs- und Vereinbarkeitspolitiken. In: Gruhlich, Julia/Seeliger, Martin (Hrsg.): Intersektionalität, Arbeit und Organisation. Weinheim: Beltz-Juventa, S. 84–98.

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina/Binner, Kristina/Décieux, Fabienne (Hrsg.),

Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus: zwischen Emanzipation und Ausbeutung. Wiesbaden: Springer VS. S. 125–147.
Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Kubicek, Bettina (2013): Sicherheit durch Leistung … und die Frage der Geschlechtergleichheit. AssistenzprofessorInnen im Wandel der österreichischen Universitäten und als GrenzmanagerInnen zwischen Wissenschaft und Familie. In: Binner, Kristina / Kubicek, Bettina / Rozwandowicz, Anja / Weber, Lena (Hrsg.): Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Zwischen Aufbruch und Beharrung. Münster: Westfälisches Dampfboot . S. 171–192.
Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2010): „Brot und Rosen". Oder: Der unerhörte Anspruch auf ein gutes Leben innerhalb und außerhalb der Wissenschaft. In: Bauschke-Urban, Carola / Kamphans, Marion / Sagebiel, Felizitas (Hrsg.): Subversion und Intervention: Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung. Opladen: Barbara Budrich. S. 139–154.
Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2012): Wissenschaft in der Entrepreneurial University – feminisiert und abgewertet? In: WSI Mitteilungen 65, H. 6, S. 405–411.
Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2014): Wissenschaft – unternehmerisch, geschlechtergerecht, familienfreundlich? Über deutsche und österreichische Universitäten im europäischen Hochschulraum. In: Gruhlich, Julia / Riegraf, Birgit (Hrsg.): Transnationale Räume und Geschlecht. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 155–173.
Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2015): Wandel der Wissenschaft und Geschlechterarrangements. Organisations- und Steuerungspolitiken in Deutschland, Österreich, Großbritannien und Schweden. In: Beiträge zur Hochschulforschung 37, H. 3, S. 22–38.
Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2016): Die unternehmerische Universität im Wohlfahrtsstaat. Wissenschaftliches Arbeiten, prekäre Beschäftigung und soziale Ungleichheiten in Großbritannien, Schweden, Deutschland und Österreich. In: Baur, Nina / Besio, Cristina / Norkus, Maria / Petschick, Grit (Hrsg.): Wissen – Organisation – Forschungspraxis. Der Makro-Meso-Mikro-Link in der Wissenschaft. Weinheim: Beltz-Juventa, S. 122–154.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2009): Markteffizienz und Ungleichheit – Zwei Seiten einer Medaille? Klasse / Schicht, Geschlecht und Ethnie im Übergang zur postfordistischen Arbeitsgesellschaft. In: Aulenbacher, Brigitte / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Arbeit. Perspektiven und Diagnose der Geschlechterforschung. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 230–248.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2010a): The new entrepreneurship in science and changing Gender arrangements. Approaches and perspectives. In: Riegraf, Birgit / Aulenbacher, Brigitte / Kirsch-Auwärter, Edit / Müller, Ursula (Hrsg.): GenderChange in Academia. Re-mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective. Wiesbaden: Springer VS, S. 61–73.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2010b): WissenschaftlerInnen in der Entrepreneurial University: Über den Wettbewerb der Hochschulen und die Bewegungen in den Geschlechterarrangements. In: Ernst, Waltraud (Hrsg.): Geschlecht und Innovation. Gender-Mainstreaming im Techno-Wissenschaftsbetrieb. Berlin: LIT-Verlag. S. 167–184.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2011): Die Analyse alltäglicher und biografischer Arbeitsarrangements als Weg arbeits- und industriesoziologischer Sozial- und Zeitdiagnostik. In: aisstudien 4, H. 2, S. 74–90.
Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit 2012: Economical shift und demokratische Öffnung – Uneindeutige Verhältnisse in der unternehmerischen und geschlechtergerechten Universität. In: die hochschule 21, H. 2, S. 291–303.
Barry, Jim / Berg, Elisabeth / Chandler, John (2006): Academic Shape Gifting: Gender, Management and Identities in Sweden and England. In: Organization 13, H. 2, S. 275–298.

Barry, Jim / Berg, Elisabeth / Chandler, John (2007): Women's Movement and New Public Management: Higher Education in Sweden and England. In: Public Administration 85, H. 1, 103–122.
Barry, Jim / Berg, Elisabeth / Chandler, John (2012): Movement and Coalition in Contention: Gender, Management and Academe in England and Sweden. In: Gender, Work & Organization 19, H. 1, S. 52–70.
Barry, Jim / Chandler, John / Clark, Heather (2001): Between the Ivory Tower and the Academic Assembly Line. In: Journal of Management Studies 38, H. 1, S. 87–101.
Beaufaÿs, Sandra / Krais, Beate (2007): Wissenschaftliche Leistung, Universalismus und Objektivität. In: Gildemeister, Regine / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 76–98.
Berg, Elisabeth / Barry, Jim / Piippola, Salia / Chandler, John (Hrsg.) (2008): Dilemmas of Identity, New Public Management and Governance. Selected papers from the 11th International Research Conference, hosted by Luleå University of Technology, Department of Human Work Science.
Binner, Kristina (2010): Is Science as Way of Life in Transition? Some Notes about the every day style of academics in Germany. In: Riegraf, Birgit / Aulenbacher, Brigitte / Kirsch-Auwärter, Edit / Müller, Ursula (Hrsg.): GenderChange in Academia. Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective. Wiesbaden: Springer VS. S. 149–159.
Binner, Kristina / Kubicek, Bettina / Weber, Lena (2010): Geschlechterarrangements in den Entrepreneurial Universities. Ein Blick auf Disziplinen, Arbeits- und weiteren Lebensverhältnisse. In: Feministische Studien 28, H. 1, S. 71–84.
Binner, Kristina / Weber, Lena (2018): Prekäre Gleichstellungspolitiken in der unternehmerischen Universität im europäischen Vergleich. In: Laufenberg, Mike / Erlemann, Martina / Norkus, Maria / Petschick, Grit (Hrsg.): Prekäre Gleichstellung. Geschlechtergerechtigkeit, soziale Ungleichheit und unsichere Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 27–48.
Binner, Kristina / Weber, Lena (2019): Zwischen „Exzellenz" und Existenz. Wissenschaftskarriere, Arbeits- und Geschlechterarrangements in Deutschland und Österreich. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 11, H. 1, S. 31–46.
Binner, Kristina / Weber, Lena (2022): Excellent and Care-less? Gendered Everyday Practices of Early-Career Scholars in Germany and Austria. In: Jenkins, Fiona / Hoenig, Barbara / Weber, Susanne M. / Wolfram, Andrea (Hrsg.): Inequalities and the Paradigm of Excellence in Academia. LondonRoutledge. S. 228–243.
Chandler, John / Barry, Jim / Berg, Elisabeth (Hrsg.) (2012): Dilemmas for Human Services. Papers from the 15th International Research Conference 2011. London: University of East London Press.
Clark, Burton (1998): Creating entrepreneurial universities. Organizational pathways of transformation. Oxford, : Pergamon.
Deem, Rosemary (1998): ‚New Managerialism' and Higher Education: The Management of Performances and Cultures in Universities in the United Kingdom. In: International Studies in Sociology of Education 8, H. 1, S. 47–70.
Deem, Rosemary (1999): Power and Resistance in the Academy – the Case of Women Academic Managers. In: Whitehead, Stephen M. / Moodley, Roy (Hrsg.): Transforming Managers. Gendering Change in the Public Sector. London: UCL Press. S. 67–84.
Deem, Rosemary / Ozga, Jennifer T. (1997): Women Managing For Diversity in a Post Modern World. In: Marshall, Catherine (Hrsg.): Feminist Critical Policy Analysis. A Perspective From Post Secondary Education. London Falmer Press. S. 25–40.
Deem, Rosemary / Ozga, Jennifer T. (2000): Transforming Post-Compulsory Education? Femocrats at Work in Academy. In: Women's Studies International Forum 23, H. 2, S. 153–166.
Esping-Andersen, Gosta (1990): The Three Worlds of Welfare Capitalism. Cambridge: Polity Press.

Goode, Jackie / Bagilhole, Barbara (1998): Gendering the Management of Change in Higher Education. A Case Study. In: Gender, Work & Organization 5, H. 3, S. 148–164.
Hagemann-White, Carol (1994): Feministische Wissenschaft und feministische Herrschaft. Zum Problem einer Familialisierung von Macht. In: Modelmog, Ilse / Gräßel, Ulrike (Hrsg.): Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt? Münster: LIT Verlag. S. 13–26.
Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (Hrsg.) (2015): Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: Transcript.
Heintz, Bettina (2003): Die Objektivität der Wissenschaft und die Partikularität des Geschlechts. Geschlechterunterschiede im interdisziplinären Vergleich. In: Wobbe, Theresa (Hrsg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld: Transcript. S. 211–237.
Löther, Andrea / Glanz, Sabrina (2017): Evaluation des Professorinnenprogramms des Bundes und der Länder: Zweite Programmphase und Gesamtevaluation. CEWS.publik, Nr. 22. Köln: GESIS.
Mannheim, Karl (1928/2009): Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen. In: Mannheim, Karl (Hrsg.): Schriften zur Wirtschafts- und Kultursoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 81–120.
Modelmog, Ilse / Gräßel, Ulrike (Hrsg.) (1994): Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt? Münster: LIT Verlag.
Möller, Christina (2018): Diverse Professorenschaft? Intersektionale Erkenntnisse am Beispiel der Universitäten in Nordrhein-Westfalen. In: CEWS.journal, NR. 114, S. 67–70.
Noble, David F. (1992): A World Without Women. The Christian Clerical Culture of Western Science. New York: Alfred A. Knopf.
Pereira, Maria do Mar (2017): Power, Knowledge and Feminist Scholarship. An Ethnography of academia. London: Routledge.
Pfau-Effinger, Birgit (2004): Socio-historical paths of the male breadwinner model – an explanation of cross-national differences. In: The British journal of sociology 55, H. 3, S. 377–399.
Prichard, Craig (1996): Managing Universities: Is It Men's Work? In: Collinson, David L. / Hearn, Jeff (Hrsg.): Men as Managers, Managers as Men. Critical Perspectives on Men, Masculinities and Managements. London: Sage. S. 227–238.
Prichard, Craig (2000): Making Managers in Universities and Colleges. Buckingham (England): Society for Research into Higher Education & Open University Press.
Prichard, Rosalind (2007): Gender Inequality in British and German Universities. In: Compare 37, H. 5, S. 651–669.
Riegraf, Birgit / Aulenbacher, Brigitte / Kirsch-Auwärter, Edit / Müller, Ursula (Hrsg.) (2010): GenderChange in Academia. Re-mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective. Wiesbaden: Springer VS.
Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2014): Die Universität als Gendered Organization: Abwertung und Feminisierung in der Entrepreneurial University? In: Burkhardt, Anke / Hilbrich, Romy / Hildebrandt, Karin / Schuster, Robert (Hrsg.): Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht. Berlin: Akademische Verlagsanstalt. S. 23–42.
Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2017): Excellence and Gender Equality Policies in Neoliberal Universities. In: Gender a výzkum / Gender and Research 18, H. 1, S. 92–112.
Schiebinger, Londa / Wördemann, Karin (2000): Frauen forschen anders. Wie weiblich ist die Wissenschaft? München: Beck.
Thomas, Robyn / Davies, Annette (2002): Gender and New Public Management: Reconstituting Academic Subjectivities. In: Gender, Work & Organization 9, H. 4, S. 372–397.
Van den Brink, Marieke / Benschop, Yvonne (2011): Gender practices in the construction of academic excellence. Sheep with five legs. In: Organization 19, H. 4, S. 507–524.

Weber, Lena (2018): Arbeit – Leben: wechselseitiges Verflechtungsverhältnis aus der Sicht der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate / Riegraf, Birgit / Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS. S. 87–94.
Weber, Lena / Binner, Kristina / Kubicek, Bettina (2012): Hard Times in Academe: The Devaluation of the Academic Profession and Gender Arrangements. In: Chandler, John / Barry, Jim / Berg, Elisabeth (Hrsg.): Dilemmas for Human Services. Papers from the 15th International Research Conference 2011. London: University of East London Press. S. 139–144.
Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work" in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UKV Verlag.
Winter, Manfred (2012): Wettbewerb im Hochschulwesen. In: die hochschule, H. 2, S. 17–45.

Ökonomisierungsprozesse und Geschlechterverhältnisse an Hochschulen im Kontext von Gesellschaftsanalyse

Kristina Binner, Johanna Grubner und Katharina Kreissl

1. Einleitung

Der zähe Kampf von Frauen in die Wissenschaft hinein und die Schwierigkeit, dort zu bleiben, ist ein traditionsreiches Thema innerhalb der feministischen Theorie und Geschlechterforschung. Die Anfänge der Forschung zur sozialen Ungleichheit im Wissenschaftssystem gingen weltweit vor allem auf die Frauen(bewegungen) selbst und die sich institutionalisierende Frauen- und Geschlechterforschung zurück.

Wie notwendig eine historisch verankerte Auseinandersetzung mit dem universitären Betrieb ist, zeigt sich u. a. in der alarmierenden Wissenschaftsfeindlichkeit und dem Backlash gegen feministische, kritische Forschung in Zeiten populistischer Diskursverschiebungen. Diese Entwicklungen sind nicht nur durch aktuelle Verschärfungen gesellschaftlicher Konflikte (Pandemie, Klimakrise etc.) zu erklären, sondern auch maßgeblich beeinflusst durch Veränderungen des wissenschaftlichen Feldes und Reformen in der Institution Universität, wie wir im Folgenden noch erklären werden.

Ab Beginn der 2010er-Jahre setzen sich Brigitte Aulenbacher und Kolleg:innen (2010a; 2010b) mit diesen Wandlungsprozessen auseinander. Ihr Hauptaugenmerk legen sie dabei einerseits auf die Strukturveränderungen, die diese Entwicklungen – u. a. die Implementierung des *New Public Management* (NPM) – für die Hochschulen als „autonome Organisationen" (Aulenbacher et al. 2015, S. 27) mit sich brachten, und andererseits auf die Wirkungen, die diese für akademisch Arbeitende und für das produzierte Wissen zeitigen. Ins Blickfeld rücken dadurch zwei zentrale Aspekte der Debatte um die *Entrepreneurial University* (Clark 1998): die systematische Analyse der Verflechtungen von Ökonomisierungstendenzen und Geschlechterarrangements sowie die konsequente Anwendung eines erweiterten Arbeitsbegriffes und damit eine Verortung wissenschaftlicher (Arbeits-)Bedingungen in der Debatte um Arbeit und Leben (Jürgens 2006).

Mit Rekurs auf die Untersuchungen von Brigitte Aulenbacher und Kolleg:innen und unter Berücksichtigung weiterer Erkenntnisse werden wir in diesem Beitrag die Veränderungen an den Hochschulen in ihrer Bedeutung für *Geschlechter- und Arbeitsarrangements* aufzeigen. Das tun wir exemplarisch anhand von drei Themenbereichen, die den Beitrag strukturieren: (1) Wissenschaftler:innen als ver-

meintlich sorglose Subjekte, (2) die sich verändernden Arbeitsbedingungen der Wissensproduktion und deren Auswirkungen auf das produzierte Wissen sowie (3) das ambivalente Ineinandergreifen von Ökonomisierungstendenzen und universitären Gleichstellungsbelangen.

Wir erachten diese Aspekte aus zweierlei Gründen als besonders relevant. Einerseits gilt es vor dem Hintergrund zunehmender Angriffe auf Wissenschaft, und hier insbesondere auf Disziplinen wie die Geschlechterforschung, sorgfältig auf jene Entwicklungen im Wissenschaftsbetrieb zu achten, die einer Vielfalt von Forschungsperspektiven und -methoden, aber auch von Wissenschaftler:innen entgegenwirken. Andererseits ist Wissensproduktion und -legitimation in Zeiten multipler Krisen von essentieller Bedeutung, um notwendige Werkzeuge für sozial-ökologische Transformation und den Abbau von Ungleichheitsachsen zur Verfügung zu stellen.

2. Wissenschaftler:innen als sorglose Arbeitsnomaden?

Die „klassische" Arbeits- und Industriesoziologie thematisierte Wissenschaftler:innen als Arbeitssubjekte in spezifischen Arbeits- und Lebenswelten und damit einhergehende Geschlechterverhältnisse kaum (Moldaschl/Holtgrewe 2003). Der wissenschaftliche Arbeitsalltag war mit dem gängigen Begriffs- und Analyseinstrumentarium lange Zeit wenig fassbar. Interessante theoretische Perspektiven ergaben sich in den 1990er/2000er-Jahren mit Debatten, die sich unter den Stichworten der *Subjektivierung* und *Entgrenzung* mit wandelnden Anforderungen an Arbeitssubjekte beschäftigten (exemplarisch: Gottschall/Voß 2003). Welche Potentiale, aber auch Leerstellen solche Konzepte aus einer Geschlechterperspektive bergen, zeigte Brigitte Aulenbacher (2005) u. a. in ihrer Habilitation. Daran und vor allem an Arbeiten feministischer Klassiker:innen wie Regina Becker-Schmidt und Vertreter:innen der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung anschließend, arbeitet sie zusammen mit Kolleg:innen eine Perspektive heraus, die zunächst an dominanten Vorstellungen über wissenschaftliches Arbeiten und Leben ansetzt. Es wird davon ausgegangen, dass sich in sogenannten *Leitbildern* Vorstellungen einer spezifischen Lebensführung transportieren und damit gesellschaftliche Verhaltenserwartungen an Wissenschaftssubjekte artikuliert werden (Aulenbacher 2003; Aulenbacher et al. 2014a). Diese definieren zugleich, wer in den Wissenschaftsbetrieb passt und wer eben nicht – um es ein wenig salopp zu formulieren –, oder um es zugespitzter zu fassen, wer in welcher Weise passend gemacht werden muss.

Als wirkmächtige Leiterzählung in der Wissenschaft gilt neben der Idee, in „Einsamkeit und Freiheit" zu forschen, die Vorstellung der „Wissenschaft als Lebensform" (Mittelstraß 1982). Damit ist eine Arbeits- und Lebensform impliziert, die auf der Imagination von einem „rational-distanziertem, vergeistigtem, auto-

nomen Subjekt ohne Körper, das möglichst abgeschottet von der Gesellschaft in einem macht- und interessensfreiem Raum Wahrheiten produziert", basiert (Dobusch et al. 2012, S. 79). Die dafür notwendige „Befreiung" von alltäglichen Belangen der Daseinsfürsorge und/oder Betreuungsverpflichtungen wird und wurde durch ein spezifisches Arbeits- und Geschlechterarrangement gestützt, in dessen Rahmen Frauen auf die gesellschaftlich notwendigen und zugleich unbezahlten Reproduktionstätigkeiten im Privaten verwiesen wurden (Aulenbacher et al. 2010a; Binner 2010). Wie sich unter solchen Vorzeichen wissenschaftliches Arbeiten und Leben von Nachwuchswissenschaftler:innen mit Sorgeverpflichtungen darstellen, haben Brigitte Aulenbacher und Kolleg:innen vor allem mit Blick auf den alltäglichen Arbeits- und Lebensvollzug herausgearbeitet (zum Theoriekonzept: Aulenbacher / Riegraf 2011).

Unter den zahlreichen, aufschlussreichen empirischen Einzelbefunden dazu fällt auf, dass es nach wie vor die Frauen sind, die „Passungen" vornehmen: Sie machen den Familienalltag „passend" zu ihrer Arbeit und umgekehrt, mit dem Preis von teilweise fragmentierten Arbeitstagen, an denen oftmals in den Randzeiten – frühmorgens oder nachts – gearbeitet wird, Tätigkeiten parallel verübt werden (Lehrvorbereitung auf dem Spielplatz) oder lebensweltliche Ansprüche (z. B. an Kochen oder Putzen) reduziert werden bzw. auf Rationalisierungspotential abgeklopft werden (Binner / Weber 2017; Binner / Weber 2019). Damit einher geht nicht selten ein Mangel an Freizeit, Hobbys und/oder Selbstsorge – oftmals verdichtet in einem Schlafdefizit. Das aktive „Passendmachen" von Wissenschaft und Leben wird von den Wissenschaftler:innen also vor allem als individueller Kraftakt gemeistert. Oft wird der Mangel an Selbstsorge gar als eigenes individuelles Scheitern (z. B. als fehlende Organisationsleistung) wahrgenommen. Wie wir im Folgenden zeigen werden, ist die Einstufung des Scheiterns an strukturellen Gegebenheiten als selbstverschuldet ein Aspekt, der sich auch im Kontext der Vermessung von wissenschaftlicher Leistung und im Diskurs um Vereinbarkeit wiederfinden lässt. Geschlechterungleichheiten im veränderten Wissenschaftsbetrieb zeigen sich weiterhin – wenn auch in neuem Gewande wie an den Beispielen Selbstsorge oder auch beim Exzellenzdiskurs sichtbar wird. Mit der verstärkten Orientierung an *Exzellenz* und damit verbundenen Forschungs-, Publikations- und auch Mobilitätserwartungen wird der sogenannte „myth of the independent researcher" (Barnes 1996, S. 107) insofern reproduziert, als Sorgebedürfnisse von anderen und sich selbst gegenüber ignoriert werden (Binner 2017). Wie sich die erhöhten Leistungsansprüche mit zunehmend entfristeten Beschäftigungsverhältnissen und der Quantifizierung von Leistung paaren und welche Auswirkungen dies auf die Wissenschaftler:innen und das Wissen selbst zeitigen, diskutieren wir im folgenden Abschnitt.

3. Prekarisierung, Vermessung und Folgen für das produzierte Wissen

Das Berufsfeld Wissenschaft, besonders im deutschsprachigen Raum, ist stets ein Ort der Verunsicherung und Prekarität gewesen, wie Max Weber in seiner vielzitierten Abhandlung „Wissenschaft als Beruf" (1930) betont. Der Unsicherheit von wissenschaftlichen Karrieren als vermeintlich universales Charakteristikum wissenschaftlicher Arbeit wird aber international unterschiedlich durch die Ausgestaltung von Karriere- und Beschäftigungsverhältnissen begegnet. Die jüngsten Universitätsreformen in Deutschland und Österreich haben die Zonen der Vulnerabilität für den wissenschaftlichen Nachwuchs massiv ausgeweitet (Kreissl et al. 2018). Brigitte Aulenbacher und Kolleg:innen zeigen hier mit Blick auf Österreich, dass die Rechnung „Leistung gegen Sicherheit" (Aulenbacher et al. 2013) nicht stimmt. Bot das österreichische Karrieresystem bis zur Neugestaltung des Universitätsgesetzes (UG) in den 1990er-Jahren noch die Aussicht auf Verbeamtungen, ist damit durch den Einzug von Befristungen und Rotationsstellen Schluss (Aulenbacher et al. 2016).

Mit den reformierten Personalstrukturen und dem institutionellen Wandel von Arbeitsbedingungen der Wissensproduktion sehen sich Wissenschaftler:innen auch mit veränderten Anforderungen konfrontiert. Der internationale Wettbewerb um verknappte entfristete Stellen, die *Metrisierung von Leistung* bzw. die Vermessung über quantitative Indikatoren, eine größtmögliche Publikationsdichte, Drittmittelakquise und Mobilität – alles Faktoren, die sich wesentlich auf Arbeits-, Lebens- und Denkräume von Wissenschaftler:innen auswirken. Das enge Geflecht aus Leistungs- und Evaluierungskriterien zwingt Wissenschaftler:innen dazu, ihre Ergebnisse gemäß dem Gebot der Nachvollziehbarkeit und Prüffähigkeit zu gestalten und sich in einen permanenten Wettbewerb miteinander zu setzen. Mit vermeintlich verobjektivierten Zahlen wird eine Art kontextlose Neutralität suggeriert – ausgeblendet werden einerseits Deutungskämpfe darüber, was als Leistung anerkannt wird, aber gleichzeitig auch jene Machtverhältnisse und Rahmenbedingungen, unter denen Leistung erbracht wird (Hark/Hofbauer 2018). Verunmöglicht wird damit auch eine kritische Reflexion darüber, welche privilegierten Positionen von jener Art der Leistungskontrolle profitieren und welche eben nicht, sodass auch die Problematisierung vergeschlechtlichter Exklusionsmechanismen in den Hintergrund tritt. Untersuchungen (Kreissl et al. 2018) zeigen, dass es Wissenschaftler:innen trotz kritischer Distanz zu den Vermessungstechniken schwerfällt, das Scheitern an den Leistungsanforderungen in einen strukturellen Kontext zu setzen, gleichsam „das Verdinglichte immer wieder in die Prozesse seines Gewordenseins unter bestimmten Bedingungen rückzuübersetzen" (Knapp 2018, S. 59).

Jene Vermessungstechniken fordern auch veränderte Strategien in der Wissensproduktion und -distribution: Schlagworte wie *publish or perish* (publizieren oder verschwinden), *least publishable unit* (das Zerteilen von komplexeren Forschungsergebnissen in möglichst viele Artikel) oder veränderte Zitations- und Rezeptionspraktiken zeugen davon. Beeinflusst werden damit auch Themen- und Methodenwahl. Der zunehmende Konkurrenzdruck kann sich auf Forschungsfragen auswirken und kritische Forschungsperspektiven marginalisieren, wenn diese sich als „riskantere Investitionen als der Mainstream" (Schimank 2000: 132) erweisen, bei dem „relativ verlässlich zumindest ein marginaler Erkenntnisschritt erwartbar ist" (ebenda). Die Orientierung von Forschungsleistungen an Marktkompatibilität bedeutet einerseits einen Nachteil für kritische Wissenschaften wie beispielsweise die Gender Studies, andererseits kann sie auch Wasser auf die Mühlen jener reaktionären Kräfte sein, die bewusst das Vertrauen in wissenschaftliche Legitimität destabilisieren.

Für die Produktion von Wissen ist neben einer Vielfalt an Forschungszugängen auch eine Vielfalt an Perspektiven und damit auch an sozialer Positionierung der Wissenschaftler:innen von Bedeutung, die u. a. durch vergeschlechtlichte Exklusionsmechanismen im Wissenschaftsbetrieb nach wie vor hartnäckig unterbunden wird. Frauen erobern zwar Schritt für Schritt ausgewählte Felder, gerade auf der Ebene der entfristeten Stellen und hier insbesondere der Professuren sieht es aber nach wie vor düster aus (BMBWF 2022). Auch die Leaky Pipeline hat sich in den letzten Jahren nicht wesentlich verbessert. In einem nächsten Schritt wenden wir uns der Entwicklung von Gleichstellungspolitiken der letzten Jahrzehnte zu und betrachten diese vor dem Hintergrund der jüngsten Universitätsreformen.

4. Unternehmerische Gleichstellung?

Sowohl das skizzierte Leitbild der:des sorglosen Wissenschaftler:in als auch die zunehmende Prekarisierung akademischer Beschäftigungsverhältnisse lassen, wie wir bisher gezeigt haben, die Geschlechterarrangements an den Universitäten nicht unbeeinflusst. Um bestehenden Ungleichheitsverhältnissen hier entgegenzuwirken, wurden ab Ende der 1990er-Jahre an europäischen Universitäten gleichstellungspolitische Maßnahmen implementiert. Wie diese Geschlechterpolitiken von neoliberalen Umbauprozessen tangiert werden, ist in den Arbeiten von Brigitte Aulenbacher und Kolleg:innen Gegenstand zahlreicher Untersuchungen. (exemplarisch: Aulenbacher/Riegraf 2010; Aulenbacher et al. 2012; Aulenbacher/Riegraf 2012; Aulenbacher et al. 2014b; Aulenbacher et al. 2016). Unter anderem an den Beispielen Deutschland und Österreich verdeutlichen die genannten Analysen, welche Wirkungen die Neupositionierung der Universitäten auf einem Quasi-Markt des Wettbewerbs um finanzielle Ressourcen und die zeitgleiche interne Reorganisation entlang des *New Public Management*

für universitäre Gleichstellungsbestrebungen aufweisen. Mit der Strategie des *Gender Mainstreaming* (GM) wurde in Österreich durch das Universitätsgesetz 2002 eine Doppelstruktur der Gleichstellung etabliert: Dem Kollegialorgan AKG (Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen) wurde eine neue Organisationseinheit, die Koordinationsstelle für Gleichstellung, zur Seite gestellt. Dies führte zu der Einschätzung, dass „Universitäten fühlbar mehr Interesse an gelingender Gleichstellung bzw. an Frauenanteilen" haben und sich „völlig neue Mitgestaltungsmöglichkeiten" in universitäre Entscheidungsprozesse einstellten (Hey 2014: 179). Es kann also durchaus argumentiert werden, dass durch die Einsetzung von Markt- und Organisationsprinzipien auch Gleichstellungsbelange vorangetrieben wurden (Aulenbacher et al. 2015; Striedinger et al. 2016). An österreichischen Hochschulen sind Gleichstellungspolitiken jedoch zugleich deutlich über staatliche Vorgaben verankert, sodass gleichstellungspolitische Ziele als Bestandteil von Leistungsvereinbarungen zwischen Ministerium und Universität und mit Wettbewerbsvorteilen verbunden sind (Aulenbacher et al. 2016; Binner/Weber 2017). Aufgrund dieses veränderten Verhältnisses von Staat und Universität ist die konkrete Ausgestaltung von Gleichstellungsmaßnahmen im akademischen Feld auch durch die Profilierungsmöglichkeiten eines universitären Wirtschaftsstandortes mitbestimmt. Diese Verquickung von Profitinteressen und Gleichstellungsmaßnahmen wird so zu einem Januskopf für die Belange der Gleichstellung, da diese nicht völlig in marktwirtschaftlichen Prinzipien aufgehen. Besonders das Konzept *Diversity Management* (DM) ist in diesem Zusammenhang aus feministischer Forschung als teils problematische Verknüpfung von Wirtschaftsinteressen und Gleichstellungszielen kritisiert worden (Wetterer 2003), da es sich als Konzept der Nutzung von Humanressourcen weit ab von emanzipatorischen Bestrebungen positioniert oder ihnen sogar zu wider laufen kann (Aulenbacher/Riegraf 2012; Jenkins 2022). Konzepten wie *GM* oder auch *DM* zeichnen sich dadurch aus, dass sie, anders als die zuvor angewendeten Frauenförderkonzepte, eine „rechtliche Unverbindlichkeit und inhaltliche Unbestimmtheit" (Aulenbacher/Riegraf 2012, S. 299) aufweisen und so auch in den Sog mikropolitischer und informeller Machtkonstellationen geraten. Aktuelle Studien (O'Connor/Montes-López 2022) bestätigen die Relevanz mikropolitischer Machtbeziehungen als entscheidenden Faktor für Einstellung und Beförderung von wissenschaftlichem Universitätspersonal. Frauen werden hierbei auch weiterhin strukturell benachteiligt – die Vorstellung geschlechtergerechter Universitätsstrukturen durch manageriale Governance bestätigt sich demnach in der Praxis nicht.

Als zentrales Ergebnis der ländervergleichenden Studien von Brigitte Aulenbacher und Kolleg:innen zeigt sich, dass Gleichstellungsbelange zwar von universitären Kontexten geprägt sind, Schwerpunktsetzungen aber eng mit dem jeweiligen wohlfahrtsstaatlichen Modell korrespondieren (Aulenbacher et al. 2014b; Aulenbacher et al. 2015; Aulenbacher et al. 2016; Binner/Weber 2018). So

schreiben sich Länder wie Deutschland und Österreich, die stark geschlechterkonservativ (Esping-Andersen 1990) geprägt sind, vermehrt „Familienfreundlichkeit" auf die Fahne, während die Organisation vom außerbetrieblichen Familienleben im marktliberalen Großbritannien als etwas gesehen wird, was in der privaten Eigenverantwortung der Wissenschaftler:innen liegt. Das Label „Familienfreundlichkeit" realisiert sich in der universitären Landschaft wesentlich durch Vereinbarkeitspolitiken. Gleichstellungsbestrebungen sollen durch die bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie vorangetrieben werden. Gleichstellungs- und Vereinbarkeitspolitiken im Rahmen der zunehmenden Ökonomisierung und Managerialisierung der Hochschulen zu analysieren, rückt jedoch eine Entwicklung unweigerlich ins Blickfeld: Die Etablierung von Exzellenzinitiativen. Diese unterliegen seit ihrem Aufkommen zahlreichen, insbesondere aus feministischer Richtung kritisch gelagerten Untersuchungen (Binner/Weber 2019; Jenkins et al. 2022; Kahlert 2018; Kreissl et al. 2015). Da die „markt- und wettbewerbsorientierte Perspektive […] in Form von Leistungs- und Zielvereinbarungen an die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen weitergereicht" wird (Aulenbacher/Riegraf 2012, S. 294), setzen sich erhöhte Leistungsansprüche an Wissensarbeitende durch. Gleichstellungs- und Vereinbarkeitsbelange rücken so unweigerlich in den Bezugsrahmen einer neuen Exklusivität, die sich entlang neuer Leistungskriterien etabliert (Aulenbacher et al. 2014b; Aulenbacher et al. 2015; Costas et al. 2013; Hoenig 2022). Wie bereits in Abschnitt 1 angesprochen, verbleiben Vereinbarkeitsproblematiken jedoch häufig im Bereich der individuellen Leistung und werden von Wissenschaftler:innen mit eigener Fähigkeit oder individuelles Versagen in Verbindung gebracht. In Deutschland sollten Exzellenzinitiativen dazu beitragen, für Frauen nachteiligen Beschäftigungsbedingungen und ungleichen Voraussetzungen entgegenzuwirken (Aulenbacher et al. 2014a). Ähnlich wie in Österreich, wo die Einsetzung von Exzellenzansprüchen mit einer Prekarisierung des wissenschaftlichen Beschäftigungssystems verknüpft wurde, weisen bereits frühe Untersuchungen zu Deutschland darauf hin, dass sich die unsichere Perspektive von Nachwuchswissenschaftler:innen auf zunehmend befristeten Stellen hartnäckig hält (Sondermann et al. 2010).

5. Universitäten im Kontext von Gesellschaftsanalyse

Die Arbeiten von Brigitte Aulenbacher und Kolleg:innen zur Ökonomisierung an den Hochschulen zeigen, mit welchen Ambivalenzen die Veränderungen im Wissenschaftsbetrieb für Geschlechter- und Arbeitsarrangements verbunden sind. Auch wenn sich Gleichstellungs(zu)gewinne verbuchen lassen, sind zahlreiche Kosten und Risiken damit verbunden: z. B. bei den betroffenen Wissenschaftler:innen im Bereich Selbstsorge, auf Ebene der Arbeitsbedingungen und des

produzierten Wissens sowie auch auf Ebene der Organisation im Sinne der Gleichstellungspolitik, wie wir diskutiert haben.

In den drei betrachteten Bereichen bildet die Einschätzung der Wissenschaftler:innen, strukturelle Ambivalenzen durch individuelle Lösungen kompensieren zu können bzw. zu müssen, einen gemeinsamen Fluchtpunkt. Sei es im Kontext von Selbst- und Fürsorge, der Vermessung des Leistungsoutputs oder in der Vereinbarkeit von Lebens- und Arbeitswelt. Die Verquickung von Ökonomisierungsprozessen mit Exzellenzdiskursen stellt dabei einen wesentlichen Aspekt dar. So stärkt der zeitgenössische allgegenwärtige Diskurs um Exzellenz nicht nur „altgeglaubte" androzentrische Leitbilder von wissenschaftlichem Arbeiten und Leben und rückt Debatten der Vereinbarkeit zunehmend in den Bereich des Individuellen, sondern fördert mit dem Fokus auf „messbare" Leistung auch den meritokratischen Mythos von vermeintlich neutraler Leistung, die von strukturellen Kontexten dieser Erbringung absieht.

Genau hier setzt jedoch die Arbeit Brigitte Aulenbachers an, deren Anliegen es stets gewesen ist, die Arbeiten zur Ökonomisierung der Hochschulen in einen Kontext allgemeiner Gesellschaftsanalyse zu setzen. Nach dieser Lesart sind die Veränderungsprozesse im Wissenschaftsbetrieb vor dem Hintergrund größerer gesellschaftlicher Transformationen zu verstehen. Basis dieser ist nach Cornelia Klinger (2013) ein neoliberales Verständnis vom autonomen Individuum, welches sich in Form des gesellschafts- und sozialpolitischen Leitbildes des *adult worker* zeigt, das die Individuen als implizit sorgefähige und versorgte Individuen konstruiert und von der generellen Schutz- und Fürsorgebedürftigkeit von Menschen absieht (Klinger 2013; Riegraf 2013). Wie Brigitte Aulenbacher in ihren Untersuchungen anderer Bereiche wie z. B. der Altenpflege zeigt, bildet der „sorglose Kapitalismus" (Aulenbacher/Dammayr 2014) den strukturellen Kontext, vor welchem gefährdende Auswirkungen der Ökonomisierungstendenzen in den Blick geraten (müssen). Mit Bezug auf die Wissenschaft gilt es zu fragen, welches Wissen von wem unter welchen Bedingungen produziert wird, wenn sich Freiräume für riskante und kritische Forschung verkleinern, während marktfähige und verwertbare Forschung Wettbewerbsvorteile genießen? Diese Frage scheint uns nicht nur mit Blick auf die Wissenschaft, sondern vor allem mit Blick auf Gesellschaft relevant: In ihrer Funktion als öffentlich finanzierte Institutionen sind Universitäten schließlich auch dazu verpflichtet, eine gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen, die neben der Bildung und Ausbildung von Studierenden die Produktion jenes Wissens umfasst, das auf Gemeinwohl und gesellschaftlichen Zusammenhalt ausgerichtet ist. Ausschlaggebend sind dafür nicht nur die Rahmenbedingungen, unter denen dieses Wissen produziert wird, sondern auch die Wissenschaftler:innen selbst und damit auch jene machtvollen Ausschlüsse und strukturellen Ambivalenzen, die der Wissenschaftsbetrieb (re)produziert.

Literatur

Aulenbacher, Brigitte (2003): Rationalisierungsleitbilder – wirkmächtig, weil machtvoll und machbar. In: Geideck, Susan / Liebert, Wolf-Andreas (Hrsg.): Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern. Berlin: De Gruyter. S. 105–117.

Aulenbacher, Brigitte (2005): Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Dammayr, Maria (2014a): Gute Arbeit und soziale Teilhabe: Wie marktgerecht darf es denn sein? Leitbilder in Wissenschaft und Pflege in Großbritannien, Österreich und Schweden. In: Dörre, Klaus / Jürgens, Kerstin / Matuschek, Ingo (Hrsg.): Arbeit in Europa. Marktfundamentalismus als Zerreißprobe. Frankfurt am Main: Campus Verlag. S. 339–352.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Kubicek, Bettina (2013): Sicherheit durch Leistung … und die Frage der Geschlechtergleichheit, AssistenzprofessorInnen im Wandel der österreichischen Universitäten und als GrenzmanagerInnen zwischen Wissenschaft und Familie. In: Binner, Kristina / Kubicek, Bettina / Rozwandowicz, Anja / Weber, Lena (Hrsg.): Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung: Zwischen Aufbruch und Beharrung. Band 39 der Reihe Forum Frauen- und Geschlechterforschung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 171–191.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2010a): „Brot und Rosen". Oder: Der unerhörte Anspruch auf ein gutes Leben innerhalb und außerhalb der Wissenschaft. In: Bauschke-Urban, Carola / Sagebiel, Felizitas / Kamphans, Marion (Hrsg.): Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung. Festschrift für Sigrid Metz-Göckel. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 139–154.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2012): Wissenschaft in der Entrepreneurial University – feminisiert und abgewertet? In: WSI-Mitteilungen 65, H. 6, S. 405–411.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2014b): Wissenschaft – unternehmerisch, geschlechtergerecht, familienfreundlich? Über deutsche und österreichische Universitäten im europäischen Hochschulraum. In: Gruhlich, Julia / Riegraf, Birgit (Hrsg.): Geschlecht und transnationale Räume. Feministische Perspektiven auf neue Ein- und Ausschlüsse. Band 41 der Reihe Forum Frauen- und Geschlechterforschung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 157–175.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2015): Wandel der Wissenschaft und Geschlechterarrangements. Organisations- und Steuerungspolitiken in Deutschland und Österreich, Großbritannien und Schweden. In: Beiträge zur Hochschulforschung 24, H. 2, S. 22–39.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2016): Unternehmerische Universitäten im Wohlfahrtsstaat. Wissenschaftliches Arbeiten, prekäre Beschäftigung und soziale Ungleichheit in Großbritannien, Schweden, Deutschland und Österreich. In: Baur, Nina / Besio, Cristina / Norkus, Maria / Petschick, Grit (Hrsg.): Wissen – Organisation – Forschungspraxis. Der Makro-Meso-Mikro-Link in der Wissenschaft. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 122–169.

Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (2014): Krisen des Sorgens. Zur herrschaftsförmigen und widerständigen Rationalisierung und Neuverteilung von Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria (Hrsg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 65–76.

Aulenbacher, Brigitte / Kirsch-Auwärter, Edit / Müller, Ursula (Hrsg.) (2010b): GenderChange in Academia: Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2010): WissenschaftlerInnen in der Entrepreneurial University. Über den Wettbewerb der Hochschulen und die Bewegungen in den Geschlechterarrangements. In: Ernst, Waltraud (Hrsg.): Geschlecht und Innovation. Gender-Mainstreaming im Techno-Wissenschaftsbetrieb. Berlin: LIT Verlag. S. 167–184.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2011): Die Analyse alltäglicher und biografischer Arbeitsarrangements als Weg arbeits- und industriesoziologischer Sozial- und Zeitdiagnostik. In: Arbeits- und Industriesoziologische Studien (AIS) 4, H. 2, S. 74–90.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2012): Economical Shift und demokratische Öffnungen. Uneindeutige Verhältnisse in der unternehmerischen und geschlechtergerechten Universität. In: die hochschule, journal für wissenschaft und bildung 21, H. 2, S. 291–303.

Barnes, Colin (1996): Disability and the Myth of the Independent Researcher. In: Disability & Society 11, H. 1, S. 107–112.

Binner, Kristina (2010): Is Science as Way of Life in Transition? Some Notes about the Every Day Style of Academics in Germany. In: Aulenbacher, Brigitte / Kirsch-Auwärter, Edit / Müller, Ursula (Hrsg.): GenderChange in Academia: Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 149–159.

Binner, Kristina (2017): „Exzellenz" und Sorge als alltägliche Bewährungsprobe von Postdoc-Wissenschaftler/-innen in Großbritannien und Österreich. In: Riegraf, Birgit / Löther, Andrea (Hrsg.): Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. Veränderte Governance und Geschlechterarrangements in der Wissenschaft. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich Verlag. S. 39–58.

Binner, Kristina / Weber, Lena (2017): Wandel von wissenschaftlicher Karriere und Geschlechterungleichheit? Fallbeispiele aus Deutschland, England und Österreich mit Blick auf alltägliche Arbeitsarrangements von Postdoks. In: Lessenich, Stephan (Hrsg.): Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016. Essen.

Binner, Kristina / Weber, Lena (2018): Prekäre Gleichstellungspolitiken in der unternehmerischen Universität im europäischen Vergleich. In: Laufenberg, Mike / Erlemann, Petra / Norkus, Maria / Petschick, Grit (Hrsg.): Prekäre Gleichstellung. Geschlechtergerechtigkeit, soziale Ungleichheiten und unsichere Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 27–48.

Binner, Kristina / Weber, Lena (2019): Zwischen ‚Exzellenz' und Existenz. Wissenschaftskarriere, Arbeits- und Geschlechterarrangements in Deutschland und Österreich. In: Gender – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 11, H. 1, S. 31–46.

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (2022): Frauenquote in universitären Kollegialorganen. https://www.bmbwf.gv.at/dam/jcr:9aa7ce39-4a52-4e99-958d-835125e6504d/2020_Frauenquote_in_universit%C3%A4ren_Kollegialorganen.pdf (Abfrage: 3.9.2023).

Clark, Burton R. (1998): Creating entrepreneurial universities. Organizational pathways of transformation. Oxford: Pergamon Press.

Costas, Ilse / Camus, Celine / Michalczyk, Stephanie (2013): The Mobility Discourse as a New Public Management Strategy: Gender Impacts on Academics in Germany and France. In: Binner, Kristina / Kubicek, Bettina / Rozwandowicz, Anja / Weber, Lena (Hrsg.): Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung: zwischen Aufbruch und Beharrung. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 137–151.

Dobusch, Laura / Hofbauer, Johanna / Kreissl, Katharina (2012): Behinderung und Hochschule: Ungleichheits- und interdependenztheoretische Ansätze zur Erklärung von Exklusionspraxis.

In: Klein, Uta / Heitzmann, Daniela (Hrsg.): Diversity und Hochschule: Theoretische Zugänge und empirische Bestandsaufnahme. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 69–85.
Esping-Andersen, Gøsta (1990): The three worlds of welfare capitalism. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
Gottschall, Karin / Voß, Gerd Günter (Hrsg.) (2003): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. Arbeit und Leben im Umbruch 5. 2., verb. Auflage. München: Hampp.
Hark, Sabine / Hofbauer, Johanna (2018): Vermessen sein. Widersprüchliche Verwerfungen progressiver und regressiver Elemente. In: Hark, Sabine / Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universität und Geschlechterdynamiken. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 373–383.
Hey, Barbara (2014): Hochschulische Gleichstellungsarbeit in Österreich. In: Löther, Andrea / Vollmer, Lina (Hrsg.): Gleichstellungsarbeit an Hochschulen. Neue Strukturen – neue Kompetenzen. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich Verlag. S. 167–181.
Hoenig, Barbara (2022): Scientific careers and mobility patterns of top researchers of European excellence. In: Jenkins, Fiona / Hoenig, Barbara / Weber, Susanne Maria / Wolffram, Andrea (Hrsg.): Inequalities and the Paradigm of Excellence in Academia. London: Routledge. S. 169–187.
Jenkins, Fiona (2022): Are equality and excellence a happy marriage of terms? How gender figures in the business case for change. In: Jenkins, Fiona / Hoenig, Barbara / Weber, Susanne Maria / Wolffram, Andrea (Hrsg.): Inequalities and the Paradigm of Excellence in Academia. London: Routledge. S. 19–35.
Jenkins, Fiona / Hoenig, Barbara / Weber, Susanne Maria / Wolffram, Andrea (Hrsg.) (2022): Inequalities and the Paradigm of Excellence in Academia. London: Routledge.
Jürgens, Kerstin (2006): Arbeits- und Lebenskraft: Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Business & Economics).
Kahlert, Heike (2018): Exzellente Wissenschaft? Das strukturelle Scheitern von Koordinierter Frauen- und Geschlechterforschung im Wettbewerb. In: Hark, Sabine / Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken. Berlin: Suhrkamp. S. 128–156.
Klinger, Cornelia (2013): Krise war immer … Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna / Aulenbacher, Brigitte / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 81–104.
Knapp, Gudrun-Axeli (2018): Warum nicht vermessen sein? Anmerkungen zur Dialektik feministischer Aufklärung. In: Hark, Sabine / Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universität und Geschlechterdynamiken. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 39–70.
Kreissl, Katharina / Hofbauer, Johanna / Sauer, Birgit / Striedinger, Angelika (2018.): Subjektivierungen in vermessenen Räumen. Wissenschaftsnachwuchs zwischen Fremd- und Selbstführung In: Hark, Sabine / Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universität und Geschlechterdynamiken. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 188–213.
Kreissl, Katharina / Striedinger, Angelika / Sauer, Birgit / Hofbauer, Johanna (2015): Will gender equality ever fit in? Contested discursive spaces of university reform. In: Gender and Education 27, H. 3, S. 221–238.
Mittelstraß, Jürgen (1982): Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Moldaschl, Manfred / Holtgrewe, Ursula (2003): Wissenschaft als Arbeit. Zur reflexiven Verknüpfung von Arbeits- und Wissenschaftsforschung. In: Franz, Hans-Werner / Howaldt, Jürgen /

Jacobsen, Heike / Kopp, Ralf (Hrsg.): Forschen, lernen, beraten. Der Wandel von Wissensproduktion und -transfer in den Sozialwissenschaften. Berlin: edition sigma. S. 205–237.
O'Connor, Pat / Montes-López, Estrella (2022): Excellence?: Gendered micropolitics in an Irish and Spanish university context. In: Jenkins, Fiona / Hoenig, Barbara / Weber, Susanne Maria / Wolffram, Andrea (Hrsg.): Inequalities and the Paradigm of Excellence in Academia. London: Routledge. S. 50–165.
Riegraf, Birgit (2013): New Public Management, die Ökonomisierung des Sozialen und (Geschlechter)Gerechtigkeit. Entwicklungen in der Fürsorge im internationalen Vergleich. In: Appelt, Erna / Aulenbacher, Brigitte / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 127–143.
Schimank, Uwe (2000): Welche Chancen und Risiken können unterschiedliche Modelle erweiterter Universitätsautonomie für die Forschung und Lehre der Universitäten bringen? In: Titscher, Stefan et al. (Hrsg.): Universitäten im Wettbewerb: Zur Neustrukturierung österreichischer Universitäten. München / Mering: Rainer Hampp Verlag. S. 94–147.
Sondermann, Michael / Bukow, Sebastian / Simon, Dagmar (2010): Dauerhaft exzellent? Personalrekrutierung und Modelle nachhaltiger Karriereentwicklung im Kontext der Exzellenzinitiative. In: WSI-Mitteilungen 63, H. 5, S. 271–27.
Striedinger, Angelika / Sauer, Birgit / Kreissl, Katharina / Hofbauer, Johanna (2016): Feministische Gleichstellungsarbeit an unternehmerischen Hochschulen: Fallstricke und Gelegenheitsfenster. In: feministische studien 34, H. 1, S. 9–22.
Weber, Max (1930): Wissenschaft als Beruf. München: Duncker & Humblot.
Wetterer, Angelika (2003): Gender Mainstreaming & Managing Diversity. Rhetorische Modernisierung oder Paradigmenwechsel in der Gleichstellungspolitik? In: die hochschule, journal für wissenschaft und bildung 12, H. 2, S. 6–27.

Forschungssteuerung österreichischer Universitäten in Zeiten einer vermarktlichten Wissenschaft[1]

Dorothea Greiling

1. Motivation und Forschungsfragen

Seit dem New Public Management (NPM) hat, um mit Brigitte Aulenbacher zu sprechen, eine Vermarktlichung oder Landnahme der Wissenschaften eingesetzt (Aulenbacher 2014, 15 ff.). Neue marktliche Governance-Strukturen an den Universitäten haben wenig mit dem Wissenschaftsverständnis und deren Selbststeuerung in Humboldt'scher Tradition gemein (Aulenbacher et al. 2010, 149). Das Leitbild der „entrepreneurialuniversity" hat mit dem österreichischen Universitätsgesetz 2002 (UG 2002) Einzug in die Universitäten gehalten. Es haben sich Beschäftigungsstrukturen, demokratische Mitbestimmungsmöglichkeiten und Leistungsanforderungen massiv geändert (Aulenbacher 2014 unter Verweis auf zahlreiche weitere Quellen; Aulenbacher et al. 2010; Aulenbacher et al. 2014; Aulenbacher et al. 2015). Die Macht der Rektorate ist drastisch gestiegen und in der Forschungssteuerung der Universitäten haben betriebswirtschaftliche Steuerungsmechanismen an Bedeutung gewonnen, wenn auch in einem geringeren Ausmaß als in angelsächsischen Universitäten, die eine Vorreiterrolle in der radikalen Vermarktlichung von Forschung und Lehre einnehmen. Noch nicht im selben Ausmaß wie in angelsächsischen Ländern finden sich als Rektoratsmitglieder zunehmend Personen, die nicht als Professor:innen sozialisiert wurden, sondern eine berufliche Sozialisation in einer betriebswirtschaftlichen Funktion haben (z. B. im Bereich Finanzen, Human Ressource Management oder als Jurist:innen) und damit einer anderen Professionslogik als der akademischen Logik folgen. Rektor:innen bewerben sich heute mit einem strategischen Programm, wie sie die jeweilige Universität in den nächsten Jahren weiterentwickeln wollen. Dieses Programm muss nicht nur anschlussfähig an den Senat sein, sondern vor allem auch den oft unternehmerisch zusammengesetzten Universitätsrat überzeugen, in dem Vertreter:innen der Wissenschaft sich häufig in der Minderheit befinden.

---

1 Der Beitrag basiert auf folgenden Veröffentlichungen, an denen die Autorin mitgewirkt hat: Frei/Greiling/Schmidthuber 2020 sowie Frei/Greiling/Schmidthuber 2023. Insbesondere der zweite Beitrag ist als Langfassung zu sehen. Ich bedanke mich bei Frau Dr.in Frei für wertvolle Anregungen für diesen Festschriftbeitrag.

Universitäten werden heute in der betriebswirtschaftlichen Forschung als Paradebeispiel für hybride Organisationen gesehen, mit mehreren institutionellen Logiken bzw. mit den jeweils logikspezifischen Legitimitäts-, Autoritäts- und Identitätsvorstellungen (Aulenbacher 2014; Frei/Greiling/Schmidthuber 2023 mit zahlreichen Verweisen).

Universitäten als komplexe Organisationen stehen vor dem Dilemma, verschiedenen feld-spezifischen Logiken gleichzeitig zu dienen. Die vergangenen Jahrzehnte haben zudem zu einem enormen Ausbau des Einsatzes betriebswirtschaftlicher Steuerungsinstrumente geführt. Im Forschungsbereich sind für die intrauniversitäre Steuerung beispielwiese zentrale Abteilungen für Forschungsmanagement aufgebaut worden. Die Sicherung einer guten wissenschaftlichen Praxis, die Beratung beim Einwerben um kompetitive Drittmittel oder das Forschungsmonitoring sind heutzutage nicht mehr wegzudenken. Forschungssteuerung ist heute eine Managementaufgabe. Auf der Ebene der einzelnen Institute ist das Akquirieren von Drittmitteln eine überbürokratisierte Managementaufgabe geworden. Symptomatisch dafür mag sein, dass heute Wissenschaftsmanager:innen des Jahres gekürt werden. Vor diesem Hintergrund widmet sich der Beitrag folgender Forschungsfrage:

Mit welchen Steuerungspraktiken werden die zentralen feld-spezifischen Logiken auf der Ebene der zentralen Forschungssteuerung österreichischer Universitäten umgesetzt?

In dieser Frage schwingt auch mit, wie die Vizerektor:innen für Forschung bzw. das zentrale Forschungsmanagement verschiedene feld-spezifische Logiken de jure und de facto priorisieren. Um die Forschungsfrage zu bearbeiten, wird im folgenden Gliederungspunkt das Management-Control-System von Malmi und Brown (2008) vorgestellt, welches innerhalb der verschiedenen Klassifikationen zur betriebswirtschaftlichen Steuerung von Unternehmen das Umfassendste ist. Als theoretische Perspektive dienen die institutionellen Logiken. Darauf folgen Kapitel zu der methodischen Vorgehensweise und zu zentralen Ergebnissen, die beinhalten, mit welchen Steuerungsinstrumenten die akademische Logik, die staatliche Logik und die Unternehmenslogik subjektiv durch die Interviewten verknüpft wurden. Der abschließende Gliederungspunkt enthält eine Diskussion der Ergebnisse, die bei allem Bekenntnis zur Freiheit der Forschung eine Vermarktlichung der Wissenschaft zeigen.

2. Konzeptionelle und theoretische Grundlagen

2.1 Management-Control-System von Malmi und Brown

Innerhalb der Controlling-Forschung gilt das Steuerungssystem von Malmi/Brown (2008) als das umfassendste, da es sowohl auf der Ebene der Unternehmenswerte als auch auf dem operativen und strategischen Management ansetzt. Malmi/Brown (2008) unterscheiden fünf verschiedene unternehmensinterne Steuerungsarten, die Steuerung durch die Kultur (*cultural controls*), die Steuerung durch Kurz- und Langfristplanung (*planning*), die kybernetische Steuerung (*cybernetic controls*), die Steuerung durch monetäre und nichtmonetäre Anreize (*reward and compensation*) sowie die administrative Steuerung (*administrative controls*). Jede Steuerungsart wird mittels verschiedener Steuerungsinstrumente implementiert. Die verschiedenen Steuerungsarten werden zunächst allgemein vorgestellt und dann in Hinblick auf deren Erscheinungsformen im universitären Kontext beschrieben. Teilweise wird dies mit Beispielen aus der Johannes Kepler Universität (JKU) illustriert.

Erstens, die *Steuerung mittels der Kultur* umfasst eine Steuerung über Werte, Normen und Gruppenzugehörigkeit. Seit den 1980er-Jahren gibt es in der Betriebswirtschaftslehre ein breites Œuvre zu den Vorteilen einer homogenen Unternehmenskultur. Eine Homogenität erfordert, dass Organisationsangehörige ein gemeinsames Mindset teilen und dadurch die Notwendigkeit von expliziteren Steuerungsinstrumenten (z. B. durch Richtlinien, detaillierte Prozessbeschreibungen) reduziert werden kann. Durch eine Identifikation der Mitarbeiter:innen mit der jeweiligen Unternehmenskultur werden organisationale Konfliktfelder reduziert, so die naive instrumentelle Sichtweise. Die Gruppenkultur findet ihren Ausdruck im professionellen Selbstverständnis von Berufsgruppen und damit den jeweiligen Professionslogiken. Zum professionellen Selbstverständnis zählt, dass sich Wissenschaftler:innen an den Maßstäben ihrer jeweiligen Scientific Community orientieren. Die wissenschaftliche Reputation ergibt sich aus den Maßstäben der jeweiligen Scientific Community.

Zweitens, die *Steuerung durch Pläne* ist an österreichischen Universtäten gut etabliert. Als Beispiel sei die Verpflichtung zum Aufstellen eines mehrjährigen Entwicklungsplanes angeführt, der idealtypisch über einen längeren Zeitraum Vorgaben zu den (nach-)zu besetzenden Stellen auf Professor:innenebene in Einklang mit der strategischen Positionierung und den selbst gewählten Exzellenzfeldern enthält. Während strategische Pläne der mittel- bis langfristigen Steuerung dienen, sind die operativen Pläne in aller Regel auf einen Jahreshorizont ausgerichtet. Sowohl bei Forschungsanträgen als auch bei individuellen Tenure-Track-Vereinbarungen sind neben dem gesamten Zeitplan auch jährliche Meilensteine festzulegen.

Drittens, zur *kybernetischen Steuerung* zählen die Budgetierung und das Steuern über finanzielle und nichtfinanzielle Kennzahlen. Finanzielle und nichtfinanzielle Erfolgsstandards werden prospektiv mit dem zuständigen Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung ausgehandelt und retrospektiv überprüft. Österreichische Universtäten schließen alle drei Jahre Leistungsvereinbarungen mit dem zuständigen Ministerium ab, die eine Fülle von strategischen und operativen Zielen sowie quantifizierten Leistungsindikatoren enthalten und deren Zielerreichung Gegenstand der jährlichen Leistungsvereinbarungsbegleitgespräche ist. Die jährlichen Wissensbilanzen sind dabei eine zentrale Informationsquelle. Universitäts- und Wissenschaftler:innen-Rankings sind eine weitere Form der kybernetischen Steuerung. Eine jüngste Entwicklung in der Welt der Performance-Metriken ist, dass nun in das Financial Times Higher Education Ranking auch der Beitrag der Universitäten zu den Sustainable Development Goals (SDGs) aufgenommen werden soll. Ein Zwischenschritt dazu war ein spezifisches SDG Impact Ranking.

Viertens, *monetäre und nichtmonetäre Anreize* sollen die Leistungsmotivation der Universitätsangehörigen steigern. Zielvereinbarungen der Rektoratsmitglieder mit dem Universitätsrat enthalten üblicherweise bonifikationsrelevante Elemente. Hebungen, von denen auch die JKU Gebrauch macht, sind ebenfalls der Gruppe der monetären Anreize zuzurechnen. Boni für Patentanmeldungen, spezifische Freistellungen von der Lehrverpflichtung für Forschung und die Möglichkeit des Freikaufens aus der Lehre bei der Abwicklung eines hochreputierlichen Forschungsprojekts sind weitere Spielarten der monetären Anreize (Frei / Greiling / Schmidthuber 2020).

Unterhalb der Ebene einer unbefristeten Professur haben sich die Arbeitsbedingungen des wissenschaftlichen Nachwuchses durch die Begrenzung der durchgängigen Beschäftigung an einer Universität, den sogenannten Kettenarbeitsvertragsregelungen, im Vergleich zu früheren Jahrzehnten, an österreichischen Universitäten verschlechtert. Von der Gehaltshöhe her sind die Gehälter in einigen Fachgebieten (z. B. Betriebswirtschaftslehre, Ingenieurswissenschaften, Informatik, Wirtschaftsinformatik) nicht mehr wettbewerbsfähig. Zu der spezifischen Situation von Wissenschaftlerinnen und deren Karriereverläufen hat Brigitte Aulenbacher intensiv und hochreputierlich, auch mit weiteren Autor:innen dieser Festschrift geforscht (z. B. Aulenbacher et al. 2010; Aulenbacher / Riegraf 2012; Aulenbacher et al. 2015; Aulenbacher et al. 2016). Forschungspreise und das „Vor-den-Vorhang-Holen" von Wissenschaftler:innen in der Doktorats- und Postdoc-Phase stellen weitere Spielarten der Steuerung durch Anreize dar.

Fünftens umfasst die *administrative Steuerung* die Governance-Strukturen, die Organisationsstruktur, Richtlinien zur Umsetzung der Organisationspolitik sowie organisatorische Prozessabläufe bzw. organisationale Routinen. Ein Blick in das Universitätsgesetz (UG) 2002 und die Satzung der JKU zeigt, dass die Governance-Strukturen sowie die Verteilung der Aufgabenzuständigkeiten und damit

auch der Machtverhältnisse komplex sind. Mit dem UG 2002 wurde der Senat massiv in seinen Kompetenzen reduziert, während der mit nicht-universitätsangehörigen Mitgliedern besetzte Universitätsrat ebenso wie das Rektorat deutlich an Entscheidungskompetenzen und Macht gewonnen hat in der schönen neuen Welt der unternehmerischen Universität. Ein weiteres Beispiel für sehr komplexe Governance-Strukturen sind die Regelungen in Satzungsteil „Berufungsverfahren" der JKU zur Berufung von §-98-Professuren für Medizin (UG 2002). Als Professor:in unbefristet berufen, sind die Kolleg:innen gleichzeitig auf fünf Jahre befristet Primare bzw. Primariae im Kepler Universitätsklinikum. Als Beispiel für die administrativen Universitätspolitiken im Bereich der Forschung seien die Vorgaben zur guten wissenschaftlichen Praxis oder die Regelungen für die Ethikkommission stellvertretend angeführt. Die JKU verfügt zudem über eine Vielzahl an Betriebsvereinbarungen, Prozessbeschreibungen und Richtlinien, beispielsweise zum Umgang mit Drittmitteln, zur Förderung von Konferenzauftritten des wissenschaftlichen Personals oder Richtlinien zur Grundausbildung des wissenschaftlichen und allgemeinen Personals. Die Beachtung der vielfältigen administrativen Regelungen erfordert Lebens- und Arbeitszeit und konkurriert mit den vielfältigen Aufgabenanforderungen als Wissenschaftler:in und Lehrperson.

2.2 Institutionelle Logiken als theoretischer Bezugsrahmen

Die betriebswirtschaftliche Rezeption der institutionellen Logiken reicht mehrere Jahrzehnte zurück. Nach Thornton/Ocasio (1999, S. 804) sind institutionelle Logiken „the socially constructed, historical pattern of material practices, assumptions, values, beliefs, and rules". Institutionen sind, so Friedland/Alford (1991, S. 232) „potentially contradictory and hence make multiple logics available to individuals and organizations". Auf diese beiden Autoren geht auch die Namensgebung „institutional logics" zurück (Aulenbacher 2014, S. 3). Das Spektrum der maßgeblichen institutionellen Ordnungen einer Gesellschaft umfasst Markt, Staat, Gemeinschaft, Familie, Religion, Profession und Hierarchie. Alle diese Grundordnungen sind interdependent und widersprüchlich. Die von Thornton/Ocasio/Lounsbury (2012) erfolgten Klassifizierungen verschiedener Idealtypen sind für Brigitte Aulenbacher Ausdruck „gattungs- und gesellschaftlicher Ausdifferenzierungsprozesse" (Aulenbacher 2014, S. 6), die sich bei aller Kritik, insbesondere eines eklektizistischen Umgangs mit Theorien, einer verflachten Rezeption von Max Weber sowie des Ausklammerns von Macht, Herrschaft und Ungleichheiten (Aulenbacher 2014) zur Analyse universitärer Praktiken eignen (Aulenbacher et al. 2015).

Ergänzend zu den übergeordneten gesellschaftlichen Grundordnungen werden die Logiken auch zu Studien in einem spezifischen institutionellen Feld, beispielsweise für Universitäten oder dem Energiesektor, herangezogen. Die

Klassifikationen der verschiedenen dominierenden Logiken im Universitätssektor sind heterogen, wie ein Literaturüberblick von Cai/Mountford aus dem Jahr 2022 zeigt. Insgesamt identifizieren die beiden Autoren 18 feld-spezifische Logiken, wobei die akademische Logik, die Marktlogik und die betriebswirtschaftliche Logik die Liste der Logiken anführen (Cai/Mountford 2022, S. 1635; Frei/Greiling/Schmidthuber 2023). Auf Conrath-Hargreaves/Wüstemann (2019) geht die im Folgenden verwendete Klassifikation der Logiken des Universitätssektors zurück, die speziell für den deutschsprachigen Kontext entwickelt wurde. Die Autorinnen unterscheiden die akademische Logik als feld-spezifische Ausprägung der Professionslogik, die staatliche (Steuerungs-)Logik, im Englischen als „government logic" bezeichnet, und die Unternehmenslogik als feld-spezifische Ausprägung der Marktlogik, die durch die Vermarktlichung und Landnahme der Wissenschaft, um Begriffe von Brigitte Aulenbacher zu verwenden, zu weitreichenden Veränderungen der Arbeit in der Wissenschaft und letztendlich zu einem Zerstören der (bisherigen) Professionalität führt (Aulenbacher 2014, S. 15). Bezugnehmend auf Dörre/Neiss (2010) wird die Wissenschaft, laut Aulenbacher, in Richtung eines akademischen Kapitalismus getrieben (Aulenbacher 2014, S. 16).

3. Forschungsmethodik und einbezogene Universitäten

Um einen Einblick in die Praxis der Forschungssteuerung seitens der Rektorate zu erhalten, wurden im Zeitraum Mai bis Juli 2019 halbstrukturierte Interviews mit Vizerektor:innen bzw. den angegliederten zentralen Forschungsadministrationen in 14 staatlichen Universitäten geführt (Frei/Greiling/Schmidthuber 2023). Die ganze Bandbreite der österreichischen Universitäten wurde abgedeckt, von Universitäten mit einem breiten Fächerkanon, Medizinuniversitäten sowie musischen und künstlerischen Universitäten. Für die insgesamt 15 Interviews an 14 Universitäten standen neun Vizerektor:innen für Forschung, fünf Leiter:innen des Forschungsmanagements, ein:e Leiter:in des Qualitätsmanagements und zwei Mitarbeiter:innen des Vizerektorats für Forschung (Frei/Greiling/Schmidthuber 2023) zur Verfügung. Die Interviews wurden transkribiert sowie deduktiv und induktiv kodiert. Als Software kam MAXQDA zum Einsatz. Gegenstand der Analyse war einerseits, die zur Forschungssteuerung seitens der Vizerektorate eingesetzten Steuerungspraktiken zu erheben und andererseits herauszufinden, wie die drei feld-spezifischen Logiken (akademische Logik, staatliche Logik und Unternehmenslogik) priorisiert werden.

4. Empirische Ergebnisse

Tabelle 1 gibt einen Überblick über die verschiedenen Forschungssteuerungspraktiken in den drei zentralen Logiken. Vorauszuschicken ist, dass als handlungsleitende Idee bei der akademischen Logik von den Interviewpartner:innen die akademische Freiheit und die Forschungsautonomie immer wieder betont wurden. Wissenschaftler:innen seien primär intrinsisch motiviert und auf ihre jeweiligen Scientific Communities ausgerichtet. Bei der staatlichen Logik steht die Compliance mit den staatlichen Vorgaben und den Leistungsvereinbarungen im Vordergrund. Zentrale Parameter der Unternehmenslogik sind die internationale Forschungsexzellenz im globalen Wettbewerb um die besten Forscher:innen sowie Top-Platzierungen in internationalen Rankings und bei hochkompetitiven Forschungsförderungsmitteln. Dass Brigitte Aulenbacher das Geschäft, hochkompetitive, sehr reputierliche nationale und internationale Forschungsprojekte zu lukrieren, beherrscht, zeigt ihre sehr beeindruckende Drittmittelakquisitionsbilanz. Die in der Tabelle genannten Instrumente der Forschungssteuerung geben die Interviewergebnisse wieder. Dies schließt auch ein, dass es zu Doppelnennungen kommt, wobei zu beachten ist, dass sich die Begründungen bzw. die Narrative für den Einsatz je nach Logik unterscheiden.

Tabelle 1: Management-Control-Praktiken österreichischer Universtäten (in enger Anlehnung an Frei/Greiling/Schmidthuber 2023, Tabelle 3, S. 128 und 129)

	Akademische Logik	**Staatliche Logik**	**Unternehmenslogik**
Kulturelle Steuerung	*Übergreifend*: universitäre Berufungspolitik *Werte*: Forschungsfreiheit hinsichtlich der Inhalte, Methoden, neuer Forschungsfelder und der Wahl der Forschungspartner:innen *Universitätskultur*: Freiheit der Wissenschaftler:innen bei ihren Forschungsagenden; kollegialer Respekt für die jeweilige Forschungskultur *Gruppenkultur*: Betonen der Bedeutung der jeweiligen Scientific Communities als Maßstab und der unterschiedlichen, fachspezifischen Forschungskulturen	Hierarchische Top-down- Kommunikation der Ergebnisse der Leistungsvereinbarungs- und Entwicklungsplanverhandlungen in Bezug auf die durchgesetzten Professor:innenstellen und Ausstattung der Exzellenzfelder seitens des Rektorats	Kommunikation der Rektoratsvorstellung über die anzustrebende Forschungsexzellenz und der Positionierung im internationalen Wettbewerb; Berufungspolitik zur Profilbildung; nationale und internationale Forschungskooperationen

Planung	Gesamtuniversitäre Forschungsprofilbildung im Rahmen der Entwicklungsplanung	Entwicklungsplan; Leistungsvereinbarungen; Milestonepläne	Universitäre Exzellenzfelder; Zielvereinbarungen; Qualifizierungsvereinbarungen
Kybernetische Steuerung	*Budgets*: Anschubfinanzierungen für wissenschaftliche Profilbildung oder für (neue) Forschungsschwerpunkte *Evaluationen*: Peer Reviews zur Sicherung der wissenschaftlichen Exzellenz bei Forschungsprojekten und Publikationen *Informationssysteme*: zur Evaluation der drittmittelfinanzierten Forschungsprojekte und der Forschungsleistungen der Universität	*Berichtswesen*: Wissensbilanz, Forschungsleistungsmonitoring (z. B. Anzahl der Publikationen, eingeworbene Drittmittel); weitere Forschungsleistungsdokumen-tationssysteme	Position in internationalen Universitätsrankings *Budgets*: leistungsabhängige Forschungsförderungsbudgets *Evaluationen*: Forschungsleistungsmonitoring zur Positionsbestimmung: internes und externes Benchmarking zur Bewertung der Forschungsexzellenz; Evaluationen der gesamtuniversitären Forschungsleistungen, der Forschungsleistungen der Fakultäten und der Fachbereiche; Anzahl der hochkompetitiven Forschungsförderungen (z. B. Christian-Doppler Labore, ERC-Grants, Nobelpreise); Statistiken zur intrauniversitären Verteilung der Drittmitteleinwerbung; Bewertungen der Wissenschaftler:innen (z. B. Zitationsanzahl, Anzahl der hochkompetitiven Drittmittel, Forschungspreise), Punktesystem zur Bewertung der individuellen Forschungsleistungen im Rahmen der wissenschaftlichen Qualifikationsphasen
Monetäre und nichtmonetäre Anreize	Forschungspreise und nichtmonetäre Forschungsauszeichnungen; spezielle Anerkennungen für Nachwuchswissenschaftler:innen	Keine Nennungen	Nationale und internationale Forschungspreise; Lehrreduktionen bzw. Freistellungen für Forschungsprojekte; Forschungssemester, Boni für exzellente Publikationen oder das Einwerben von hochkompetitiven Drittmitteln

Administrative Steuerung	*Strukturen:* bottom up entwickelte interdisziplinäre, universitätsinterne Forschungsexzellenzfelder; Forschungssupportservice *Personalentwicklung*: Informationsveranstaltungen zur Drittmitteleinwerbung; Personalentwicklungsmaßnahmen für Nachwuchswissenschaftler:innen im Bereich der Forschungsmittelakquise und zur Karriereförderung	*Strukturen*: gesamtuniversitäres Forschungsmanagement, Drittmittelcontrolling, Ethikkommissionen *Richtlinien*: interne Richtlinien zum Umgang mit Forschungsförderungsmitteln, Ethikrichtlinien	*Strukturen*: Universitäre Exzellenzfelder *Richtlinen*: Adaptieren von internationalen Richtlinien zur Forschungsförderung *Personalentwicklung:* Angebote für Wissenschaftler:innen zum Vernetzen und den Antragsprozedieren der Forschungsförderungsinstitutionen zur Steigerung der Erfolgsquoten, administrative Forschungsförderungsunterstützungsangebote des Forschungsmanagements zur Steigerung der Forschungsmittelakquise

5. Diskussion und Fazit

In Bezug auf die Forschungsfrage „Mit welchen Steuerungspraktiken werden die zentralen feld-spezifischen Logiken auf der Ebene der zentralen Forschungssteuerung österreichischer Universitäten umgesetzt?“ lässt sich festhalten, dass es ein sehr breites Spektrum der logikspezifischen Ausformungen der verschiedenen Steuerungsarten von Malmi und Brown (2008) gibt und die Logiken zu unterschiedlichen Begründungen für die eingesetzten Steuerungspraktiken führen, d. h. das gleiche Steuerungsinstrument unterschiedlich gerahmt wird.

Die Interviewpartner:innen betonten immer wieder die essenzielle Bedeutung der Autonomie und Freiheit ihrer Forscher:innen. Deren sehr hohe intrinsische Forschungsmotivation gilt es zu erhalten. Die Steuerbarkeit von Forschungsleistung wird kritisch gesehen. Österreichs Universitäten sehen sich nicht als „Kugelschreiberfabrik“, sondern als Ermöglicher. Im Widerspruch dazu steht, dass der Managerialismus auch an österreichischen Universitäten zu einem breiten Einsatz von betriebswirtschaftlichen Steuerungsinstrumenten in der intrauniversitären Forschungssteuerung geführt hat. Zu den zentralen Instrumenten zählen verschiedene Varianten der langfristigen und mittelfristigen Planung und begleitender Evaluationen bis auf die Ebene der einzelnen Wissenschaftler:innen. In Form der jährlichen Wissensbilanzen und der Leistungsvereinbarungsbegleitgespräche mit quantitativen und qualitativen Berichtspunkten sind Berichterstattungsformate zum Forschungsoutput gegenüber dem Bundesministerium fest etabliert. Österreich war innerhalb der Europäischen Union der erste Staat mit einer verpflichtenden Wissensbilanz. Auch die Messung der Forschungsleistungen mittels ausgewählter Leistungsindikatoren ist wesentlich besser etabliert als dies das Bekenntnis zur akademischen Freiheit der Forscher:innen erwarten lässt.

Das Streben nach internationaler Forschungsexzellenz, das Zielen auf eine exzellente Position in mindestens einem der verschiedenen Universitätsrankings, die Akquisition von prestigeträchtigen, hochkompetitiven Drittmittelprojekten, die Sichtbarkeit der jeweiligen Universität oder einzelner Fachbereiche durch nationale und internationale Leuchtturmprojekte und der Wettbewerb um die besten Köpfe waren ein zentrales Thema in allen Interviews. Vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, dass die Unternehmenslogik mit ihrer Exzellenzrhetorik seitens der Interviewpartner:innen als gesetzt angesehen wird und jede Universität sich strategisch im (inter-)nationalen Wettbewerb positioniert.

Spannungsreich fällt das Verhältnis zwischen der akademischen Logik und der staatlichen Logik aus, die überwiegend als diametral gegensätzlich eingestuft wurden. Während die sich aus einer staatlichen Steuerungsperspektive heraus ergebenden Anforderungen zum Teil massiv abgelehnt werden, zeigt sich, dass diese tatsächlich sehr umfassend zur intrauniversitären Steuerung eingesetzt werden. Trotz der Kritik an der staatlichen (Steuerungs-)Logik sind die entsprechenden Rechenschaftslegungsinstrumente und Nachweispflichten sehr ausgereift. Ähnliche Verhaltensweisen lassen sich in Österreich auch bei den großen sozialen Nonprofit-Organisationen finden, deren Rechenschaftslegungsinstrumentarium primär auf die großen öffentlichen Geldgeber ausgerichtet ist.

Deutlich unterscheiden sich die verschiedenen österreichischen Universitäten in den Narrativen, mit der sie die Umsetzung der staatlichen Forschungssteuerungsanforderungen begründen: Bei beinahe zwei Dritteln der Universitäten sind die Narrative konform mit den Anforderungen der staatlichen Logik. Dies erfolgt zwar widerstrebend bzw. es wird mit Referenzen auf die akademischen Logik abgefedert oder mit der Antizipation (weiterer) staatlicher Vorgaben begründet. Bei einem Drittel der Universitäten sind die tatsächlich staatlichen Forschungssteuerungsanforderungen von den begleitenden Narrativen stärker entkoppelt. Begründet wird dieses Vorgehen mit dem Primat der akademischen Logik und den damit verbundenen Narrativen. Die intrauniversitär eingesetzten Forschungssteuerungsinstrumente werden mit einer Unterstützungsfunktion für Forscher:innen begründet.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der betriebswirtschaftliche Instrumentenkoffer zur Steuerung der Forschung durch die Rektorate voller ist als erwartet. Es zeigt sich, dass der Managerialismus seinen festen Platz, trotz aller (Lippen-)Bekenntnisse zur Forschungsfreiheit und Autonomie der Forscher:innen, hat. Der Erfolgsdruck für jüngere Wissenschaftler:innen, den Anforderungen des internationalen, hochkompetitiven Wissenschaftsmarktes zu genügen, ist besonders groß. Brigitte Aulenbacher und ich sind entsprechend sozialisiert, dass die Habilitation uns fit macht, berufungsfähig zu sein. Die derzeitige österreichische Praxis der Kettenarbeitsvertragsregelungen hat hier einen Paradigmenwechsel durchgeführt, wobei mit den Tenure-Track-Professuren mit Qualifi-

zierungsvereinbarung bereits wieder ein Fenster zu Dauerstellen geschaffen wurde. Ob und inwieweit die Beschäftigung im Wissenschaftsbetrieb in der Zukunft noch attraktiv ist, hängt, betriebswirtschaftlich gesprochen, auch von den Outside-Optionen ab. Diese variieren je nach Fächerdisziplin.

Abschließend sei noch auf einige zentrale Limitationen des Beitrags hingewiesen. Trotz intensiver Bemühungen standen nicht von allen öffentlichen Universitäten Interviewpartner:innen zur Verfügung. Die empirischen Ergebnisse sind eine Bestandsaufnahme aus dem Jahr 2019 und beziehen sich nur auf die eingesetzten Steuerungspraktiken auf der Ebene der Vizerektorate für Forschung. Die Angaben zu den Steuerungspraktiken erfolgten durch die überwiegend nicht betriebswirtschaftlich vorgebildeten Interviewpartner:innen. Die Verbindung mit den drei dominierenden Logiken ist nicht einfach, auch weil es Inkonsistenzen zwischen der prima facie priorisierten Logik und den de facto eingesetzten Forschungssteuerungsinstrumenten und deren Begründungsnarrativen gibt. Dies betrifft vor allem das Betonen, dass die akademische Logik die Dominante sei, bei einer de facto Steuerung mittels Instrumenten der Unternehmenslogik. Im internationalen Vergleich ist jedoch festzuhalten, dass die österreichischen Universitäten im Vergleich zu den radikalen neoliberalen Steuerungsformen an angelsächsischen Universitäten in einer abgeschwächten Form die Unternehmenslogik einsetzen. Noch verschulden sich österreichische Universitäten nicht, um sich strategisch zu positionieren, oder gehen in Konkurs aufgrund gescheiterter strategischer Profilierungen.

Literatur

Aulenbacher, Brigitte (2014): Institutionelle Logiken – Anregungen für eine kritische Arbeitsforschung und Gesellschaftsanalyse? Working Paper 10/2014 der DFG-Kollegforscher*innengruppe Postwachstumsgesellschaften, Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2010): „Brot und Rosen" – Oder: Der unerhörte Ausspruch auf ein gutes Leben innerhalb und außerhalb der Wissenschaft. In: Bauschke-Urband, Carola / Kamphans, Marion / Sagebiel, Felizitas (Hrsg.): Subversion und Intervention: Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung. Opladen: Verlag Barbara Buderich, S. 139–154.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2014): Wissenschaft –unternehmerisch, geschlechtergerecht, familienfreundlich? Über deutsche und österreichische Universitäten im europäischen Hochschulraum. In: Gruhlich, Julia / Riegraf, Brigitte (Hrsg.): Geschlecht und Transnationale Räume, Feministische Perspektiven auf neue Ein- und Ausschlüsse. Münster: Westfälisches Dampfboot, Westfälisches Dampfboot, S. 157–175.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2015): Wandel der Wissenschaft und Geschlechterarrangements. Organisations- und Steuerungspolitiken in Deutschland, Österreich, Großbritannien und Schweden. In: Beiträge zur Hochschulforschung 37, H. 3, S. 22–39.

Aulenbacher, Brigitte / Binner, Kristina / Riegraf, Birgit / Weber, Lena (2016): Unternehmerische Universitäten im Wohlfahrtsstaat. Wissenschaftliches Arbeiten, prekäre Beschäftigung und soziale Ungleichheiten in Großbritannien, Schweden, Deutschland und Österreich. In: Baur,

Nina / Besio, Cristina / Norkus, Maria / Petschik, Grit (Hrsg.): Wissen – Organisation – Forschungspraxis, Der Makro-Meso-Mikro-Link in der Wissenschaft. Weinheim und Basel: Belz Juventa, S. 122–154.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (2012): Economical Shift und Demokratische Öffnungen. Uneindeutige Verhältnisse in der unternehmerischen und geschlechtergerechten Universität. In: Die Hochschule 21, H. 2, S. 291–303.

Cai, Yuzhuo / Mountford, Nicola (2022): Institutional logics analysis in higher education research. In: Studies in Higher Education 47, H. 8, S. 1627–1651.

Conrath-Hargreaves, Annemarie / Wüstemann, Sonja (2019): Multiple institutional logics and their impact on accounting in higher education: the case of a German foundation university. In: Accounting, Auditing and Accountability Journal 32, H. 3, S. 782–810.

Dörre, Klaus / Neiss, Matthias (2010): Das Dilemma der unternehmerischen Universität, Hochschulen zwischen Wissensproduktion und Marktzwang, Berlin: edition sigma.

Frei, Judith / Greiling, Dorothea / Schmidthuber, Judith (2020): Forschungssteuerung an Österreichs öffentlichen Universitäten. In: Hochschulmanagement 15, H. 4, S. 123–128.

Frei, Judith / Greiling, Dorothea / Schmidthuber, Judith (2023): Reconciling field-level logics and management control practices in research management at Austrian public universities. In: Qualitative Research in Accounting & Management 20, H. 1, S. 117–143.

Friedland, Roger / Alford, Robert R. (1991): Bringing society back in: symbols, practices, and institutional contradictions. In: Powell, Walter W. / DiMaggio, Paul J. (Hrsg.): The New Institutionalism in Organizational Analysis. Chicago: University of Chicago Press, S. 232–267.

Malmi, Teemu / Brown, David A. (2008): Management control systems as a package – opportunities, challenges and research directions. In: Management Accounting Research 19, H. 4, S. 287–300.

Thornton, Patricia H. / Ocasio, William (1999): Institutional logics and the historical contingency of power in organizations: executive succession in the higher education publishing industry, 1958–1990. In: American Journal of Sociology 105, H. 3, S. 801–843.

Thornton, Patricia H. / Ocasio, William / Lounsbury, Michael (2012): The institutional logics perspective: a new approach to culture, structure, and process, Oxford: Oxford University Press.

UG 2002 / Bundesgesetz über die Organisation der Universitäten und ihre Studien: Online verfügbar unter: https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20002128, (letzter Abruf 21.10.2023)

Autor:innenangaben

Margaret Abraham is Professor of Sociology and the Harry H. Wachtel Distinguished Professor at Hofstra University. She is the past President of the International Sociological Association (2014–2018). Her teaching and research interests include social justice, citizenship, intersectionality, migration and domestic violence.

Roland Atzmüller, Assoziierter Professor an der Johannes Kepler Universität in Linz/Österreich, Institut für Soziologie, Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen. Arbeitsschwerpunkte: Veränderungen des Wohlfahrtsstaates, kritische Gesellschafts- und Kapitalismustheorie.

Johann Bacher, Prof. Dr., Professor für Soziologie am Institut für Soziologie der Johannes Kepler Universität Linz. Arbeitsschwerpunkte: Methoden der empirischen Sozialforschung, Arbeitsmarkt- und Bildungsforschung mit Fokus Jugendliche, Soziologie des abweichenden Verhaltens.

Kristina Binner, Dr., Soziologin in Elternzeit. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Ökonomisierung der Wissenschaft, Gesellschaftsanalyse, Care-, Migrations- und Geschlechterforschung.

Ulrich Brand arbeitet seit 2007 als Professor für Internationale Politik an der Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Krise der liberalen Globalisierung, internationale Umwelt- und Ressourcenpolitik, imperiale Lebensweise, Lateinamerika und sozial-ökologische Transformationsprozesse.

Michael Burawoy is Professor emeritus of Sociology at the University of California, Berkeley. He was past President of the International Sociological Association (2010–2014).

Fabienne Décieux ist am Institut für Soziologie der Universität Wien Mitarbeiterin im FWF geförderten Projekt „NorM – Normen rund um Mutterschaft". Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Care- und Geschlechterforschung, kritische Gesellschaftsanalyse und Arbeitssoziologie.

Raphael Deindl, Universitätsassistent in der Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen am Institut für Soziologie, Johannes Kepler Universität Linz (AUT). Arbeitsschwerpunkte: Gesellschafts- und Kapitalismustheorie, Politische

Soziologie, Wohlfahrtsstaatsforschung mit Fokus auf Familien- und Kinderbetreuungspolitik.

Klaus Dörre ist seit 2005 Professor für Arbeits-, Industrie- und Wirtschaftssoziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Er ist Gründungsmitglied des Instituts Solidarische Moderne, Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von Attac sowie Mitherausgeber u. a. des „Berliner Journals für Soziologie". Gemeinsam mit Stephan Lessenich und Hartmut Rosa gründete er die Kollegforschungsgruppe Postwachstumsgesellschaften.

Karin Fischer ist Senior Lecturer und verantwortet den Arbeitsbereich Globale Soziologie und Entwicklungsforschung am Institut für Soziologie der Johannes Kepler Universität. Ihre Forschungsinteressen umfassen globale Warenketten, neoliberale Transformation und Ungleichheit in transnationaler und historischer Perspektive.

Valentin Fröhlich ist Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW-DOC-team) und Projektmitarbeiter am Institut für Soziologie der Johannes Kepler Universität Linz. Forschungsgebiete: Kritische Gesellschaftstheorie, Geschichte der Philosophie & Gegenwartsphilosophie (insb. Michel Foucault), Sociology of Care.

Dorothea Greiling, Prof.in Dr.in, Professur für Betriebswirtschaftslehre, Institutsvorstand des Instituts für Management Accounting an der Johannes Kepler Universität Linz, Arbeitsschwerpunkte: Nachhaltigkeitssteuerung und nichtfinanzielle Berichterstattung, strategisches und operatives Controlling, Steuerungspraktiken in öffentlicher Unternehmen und in Nonprofit-Organisationen.

Johanna Grubner, Universitätsassistentin an der Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen am Institut für Soziologie, Johannes Kepler Universität Linz. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Gesellschaftstheorie, Feministische Theorien, Geschlechter- und Hochschulforschung.

Wasana Handapangoda, Department of Development Studies, Faculty of Social Sciences, University of Vienna, Austria. Research interests: Transnational migration and domestic work; intersectionality and identity politics; combining gender, work and home; and brokerage and the global political economy of care.

Dr. **Tine Haubner**; wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich für Politische Soziologie des soziologischen Instituts an der Friedrich-Schiller-Universität Jena; Tine Haubner forscht und lehrt im Schnittfeld von (Sorge-)Arbeit, Wohl-

fahrtsstaat und sozialer Ungleichheit und leitet aktuell ein Forschungsprojekt zu ländlicher Armut in Ost- und Westdeutschland.

Bob Jessop is Emeritus Professor of Sociology, Lancaster University, UK. His research focus is on critical state theory, critical governance studies, cultural political economy, Marxism, and the regulation approach.

Katharina Kreissl, Universitätsassistentin an der Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen am Institut für Soziologie, Johannes Kepler Universität Linz. Arbeitsschwerpunkte: Ungleichheiten in (Arbeits-)Organisationen, sozial-ökologische Transformation, Geschlechter- und Ungleichheitsforschung.

Cornelia Klinger hat eine apl. Professur für Philosophie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen inne. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Politische Philosophie, Gender Studies im Bereich Philosophie, Ästhetik, Theoriegeschichte der Moderne.

Ernst Langthaler ist Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Johannes Kepler Universität. Seine Forschungsinteressen umfassen Agrar- und Ernährungsgeschichte, Global- und Regionalgeschichte sowie historische Theorien und Methoden.

Prof. em. Dr. **Ilse Lenz**, Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum Forschungsgebiete: Geschlecht, Intersektionalität und soziale Ungleichheiten: Theorien und internationaer Vergleich (Europa, USA, Ostasien), Frauenbewegungen, Feminismen und soziale Bewegungen, Soziologie der Geschlechterkonflikte (Antifeminismen, Feminismen und Genderbewegungen).

Helma Lutz, Soziologin und Professorin für Frauen und Geschlechterforschung, Goethe Universität Frankfurt (2007–2021) beschäftigt sich seit vielen Jahren insbesondere mit Care-Migration aus Osteuropa und ihrer Analyse aus intersektioneller Perspektive. Jüngste Publikation:*The Routlege International Handbook of Intersectionality Studies, Hrsg. zusammen mit Kathy Davis.*

Maria Markantonatou is an Associate Professor in political sociology at the Department of Sociology, University of the Aegean, Lesvos, Greece. She also teaches the module "European political ideologies" at the Hellenic Open University.

Nicole Mayer-Ahuja ist Professorin für die Soziologie von Arbeit, Unternehmen und Wirtschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Arbeit in historischer und transnationaler Perspektive,

Prekarisierung/Informalisierung von Arbeit, Arbeitszeit und Arbeit in der Klassengesellschaft.

Dr. **Michael Meuser** ist Professor (i.R.) für die Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Technischen Universität Dortmund. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Männlichkeiten, Familiensoziologie, Soziologie des Körpers, Wissenssoziologie und Methoden qualitativer Sozialforschung.

Uli Meyer ist Professor für Soziologie an der Johannes Kepler Universität Linz. Seine Schwerpunkte sind Technik-, Innovations- und Organisationssoziologie. Er forscht zur Wechselwirkung von Technik und Gesellschaft und den daraus resultierenden gesellschaftlichen Veränderungen.

Andreas Novy ist ao. Universitätsprofessor am Department für Sozioökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte sind sozialökologische Transformation, Sozioökonomie, Klimaforschung sowie Stadt- und Regionalentwicklung.Er ist Präsident der International Karl Polanyi Society.

Susanne Pernicka ist Professorin für Soziologie, insb. Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitssoziologie an der Johannes Kepler Universität Linz. Ihre Forschung fokussiert auf international vergleichende Arbeitsbeziehungen, soziale Bewegungen und die sozialökologische Transformation von Arbeit.

Anna Pillinger ist Doktorandin und Projektmitarbeiterin in der Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen am Institut für Soziologie an der Johannes Kepler Universität Linz. Ihre Forschungsgebiete umfassen Science and Technology Studies, Sociology of Care und Arbeitssoziologie.

Florian Pimminger ist Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW-DOC-team) und Projektmitarbeiter am Institut für Soziologie der Johannes Kepler Universität Linz. Forschungsgebiete: Soziologie sozialer Ungleichheit, Sociology of Care, Soziologie zivilgesellschaftlichen Handelns.

Veronika Prieler, Dr., postdoctoral researcher within the research project "Relocating Care within Europe: Moving the elderly to places where care is more affordable" at the Amsterdam Institute for Social Science Research, University of Amsterdam. Research interests: social policy and welfare state transformations, marketization and privatisation of care, migration, with a special focus on intermediary agents.

Birgit Riegraf, Präsidentin der Universität Paderborn und Professorin für Allgemeine Soziologie an der Fakultät für Kulturwissenschaften, Universität Paderborn (BRD). Arbeitsschwerpunkte: Wissenschafts- und Hochschulforschung, Arbeits- und Organisationssoziologie, Geschlechterforschung.

Birgit Sauer war bis zu ihrem Ruhestand im Oktober 2022 Professorin für Politikwissenschaft an der Universität Wien. Ihre Forschungs- und Lehrschwerpunkte liegen in den Bereichen feministische Staats- und Demokratietheorie, Rechtspopulismus und Geschlecht sowie Emotionen, Staat und Politik. Ihre letzte Buchveröffentlichung: Birgit Sauer und Otto Penz: Konjunktur der Männlichkeit. Affektive Strategien der autoritären Rechten, Frankfurt / M. / New York: Campus, 2023.

Karin Scherschel ist Professorin für Flucht- und Migrationsforschung an der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und Leiterin des Zentrums Flucht und Migration an der KU. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Migration, Asyl- und Flucht, Menschenrechte, Citizenship und Teilhabe, Rassismus, Erinnerungspolitiken, Gender, Soziale Ungleichheit, Strukturwandel der Arbeit/aktivierende Arbeitsmarktpolitik sowie Grundsicherung / Prekarisierung.

Elke Schüßler ist Professorin für Betriebswirtschaftslehre, insbes. Entrepreneurship an der Leuphana Universität Lüneburg. Zuvor war sie Vorständin des Instituts für Organisation an der Johannes Kepler Universität Linz. Sie forscht zur Entwicklung nachhaltiger Organisations- und Wirtschaftsformen, u. a. im Bereich der Arbeitsstandards.

Karin Schwiter ist Assistenzprofessorin für Labour Geography an der Universität Zürich. In ihrer Dissertation am Zentrum Gender Studies der Universität Basel beschäftigte sie sich mit vergeschlechtlichten Lebensentwürfen von jungen Erwachsenen. Ihre gegenwärtigen Forschungsschwerpunkte sind die Transformation von Care-Arbeit und prekarisierte Arbeitsverhältnisse in feminisierten Arbeitsfeldern.

Ngai-Ling Sum retired as a Reader of Cultural Political Economy in the Department of Politics Philosophy Religion, Lancaster University, UK. She is now a honorary research fellow of the Sociology Department and the Co-Director of the Research Centre of Cultural Political Economy, Lancaster University. Her research interests include the regulation approach, cultural political economy of Marx, Gramsci and Foucault as well as its applications to mainly issues in East Asia.

Hildegard Theobald ist Professorin für Orgnaisationelle Gerontologie an der Universität Vechta. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind international vergleichende Forschung zu Care, Professionalisierung und Migration aus einer Perspektive der Intersekionalität.

Prof. Dr. phil. habil. **Hans-Jürgen Urban**, geboren am 03.07.1961 in Neuwied/Rh., ist geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall in Frankfurt/M. und dort insbesondere für die Felder der Sozialpolitik, des Arbeits- und Gesundheitsschutzes sowie der beruflichen Bildung zuständig. Zugleich ist er als Honorarprofessor am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena tätig. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Arbeits-, Wirtschafts- und Gewerkschaftssoziologie, der Europäischen Integration sowie der public sociology.

Stefani Vasil is a lecturer in Criminal Justice at the Australian Catholic University. Prior to this, she was a Postdoctoral Research Fellow with the Monash Gender and Family Violence Prevention Centre at Monash University. Stefani's primary research centres on the intersections between migration and gendered violence with a focus on citizenship and immigration regimes and the role of the state. She is a member of the National Advocacy Group on Women on Temporary Visas Experiencing Family Violence.

Susanne Völker ist Professorin für Methoden der Bildungs- und Sozialforschung und Genderforschung an der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Praxeologische Soziologie, Feministische Prekarisierungsforschung, Gender und Queer Theory, Feminist New Materialism, Post- und Dekoloniale Theorien, Biographieforschung und Habitusanalyse.

PD Dr. **Stephan Voswinkel**, Soziologe am Institut für Sozialforschung, Frankfurt a. M. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits-, Wirtschafts- und Organisationssoziologie, Soziologische Theorie.

Lena Weber, Teamleitung des Kompetenzzentrums Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS) bei GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften (Köln, BRD). Arbeitsschwerpunkte: Ökonomisierung der Wissenschaft, Gleichstellungspolitiken an Universitäten, Digitalisierte Arbeit im Care-Sektor, Care-Arbeit und Geschlecht.